This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

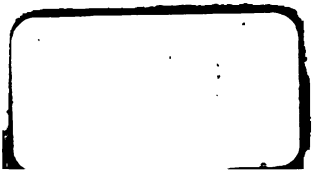
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07575119 2



Phäaken.

Roman

von

Carl Conte Scapinelli.

Leipzig,
Verlag von L. Staackmann.
1907.

. Fiction, German

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
420081 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 19.9 L

Alle Rechte vorbehalten.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Erſtes Buch.

I.

Das ſchmucke, einſtöckige Häuschen, das der kaiſerliche Rechnungsrat Salinger bewohnte und das ſchon ſeit zwei Generationen im Beſitze ſeiner Familie war, lag draußen auf der „Landſtraße“, dem ſogenannten dritten Bezirk Wiens, gegen Erdberg zu, von den großen Gärten reicher Handelsgärtner umgeben, ſelbſt von einem kleinen Gärtchen ſorgſam umſtellt.

Zu Ende der ſechziger, zu Beginn der ſiebziger Jahre ſah es da draußen noch recht ländlich aus; in einem langen dünnen Faden zog ſich die Erdbergerſtraße, von kleinen, ebenerdigen Hütten umſtellt, oft wieder von Gartenplanken umgrenzt oder gar in der geraden Linie geſtört, faſt parallel zum Donauarm den Wieſen und Äckern zu, — doch den Prater und ſeine Auen, der über den Flußarm mit den alten Baumwipfeln herübergrüßte, niemals aus der Sehweite verlierend.

Herrn Rechnungsrat Salingers Haus ſtand nicht unmittelbar am Straßendamm. Noch trennte es eine große Handelsgärtnerei von demſelben.

Einer der Vorfahren Salingers war nämlich ſelber ſolch ein Gemüſegärtner geweſen, der am hohen Markt einen Stand beſeſſen und es nach und nach zu einem netten Stückchen Geldes gebracht hatte, mit dem er ſich an Stelle der alten verfallenen Hütte dieſes Haus

baute. Im Laufe der Jahrzehnte war das Gartenland ringsum zum größten Teil verkauft und schon teilweise verbaut worden, und die Salingers hatten sich anderen Berufen zugewandt. Das Geld für die Gärtnereien war den vielen Töchtern als Heiratsgut mitgegeben worden, und Rechnungsrat Salingers Vater, der nach langer Militärdienstzeit eine Kanzlistenstelle innehatte, war mit seiner Familie der einzige Bewohner dieses Hauses gewesen.

Nachdem dieser schon lange gestorben war, hauste dessen Gattin, die Mutter des Rechnungsrates, noch lange in diesem Hause, ja die alte Frau hatte noch ihre Schwiegertochter überlebt und bei ihres Sohnes Kindern: bei der Kathi, die später den Offizial Liebl geheiratet hatte, und bei der um fünf Jahre jüngeren Toni, Mutterstelle vertreten, bis auch sie plötzlich starb.

Darum hing Rat Salinger gar so sehr an dem kleinen lieben Häuschen, an welchem die Weinreben die ganze Vorderfront überwucherten, und dessen Fenster fast vom Grün des Laubes verwachsen erschienen, wenn nicht das Rot der Geranienblüten am Fensterbrett daran gemahnt hätte, daß doch noch so viel Raum übrig blieb, daß hier wieder andere Gewächse ihr stilles, blütenreiches Leben fristen konnten.

In den Abendstunden, wenn Herr Salinger vom Amte heimgekommen war, konnte man ihn stundenlang mit seinen Blumen und seinen Reben beschäftigt sehen, und wenn die Sommerhitze tagsüber allzu heiß und austrocknend gewesen, dann ließ er es sich nicht nehmen, selbst seine Blumen zu gießen.

„Sonſt macht's doch keiner recht!“ pflegte er zu ſagen. Nach dem ewigen geiſttötenden Einerlei ſeines Tagewerkes war ihm dieſe ruhige Beſchäftigung, dieſe hübſche Liebhaberei, die ſich wohl aus dem Stammberuf ſeiner Vorfahren in ihm wach erhalten hatte, eine angenehme Erholung und Zerſtreuung.

Grau und alt war er geworden im Jahrzehnte langen Umgange mit den Zahlen, mit den Akten; — längſt hätte er für alles andere im Leben das wirkliche Intereſſe verloren, hätten ihn ſeine Blumen nicht doch wach erhalten, hätte er ſich nicht doch für dieſe ſorgen müſſen.

Seine Töchter hatte er gut erzogen, aber er hatte ſie immer mehr ſeiner Mutter überlaſſen, weil's eben „Weiber“ waren, die doch ganz andere Intereſſen hatten, und wenn er ſich manchmal mit ihnen an ſeinen Blumenbeeten in der gleichen Liebe fand, dann war er faſt heimlich eiferſüchtig. Das war ſeine Domäne, das waren ſeine Blumen, die immer bei ihm blieben, — die nicht fortkamen aus dem Hauſe, wie ſeine Töchter, wie ſeine Kathi, die den Rechnungsoffizial Liebl geheiratet hatte. Der hatte ſich auch von Amtswegen über ſeine Liebe zu den Blumen in ſeine Gunſt geſchmeichelt, hatte die Einladung zum Beſuch des Erdberger Gartens angenommen, hatte ſich mit erheucheltem Intereſſe all' die Sehenswürdigkeiten der Flora zeigen laſſen und dabei heimlich auf die erblühte Roſe Kathi geſchielt, und dieſe eines ſchönen Tages von ihm ganz keck zur Frau gefordert.

Er hatte ſie ihm ohne Widerſpruch gegeben, aber

er war doch mißtrauisch gegen Offizial Liebl geworden, denn als Schwiegersohn stand er seinem Herzen lange nicht so nahe, wie als Pflanzenfreund.

Und dann diese ewige Beschäftigung mit der Politik, der fortwährende Besuch von Versammlungen, der Anschluß an Vereine, an Parlamentarier, das paßte ihm bei Liebl noch weniger. Ein kaiserlicher Beamter darf sich nicht so stark in die neuen Zeitströmungen stürzen, er ist mit dem zufrieden, was die Regierung will, denn die Regierung zahlt ihn. — Er nahm ja auch teil an allen politischen Ereignissen, aber par distance — durch die Zeitung. Er gab auch seine Meinung darüber ab — aber am Wirtshaustisch — bei sich zu Hause — nicht in öffentlichen Versammlungen, vor jedem, der daher gelaufen kam. Das „Neue", dieses drohende Gespenst, das seit wenigen Jahren durch alle Gassen Wiens schlich, das die alten Häuschen niederriß, die engen Gäßchen weit auftat, das durch den Mund der Volksvertreter sprach, das Kirche und Staat angriff, das sich selbst an die Throne wagte, — das haßte, das verabscheute er. Überall zeigte es sich — sogar in den kaiserlichen Ämtern. Es kämpfte durch die Untergebenen gegen den Chef, es verlangte mehr Gehalt, es forderte mehr Stellen, es änderte den Stil der Akten, ja selbst die Art der Kalkulation, es trieb die Preise der Lebensmittel und Waren in die Höhe und brachte die kleinen Leute an den Bettelstab.

Und gegen dieses „Neue" konnte man sich nur schützen, wenn man bei sich daheim in seinem Häuschen, bei

ſich daheim bei ſeinen Blumen blieb. In ſein Haus durfte es nicht kommen, dafür ſtand er gut. Und wenn einer das „Neue“ ſchon heimlich im Herzen trug, wie ſeine Kathi, dann ſollte ſie nur aus dem Hauſe gehen, einen fremden Mann nehmen, — einen „Neuen“.

Die Toni freilich, die war anders, die war ſtill und ruhig und häuslich, darum war ſie bis jetzt bei ihm geblieben, im Haus, in dieſer feſten Burg.

Durch die bunten Blumenbeete, die ſich unmittelbar an die Front des Häuschens anſchloſſen, ſchritt die große hagere Geſtalt Salingers auf und ab, hin und wieder ſich zu einer Knoſpe, zu einem Halm wohlwollend herniederbeugend. Sein Kopf war unbedeckt, — der laue Frühlingswind ſtreichelte ſein graues, ſorgſam zurückgeſtrichenes Haar und gaukelte koſend um die farbloſen Wangen, um den langausgezogenen grauen Bart, um die hageren, in ſchwarze Kleidung gehüllten Glieder. Nur zum Hals, der durch einen hohen Kragen und eine breite ſchwarze Binde geſchützt war, konnte er nicht recht heran. Die Hände am Rücken gekreuzt, den Kopf zu einem in Blüte ſtehenden Kirſchbaum erhoben, ſtand Rat Salinger da, die köſtliche Luft einſaugend, die vom Prater her über ſein Gärtchen ſtrich.

Sechzig Jahre war er heute. Sechzig „Lenze“ brummte er lachend, da er ſein Alter mit der Jugend der Natur um ſich unwillkürlich vergleichen mußte. —

Und wenn er ſo raſch die Bilanz ſeines Lebens zog, mußte er ſagen, es war ein ruhiges, friedliches geweſen, das immer in den richtigen Bahnen dahingeſchritten war, — ſo recht das Leben eines kaiſerlichen,

in Wien anſäſſigen Beamten. Freilich in ſeine erſten Lebensjahre da war etwas wie Lärm und Getöſe, wie Schwertergeklirr und Paukenſchläge hineingedrungen, aber er war noch zu jung, als daß es ihm als ſolches erſchienen wäre. Trotz allen Wandlungen und Kriegen, die Öſterreich in der Folge mitgemacht, war er auf ſeinem ruhigen Beamtenpoſten ohne Wanken und Schwanken, ohne viel Reden und Sinnieren ſtehen geblieben; Vormärz, Revolution, Krieg, Verfaſſungsänderung waren an ihm vorübergegangen, aber hinein in ſeine kleine, verſtaubte Amtsſtube, in den düſteren Lichthof des Amtsgebäudes, hinaus bis in ſein ſtilles, ruhiges Heim war von dieſen böſen Dingen nicht viel gedrungen. — Er tat ſeine Arbeit und wollte ſeinen Frieden. — Und nun auf einmal gärte es überall, im Amt drinnen und draußen in der Vorſtadt, es änderte ſich ſo viel, wie ſonſt in Jahrzehnten nicht; andere Geſichter im Amte, ein lauterer Ton, ein ſchärferes Kommando, — und draußen neue Häuſer, neue Straßen, neue Verkehrsmittel, immer mehr Lärm und weniger Frieden, immer mehr Geſchrei und weniger Geld unter den Leuten.

Die „neue Zeit“, ja, ja, er dachte mit Bitternis daran, die Umwälzung, der Umſchwung; die Großen blieben die Großen, nur die Kleinen kamen noch tiefer herunter, wurden noch kleiner, noch ärmer. Er brauchte ja nur von ſeinem Garten aus um ſich zu ſehen. Immer mehr Neubauten ſperrten ihm die Ausſicht ins freie Land, und dort, wo er noch durchſehen konnte, da ragten ſtatt der ſtämmigen hohen Bäume, die einſt

dort geſtanden, rote dünne Fabrikſchlote in die Luft.

Die Bevölkerung in ſeinem Bezirke nahm jährlich zu, — aber ſtatt des Bürgerſtandes, der früher dort gehauſt, zog immer mehr fremdes Arbeitsvolk in die Vorſtadt, die früher ein Städtchen für ſich war, ein Sammelpunkt wohlhabender Bürger. Und trotz all' dem Zuzug von außen klagten und jammerten die Geſchäftsleute des Bezirkes, daß die Kundſchaft immer weniger werde, daß alles Volk in die innere Stadt laufe oder ins ſogenannte Geſchäftsviertel, nach Mariahilf, weil dort alles wohlfeiler zu erlangen ſei. Und die paar, die noch bei den kleinen Meiſtern arbeiten ließen, die ihre Lebensmittel beim kleinen Kaufmann holten, die hatten kaum die Mittel, bar und pünktlich zu bezahlen.

Sechzig Jahre war er heute, dachte er wieder. Er fühlte ſich zwar noch nicht alt, körperlich wenigſtens nicht, aber er mußte doch ſchon alt ſein, weil er ſchon anfing, in eine neue Zeit hineinzuragen, weil er mit dem beſten Willen mit ihren Ideen, mit ihren Forderungen geiſtig nicht mehr Schritt halten konnte.

Langſam ſchritt er zwiſchen den Beeten ſeines Gärtchens auf und ab. Heute ſollten ſich ſeine Verwandten und Bekannten zu einer gemütlichen Geburtstagsjauſe bei ihm verſammeln. Zur guten Hälfte wenigſtens Leute vom alten Schlag und altem Schrot, von denen es jeder in ſeinem Berufe zu etwas gebracht hatte. Und die Jungen, die mitkamen, die waren auch willkommen, die waren auch vom ſelben Holze wie die

Alten, nur daß ſie noch üppiger wucherten und grünten — die mußten erſt „zugeſchnitten“ werden —; unwillkürlich fiel ihm dieſer Vergleich aus ſeiner gärtneriſchen Praxis ein.

Zuſchneiden mußte man die jungen Bäume, daß ſie nicht allzulange blaßblätterige Äſte ohne Mark und Kraft hoch in die Luft ſchoſſen, ſondern daß die Kraft beiſammen blieb und den eigentlichen Stamm durchdrang, daß dieſer knorrig, ſtämmig, ſtark und wetterhart werde.

Und heimlich nahm er ſich vor, heute gleich am jungen Liebl, an deſſen talentiertem, ſtrebſamem Freund, dem Dr. Kaſtner und an den anderen Jungen und „Neuen“ ſein Experiment zu verſuchen, ſie ein bißchen „zuzuſchneiden“, zurechtzuſtutzen. Und er lachte ob dieſes kühnen Vorhabens ganz luſtig in ſich hinein.

„Toni!“ rief er dann zu einem der offenen Fenſter im Erdgeſchoß des Häuschen hinein, und bald erſchien ein ſchmächtiges, junges, ſchwarzhaariges Mädchen.

In ihrem geſchmackvollen, aber einfachen Kleidchen kam ſie ruhigen, gemeſſenen Schrittes den Gartenweg entlang zu ihm; ihre blaugrauen Augen, die durch die großen ſchwarzen Wimpern noch heller erſchienen, ſtreiften dabei ein bißchen in die Ferne, als labe ſie ſich am hellen Blau des Frühlingshimmels, als ſehe ſie den Schwalben nach, die zwitſchernd den Inſekten im Fluge nachjagten.

„Paß auf, Toni,“ begann dann der Rechnungsrat Salinger, „alſo du weißt, um 5 Uhr kommen unſere Gäſte. Haſt alles gerichtet, damit alles klappt; zuerſt

den Kaffee und der Gugelhupf und die Krapfen, nachher Wein und Bier und Aufſchnitt, wie's ein jeder mag und ſpäter die Krennwürſteln — haſt alles beſorgt?!"

„Is ſchon alles im Haus, Vater!" hell und luſtig klang es, aber doch wie gedämpft, „kannſt dich auf mich verlaſſen."

Er ſtrich ihr liebkoſend über die Haare: „Biſt ja mein liebes Hausmütterl, Toni!" — „Und wennſt fertig biſt mit der Arbeit in der Küche, und 's Mädel das Weitere allein machen kann, nachher kommſt heraus und ſetzt dich auch zum jungen Volk und biſt auch luſtig an deines Vaters ſechzigſtem Geburtstag! Es kommen diesmal auch junge Herren, — Toni!" ſetzte er lächelnd hinzu.

„Weil ich mir ſchon ſoviel aus denen mach'!"

„Kommt ſchon noch einer, wart' nur, kommt ſchon noch einer, der dir's antun wird, — aber ein rechter braver G'ſcheiter muß ſein, Mädel, ſonſt laß ich dich nicht aus dem Haus. — Was tät' ich denn ſo ganz allein dahier!"

„Deine Blumen blieben dir ja! Vater, für die kannſt weiter ſorgen und ſie hegen, und die alte Köchin, die Wetty, auch, mit der kannſt weiter räſonieren und ſchimpfen!" Es lag wie ein geheimer Vorwurf in dieſer Antwort, wie eine heimliche Bitte um mehr äußerliche Liebe, um mehr tägliche Beachtung.

„Iſt ſchon ſo recht, wie's iſt," ſagte Salinger ganz feierlich. „D' Lieb und die Sorg' darf nicht auswendig ſein, gegen die Kinder net und net gegen den Ehegatten, merk dir's, Toni, die muß drinnen im Herzen ſitzen,

ſo tief drinnen, daß man's von außen kaum merkt; — denn das viele neue Getue, das iſt nicht ſo ſehr die Liebe, nicht ſo ſehr die Sorge, das iſt nur Äußerlichkeit, das iſt nur Lärm und Bemerktſeinwollen. Die richtige Liebe und die richtige Sorg' um ein', die iſt zu ſchamhaft und zu ſtill, als daß ſie laut wird!" Und er küßte ſein Kind bewegt auf die Stirne.

Lange ſchon hatte er in dieſem Ton nicht mehr zu ihr geſprochen, — trocken und ſtumm waren ſie nebeneinander einhergegangen, wenig kümmerte er ſich um die Toni, kaum daß er ſie nach ihrem Tagewerk fragte. Aber auf den leiſen Vorwurf wollte er heute doch eine herzliche Antwort geben, die andererſeits wieder eine Rechtfertigung ſein ſollte.

Faſt beſchämt und doch etwas ergriffen, ſchlich Toni wieder in die Küche zurück, ſich am Wege die Worte des Vaters kopfſchüttelnd und doch mit ſchelmiſchem Augenleuchten wiederholend.

„Die richtige Lieb', die muß drin im Herzen ſitzen, ſo tief drinnen, daß man's von außen kaum merkt!"

Und unwillkürlich fuhr ſie mit der Linken an die Herzgegend. Saß da auch eine Liebe drinnen, ſo ſtill und ſchamhaft, daß man ſie von außen nicht merkte?! Sie wußte ſich ſelbſt kaum darauf eine richtige Antwort zu geben. — —

Kurz darauf kam von der Straße her ſchon der erſte Gaſt, der Pfarrherr von Erdberg, Prälat Hauenſteiner, ein treuer, alter Freund des Hauſes Salinger. Hauenſteiner war zu der damaligen Zeit auch Reichstagsabgeordneter und gehörte zu den bekannteſten

und beliebteſten Figuren des Parlaments, den auch ſeine Gegner ob ſeiner vornehmen, ruhigen und freundlichen Art ſchätzten und achteten. — Er hatte in ſeinem Auftreten etwas ſo Joviales, etwas ſo Gütiges, war ſtets zum Verſtehen und Verzeihen bereit. Dazu die hohe, ſtattliche Geſtalt, die die ſiebzig Jahre nicht zu beugen vermochten, und das freundliche, von einer großen Hakennaſe geteilte Geſicht mit der ſchneeweißen, buſchigen Haarkrone. Halb ein Abbé, halb ein hoher Beamter vor achtundvierzig, ſo ſah er aus.

„Alſo, Leopold, meine herzlichſte Gratulation! Sechzig biſt?! Das iſt noch kein Alter. Die Patriarchen des Alten Teſtaments waren noch viel älter, viel älter, und dein Freund Hauenſteiner iſt ſchon ſiebzig, — aber er ſpürt nichts davon. Siehſt du, die Jahre zwiſchen ſechzig und ſiebzig, das waren meine ſchönſten. Schon alt genug, um vernünftig zu ſein, um ſich ruhig zu beſcheiden, und doch noch Kraft und Mut genug, um in ſtillem Behagen, in ſtiller Beſchaulichkeit alles mitanzuſehen und dahinzuleben. Auf einmal fangſt du erſt an, die ganze Welt zu verſtehen. Die Leute um dich, das Herz in dir, und die, die dir fern zu ſtehen ſcheinen. — Wie an einem klaren Herbſttag iſt's, da glitzert alles doppelt hell, doppelt goldig, da iſt der Strahl der Sonne nur mehr mild und wohltuend, der Schein nicht grell, ſondern verklärend, — alles erſcheint dir gehoben; — die Ferne liegt dir auf einmal ſo nahe, ſo klar vor den Blicken, — du ſiehſt die Vergangenheit und die Zukunft!"

„Die Zukunft?! — Die mag ich lieber nicht ſehen, Hauenſteiner! Die ſchaut ſo traurig und ſo wirr aus. Es iſt kein Frieden mehr in der Welt, kein ruhiges Auskommen. Alles ſoll anders werden und anders ſein, wie bis jetzt!“

„Und war das in unſerer Jugend nicht auch ſo? Hat es da nicht auch Umſturz und Änderung gegeben? Nein, Salinger, es bleibt ſich alles gleich. Die Leute wechſeln, ihre Stimmen klingen darum anders, weil's eben andere ſind, die ſchreien, — und ſie wollen vielleicht etwas anderes, — aber es iſt doch ewig und immer dasſelbe: der Kampf um die Exiſtenz, der Kampf um eine gute Poſition. Ob's Könige ſind, die ſich die Länder ſtreitig machen, ob's Bauern ſind, die des Adels Herrſchaft müde, ob's Ketzer ſind und Irrlehrer, die ihre eigene Kirche verleugnen: — es iſt nur der Kampf um die gute Poſition! Oben will ein jeder ſein, — darum kehrt ſich im Laufe von dreißig, vierzig Jahren das Unterſte immer wieder zu oberſt, dort wo die Kraft, die Jugend iſt, dort geht's in die Höhe, — und wo's Alter iſt, wo die Müdigkeit iſt, da geht's herunter. Und das Schwungrad „Leben“ genannt dreht ſich in einem fort, und die Kraft, die's treibt und die's auch nicht aufhält, wenn's vom Zenit wieder heruntergeht, iſt die ewige Jugend, heut' die Jugend von heute, morgen die Jugend von morgen! Und wenn's oben waren, oben ſind, dann kommt die bequeme Fahrt bergab. — Da braucht's keine Anſtrengung, das geht von ſelbſt. Willſt du ſie aufhalten, Salinger?!“

„Den Willen hätt' ich dazu! Aber die Macht und die Kraft nimmer!"

Die beiden hätten wohl noch lange so miteinander gesprochen, der eine voll gütigem Verstehen, der andere voll verknöchertem Nichtbegreifenwollen, wenn nicht schon andere Gäste gekommen wären, die kurzer Hand von der alten Wetty in den Garten gewiesen wurden.

Da kam vor allem das Ehepaar Liebl einher. Vorerst die junge Frau Kathi, ihr Töchterchen, die Roserl an der Hand, die, einen großen Strauß Blumen in den Händchen, dem Großpapa gratulieren sollte. Schüchtern und kaum hörbar brachte sie ihren Glückwunsch vor, und doch hatte der Rat über seines Enkelkindes Gratulation ersichtliche Freude; er nahm die Roserl gleich aufs Knie und scherzte und lachte mit ihr. Auch seinem Schwiegersohn Liebl, der zugleich sein Untergebener im Amte war, schüttelte er gerührt die Hand.

Es war doch ein schmuckes, glückliches Paar, seine Tochter Kathi mit den roten Backen, — der vollen Gestalt, die sie von der verstorbenen Mutter hatte, und dem ewigen Lachen und Schwätzen um den Mund. Und wenn sie den mürrischen Papa auch früher oft mit ihrer Redseligkeit und Lustigkeit geärgert hatte, er hing doch mehr an ihr, als er es sich merken ließ.

Offizial Liebl stand mit dem Prälaten Hauensteiner ein bißchen beiseite, in ein Gespräch vertieft, das über Politik geführt wurde.

„Sprecht's schon wieder von politischen Sachen!" rief Salinger ein bißchen ärgerlich herüber. Und doch

freute er ſich, daß ſein alter Freund Hauenſteiner, auf den er ſo viel hielt, an ſeinem Schwiegerſohn Gefallen fand. G'ſcheit war er und unterrichtet auch, das ließ ſich nicht leugnen. Wie er jetzt ſo daſtand, die kleine, etwas volle Geſtalt fort durch die Aktionen der Hände bewegt, das runde, von einem kurzen, braunen Vollbart umrahmte Geſicht von zwei Augenſternen hell erleuchtet und durch ſie lebendig durchgeiſtigt gemacht! Die Wangen rot und rund und trotz ſeiner Jugend ſchon ein kleines Bäuchlein, vom vielen Sitzen, vom guten Eſſen und Trinken.

Jetzt kam auch im tadelloſen ſchwarzen Anzug, mit einer roten Krawatte, die ein großes, goldenes Hufeiſen als Nadel zierte, der reiche Fuhrwerksbeſitzer Maderl von der Nachbarſchaft. Seine Hände ſteckten in braunen Lederhandſchuhen und ſahen noch wuchtiger aus; ſein rotes Geſicht, das ein feſcher, blonder Schnurrbart ſchmückte, lächelte beſtändig ſelbſtbefriedigt. „Mir ſan mir" und „Mir ham's ja", dieſe zwei Wiener Sprüche ſtanden ihm auf der Stirne geſchrieben. An ſeinem Arm hing, in einer ſeidenen Robe einherrauſchend, ſeine Ehefrau, die Poldi Maderl, einmal die reichſte Partie vom Grund, deren Mitgift Maderl ermöglicht hatte, ſeinen Stall um ein Bedeutendes zu vergrößern; er wie ſie mochten erſt in den Dreißig ſein, und doch ſah er durch ſeine runden Formen, durch ſein ewiges Lächeln, durch das ſchlaue Blinzeln ſeiner liſtigen, munteren Äuglein viel jünger aus als ſie, die ſchon etwas verbiſſene Züge hatte und in der Sucht, ſich jugendlich zu kleiden, erſt recht älter erſchien.

Die Salinger und Maderl waren durch Heirat weitschichtig verwandt; vor Jahrzehnten hatten Vorfahren von ihnen, die Nachbarskinder gewesen waren, sich geheiratet, aber trotzdem bestand der Fuhrenbesitzer Maderl auf dem Prädikat „Herr Vetter" und auf dem vertraulichen „Du".

„Mein Vetter, der kaiserliche Rat," pflegte er bei jedem möglichen und unmöglichen Anlaß zu sagen. Er war stolz auf diese Bekanntschaft, wie er überhaupt vor allem, was Militär oder Staatsbeamter hieß, einen gelinden Respekt hatte und sich ihnen nur gleichgestellt sah, wenn er mit seinem Gelde protzen konnte. Ein Staatsbeamter war in seinen Augen zwar ein „Hungerleider", aber ein gar nobler; und nobel wurde auch er nach seinen Begriffen nur dann, wenn er sein Geld auf irgendeine Weise sehen lassen konnte.

„A Kleinigkeit habe ich dir heute mitgebracht, Salinger," und dabei zog er ein wuchtiges Etui hervor, in welchem ein großer, kunstvoll geschnitzter Meerschaumspitz lag. —

„Es ist der Kopf von meinem besten Roß, von der ‚Mutzi' drauf, — hat's a Künstler in sein Fach g'macht, weil i weiß, daß du an der Stuten auch a Freud hast!"

Lächelnd nahm Salinger den allzu schweren künstlerisch geformten Zigarrenspitz entgegen, — er kannte den Maderl, den durfte man nicht vor den Kopf stoßen, der war selig, wenn er geben konnte.

„Der Graf Chaky, den der Laxemburger Toni,

mein Kutſcher, fahrt, hat ſich auch an ſolchen beſtellt, weil's wirklich was ſchön's iſt, ſo a Spitz; aber behandelt will er ſein."

Nun begann Maderl ausführlich und laut die Behandlung und Pflege eines echten Meerſchaumſpitzes auseinanderzuſetzen, und die meiſten der Anweſenden hörten ihm willig zu. —

Schon hatte man im Gartenhauſe Platz genommen. Toni und Wetty brachten die Kaffeetaſſen, Altwiener Porzellan, an dem ſich Maderl nicht genug ſatt ſehen und immer wieder bemerken konnte, die wären zu hübſch und ſehr wertvoll, er kaufe ſie auf der Stelle dem Herrn Vetter ab, aber er wiſſe, der wolle kein Geſchäft machen.

Nach und nach kamen die übrigen Gäſte, die Freundinnen der Toni, ein, zwei Kollegen des Liebl, und Frau Kaſtner, die Kaufmannswitwe, die ſeit Jahren und Jahren ſchon den Kolonialwarenladen auf der Landſtraße, den ſie nach dem Tode ihres Mannes übernommen hatte, allein mit Umſicht führte, und der allgemein als der lukrativſte der ganzen Gegend galt. — Sie war eine kleine, ſchmächtige Frau, mit ſchlichtem grauen Scheitel, den ein ſchwarzviolettes Häubchen zierte, ſie hatte große ſchwarze Augen, die alles, was ſie anſahen, genau zu prüfen ſchienen, und ihre große Hakennaſe, die über das ſpitze Kinn ſich herabzuneigen ſchien, gab ihr einen energiſchen Ausdruck. Die „Kaſtnerin", — wer kannte ſie nicht in Erdberg und auf der Landſtraße, — war die beſte, ruhigſte Geſchäftsfrau, die alle Männer in den Schatten ſtellte.

Ihr Mann war nie ein guter Geschäftsmann gewesen, er hatte sich um seine Kundschaft und um seine Waren wenig gekümmert, war gerne da und dort bei einem Viertel Wein im Gasthaus gesessen, und wenn er überhaupt noch einigen Zulauf hatte, so dankte er das seinem heiteren, witzigen Wesen, durch das er sich überall bekannt gemacht hatte. Als er eine junge Salzburgerin als Frau heimgeführt hatte, war freilich in seinem äußeren Wesen wenig Änderung eingetreten. Er trank weiter da und dort sein Viertel Wein, machte weiter seine Witze und Späße, — aber sein Geschäft fing an zu florieren; das „arme Hatscherl", wie die Leute die junge Frau anfangs zu nennen pflegten, brachte das Geschäft in die Höhe — sorgte für alles und wußte die Kundschaft immer zufrieden zu stellen.

Darum trat auch im Kundenkreis keine Änderung ein, als nach zehnjähriger Ehe Herr Kastner einem Schlaganfall erlag, — man vermißte keinen Mann im Geschäfte, weil man dort keinen zu sehen gewohnt war. Der Franzl, ihr einziges Kind, war ins Gymnasium gekommen, der Franzl war auf die Universität gekommen, der Franzl war Doktor geworden, hatte ein Jahr im Auslande zugebracht und war bei einem Advokaten als Konzipient angestellt worden. Die Mutter wollte aus Angst, er gerate seinem Vater nach, den aufgeweckten Burschen nicht Kaufmann werden lassen, trotzdem es von jeher dessen größte Freude gewesen wäre.

„Der soll mir höher hinaus, der soll mir was Großes, was Ordentliches werden, den die Menschen

achten, ſchätzen und brauchen." Das Geld zu dieſer Karriere hatte ſie in all den Jahren ſorgſam zuſammengeſpart, an dem fehlte es nicht; — lernen ſollte er, was in ſeinen Kopf hineinging. Und es ging viel hinein, denn er war ein talentierter Junge.

„Wo iſt der Herr Doktor?" das war die erſte Frage, die an Frau Kaſtner gerichtet wurde.

Der würde erſt ſpäter kommen, der hätte noch zu tun. —

„Sicher wieder in den Vereinen oder gar noch am Gericht?" fragte Rat Salinger.

„Ja, ich hab' ſchon g'hört, reden kann er, der Dr. Kaſtner, bei den Verſammlungen und am Gericht."

„Und die armen Leut' verteidigt er, — die Kanzlei von ſeinem Chef ſoll ja durch ihn einen Rieſenzulauf haben."

„Ja, der hat halt auch das Gemütliche und Gewinnende vom ſeligen Herrn Gemahl!"

So ging es durcheinander, ein jedes wußte über Dr. Kaſtner der Mutter etwas Lobendes zu ſagen, galt er ja doch im ganzen Grund als der zukünftige „große Mann".

Der Kaffee wurde herumgereicht, der Kuchen gelobt, die Toni als gute Hausfrau bewundert, die alles ſo nett und glatt herzuſtellen verſtand. „Dem Dr. Kaſtner mußt' auch ein Lackerl Kaffee und ein Stückerl vom Geburtstags-Gugelhupf aufheben, Toni!" meinte fürſorglich der Herr Rat.

„Der wird ſich aus Süßigkeiten doch nichts machen!“ erwiderte halbtraurig, halb ſchnippiſch die Toni.

„Was Gut's mag er alleweil!“ ſagte Frau Kaſtner intervenierend.

Es dauerte auch nicht lange, da erſchien der Vielbeſprochene. Schnellen, feſten Schrittes kam er den Gartenweg daher, ſeine große, ſtattliche Geſtalt, umflattert vom offenen Gehrock, ſein freundliches, offenes Geſicht, umwölbt von einem ziemlich langen blondbraunen Vollbart, die vollen Haare ſchlicht zurückgeſtrichen und von einem großen ſchwarzen Schlapphut halb bedeckt. Aber er war nicht allzu künſtlermäßig eingedrückt, dieſer Schlapphut, er war voll und rund, mehr bürgerlich geformt, er hatte beinahe etwas Behäbiges; — die ſchwarzen Augen ſeiner Mutter, aber ſanfter, weniger ruhig und ſuchend, mehr heiter und lächelnd, leuchteten aus Kaſtners Antlitz. Ein Mann, wie geſchaffen, um von den Maſſen geliebt und gehätſchelt zu werden, ſtattlich, flott und doch geſammelt, kräftig und doch geſchmeidig, jung, mutig im Ausdruck, aber doch durch die Figur und die Barttracht älter, geſetzter gemacht.

Und auf einmal kam auch eine ganz andere Stimmung in die Geſellſchaft, die ſich bis jetzt von Satz zu Satz mühſam unterhalten hatte; auf einmal kam wirkliches Leben unter ſie, — man ſprach mit mehr Leidenſchaft, man lachte mit mehr Behagen, ja, man aß faſt mit mehr Appetit. Und trotzdem Dr. Kaſtner ſofort an Stelle des Rates Salinger der Mittelpunkt der kleinen Geſellſchaft geworden war, wußte er doch

ſich dabei im Hintergrund zu halten, nur raſch und freundlich all die Fragen, die man an ihn richtete, zu beantworten und dann wieder ſich den Nächſtſitzenden, dem Liebl und der Toni, in einem Einzelgeſpräch zuzuwenden. Mit Liebl ſprach er über Verſammlungen, über politiſche Reden und Pläne.

„Du mußt morgen in die Verſammlung in den Dreherpark kommen. Die wird intereſſant. Ich will mich an der Diskuſſion beteiligen. — Gut's Bier gibt's auch da draußen, da ſind die Maſſen immer gleich viel begeiſterter. Die Parteien werden dort ſchön zuſammenprallen, da kann ein ‚Wilder' beſſer fiſchen!"

Liebl war ſein Vertrauter, war ſein Famulus, der ihm überall an die Hand ging, der ihm die kleineren Sorgen, die unangenehmen, zeitraubenden Gänge abnahm, kurz, ſein treueſter, aufopferungsvollſter Freund, oft auch ſein beſter Berater. Was Liebl ſagte und ſprach, fand erſt in Dr. Kaſtners Mund Anerkennung, der konnte Liebls Gedanken erſt recht zum Ausdruck bringen, ſie populariſieren, ſie praktiſch erläutern und beleuchten, ſie ſozial aufputzen.

„Verzeihen Sie, Fräulein Toni, daß ich mich immerfort über Politik unterhalte, — aber ein bißchen bin ich doch in Gedanken bei Ihnen, — der Kaffee und Kuchen eminent! So was kann man halt nur in Wien haben, — in England, in Paris, in Berlin — gibt's ſo was Gutes nicht, — und auch in Wien kann's nur ein echtes Wiener Bürgermädel ſo gut bereiten!"

„So hausbacken, wollen Sie ſagen", replizierte witzig Fräulein Toni, die die Schmeichelei doch recht freute. —

„Nein, weiß Gott, dazu sind Sie und der Kuchen viel zu frisch," antwortete lachend Dr. Kastner, und wohlgefällig streifte sein Blick die zarte, hübsche Gestalt der Toni. —

Aber bald wandte er sich jemand anderem zu. Seine Mutter verfolgte jede seiner Bewegungen, jedes seiner Worte, halb bewundernd, halb ängstlich besorgt. Doch das war er schon gewohnt; er war ein viel zu offenes Wesen, um sich daraus etwas zu machen, und dann war's auch schon von Kindheit an nie anders gewesen, dieses ewige Bewundert- und Beobachtetwerden zugleich, das hatte ihm, seiner Art und seinem Temperament trotzdem nichts genommen, höchstens, daß er ein bißchen eitler geworden war, ein bißchen äußerlich selbstbewußter und selbstgefälliger.

Fuhrwerksbesitzer Maderl drang in Dr. Kastner, doch mit ihm am Sonntag „im feschen Zeugerl" ein bisserl hinauszufahren in die grüne Natur zu einem guten Tropfen nach Vöslau, nach Baden, nach Rodaun oder sonst wohin.

„Dös tut Ihna gut nach dem ewigen Stubenhocken, und d' Lungen reinigen S' auch vom Dunst der Versammlungslokale. — Wir Fiaker und Fuhrwerksbesitzer wollen jetzt auch an Verein gründen, weil's G'schäft nimmer so geht," fügte er dann groß dazu.

„Ich halte diese vielen kleinen Vereine nicht für so notwendig, als einen Zusammenschluß aller kleineren Leute, aller Gewerbstreibenden und Handwerker!"

„Aber, Herr Doktor, wie kann denn ein Fiaker mit an klan' Schuster zusammen in einen Verein sein?

Mir ſchonen die Schuh', weil ma d' Leut fahren, und d' Schuſter möchten, daß ſie's zuſammenreißen, daß die Leut mehr gehen!"

Dr. Kaſtner, Liebl und auch Prälat Hauenſteiner mußten über die nicht gerade weitſichtigen Ideen Maderls lachen.

„Aber i bitte, i bitte," ſagte er darauf erregt, „a Schuſter, a Schneider und a Fiaker!! Dös geht doch net!"

„Müſſen denn immerfort Vereine gegründet werden, muß man ſich denn nur verſammeln, nur immer reden — ich meine, 's Arbeiten wäre die Hauptſache." Dieſe Worte Salingers kamen in einem ruhigen Ton heraus, denen man doch den verhaltenen Ärger anmerkte.

Da man des Gaſtgebers Standpunkt allgemein kannte, erwiderte man weiter nichts; Dr. Kaſtner verſtand ſofort das Geſpräch auf ein anderes, weniger gefährliches Thema zu lenken, und mit gütigem Lächeln unterſtützte ihn Prälat Hauenſteiner.

Einſtweilen war es auch im Gartenhäuschen kühler geworden, und ſchon ſank die Sonne, daß man nur mehr die letzten roten Strahlen vom Horizont ſich abheben ſah.

„I denk, wir trinken den Wein drinnen," ſagte Salinger, um ſich blickend, und ſpeziell die älteren Leute waren damit einverſtanden.

Langſam erhob man ſich, voran Frau Kaſtner mit Herrn Rat Salinger. Dann Liebl mit Frau Maderl, ſpäter auch Frau Kathi mit Herrn Maderl.

„G'ſchmackvoll iſt dös Kleidel, wenn nur meine

Alte dös a verſtund! Schaun's nur, wie's in der Roben drinſteckt!"

Bei ihm war jedes kleine plumpe Kompliment mit einer böſen Bemerkung über ſeine Frau aufgeputzt. Denn immer wollte er zeigen, wenn ſie auch das Geld gehabt hatte, der „Herr" war er.

Schon machte ſich Toni daran, den Tiſch abzudecken, da trat Dr. Kaſtner auf ſie zu.

„Darf ich Ihnen ein bißchen behilflich ſein?" es klang freundlich und warm.

„Ein ſo berühmter Herr wie Sie wird doch nicht leere Taſſen abtragen!"

„Wenn ich Ihnen dabei behilflich bin, mit tauſend Freuden. Die Taſſen ſind mir ja, ehrlich geſtanden, Nebenſache, die Hauptſache, Fräulein Tonerl, iſt mir Ihre Geſellſchaft!"

„Was können S' denn mit an armen Madel, das den ganzen Tag im Hausweſen arbeit', reden, — a ſo a Politiker wie Sie?!"

„Ich bin ſo froh, wenn ich nicht ewig theoretiſieren, nicht ewig verſchleierte Wahrheiten ſagen muß, — glauben S', Fräulein Tonerl, ich ſag' auch gern ein liebes Wort, und ich hör's auch gern ſo ein liebes Wörtl!"

„Das ſagen S' jetzt, Herr Doktor, weil S' glauben, daß ich mich nicht für Politik intereſſiere, aber ich leſ' auch fleißig die Zeitung, und ich freue mich, wie Sie tapfer die Wahrheit ſprechen, wie Sie allen vorangehen, wo S' noch ſo jung ſind. — Ich freu' mich an Ihrem Wachſen, Herr Doktor, — wirklich. Eine künftige

Hausfrau, die muß ja auch über die Tagesfragen Beſcheid wiſſen, die muß auch wiſſen, wo's denn herkommt, daß alles teuerer wird, daß die Männer immer unzufriedener werden, daß die Ehen darum nicht klappen!" —

„Nur ſo fort, — nur ſo fort — ich hör' Sie gern ſo reden!" ſagte bewundernd Dr. Kaſtner.

„Nur wegen der Stimm' oder auch wegen dem Inhalt?!" fragte die Toni mit ſchelmiſchem, kokettem Lächeln, das doch ſo lieb war, weil dabei ihr kleiner Mund ſich ſo nett verzog und ihre blauen Augen aus den ſchwarzen Wimpern heraus ſo keck leuchteten.

„Wegen dem Inhalt und wegen der Stimm', wegen der lieben, ſüßen Stimm!" er hatte es in Erregung gehaucht und ſie dabei unwillkürlich bei der Hand gefaßt.

„Aber Herr Doktor, — das Altwiener Porzellan, das Altwiener Porzellan!" ſie rief es ſchelmiſch und hob beide Hände mit der Platte voll Geſchirr hoch über ihren Kopf, ihm faſt den Rücken drehend.

„Das Altwiener Porzellan?! Du junges Altwiener Mädel!" und er drückte ihr raſch einen Kuß auf die Wange. —

Leiſe erklirrte das Porzellan in ihren Händen. Faſt hätte ſie es hingeſtellt. Aber da kam ihr plötzlich der Gedanke an ihren Vater und an Frau Kaſtner, die ihr einen Rieſenreſpekt einflößte, und unwillkürlich wiederholte ſie mit hochgeröteten Wangen im Geiſte die Worte, die erſt vor zwei Stunden ihr Vater geſprochen.

„Die richtige Lieb', die muß drin im Herzen ſitzen, ſo tief drinnen, daß man's von außen kaum merkt!"

Aber ihre blauen Augen hatten auf einmal einen ſeltſamen feuchten Glanz, um ihre Wangen lag plötzlich ein weicher, ſammtiger Zug, in ihre Geſtalt war plötzlich etwas ſo Geſchmeidiges und Bewegliches gekommen, daß doch aus alledem für Dr. Kaſtner laut und deutlich die Liebe ſprach.

Ein Blick noch, und ſie war mit der ſchweren Platte ins Haus geeilt, wo längſt ſchon die anderen ſich verſammelt.

Dr. Kaſtner ſtand allein in der Dämmerung des Gartens. Von den blühenden Kirſchbäumen fielen die roſaroten Blätter auf ihn herab, aber er merkte es nicht.

Einen Augenblick hatte er in innerer Erregung der Toni nachgeſehen, dann aber rüttelte er ſich aus den Träumereien auf.

„Was hatte er gemacht, was hatte er vor?!" fragte er ſich plötzlich. — Aber mußte er ſich über jede Tat, über jedes Wort, das nicht parlamentariſch war, das nicht zu ſeiner Karriere paßte, Rechenſchaft geben, durfte nicht einmal der junge Franz aus ihm ſprechen, der auch lebens- und liebesluſtig war, dem auch ein hübſches Mädchen gefiel? Den Sonnenſchein der Liebe wollte er auch haben, der ſollte ihm doppelt hell ſeinen Weg zur Höhe beſcheinen. Wird ihn das aufhalten im Streben nach ſeinem Ziel? Hatten nicht größere Männer ein weites, liebendes Herz? Und auf einmal erſchien ihm ſeine ganze Tätigkeit ſchal

und grau, wenn nicht ein weibliches Weſen ihm entgegentreten durfte. Eine Muſe oder eine Nymphe oder eine Sirene?! — Einen Moment machte ihn das letzte Wort nachdenklich: Eine Sirene! —

Aber dann lachte er übermütig und freudig auf. Die Toni, eine Sirene? — Ein liebes grundgutes, grundgeſcheites Mädel war ſie, die lockte ihn nicht ins Verderben, — die lachte ihm höchſtens in ſein Glück hinein, — in ein kleines, beſcheidenes, heimliches, verſchwiegenes Glück, das mehr wert war als der alten Herren laute Anerkennung, als der Arbeiter und Handwerker Beifallstoben in den Verſammlungen.

Und doch, er fühlte, das letzte konnte er nicht miſſen, den Erfolg, den lauten Erfolg, den brauchte er ebenſo notwendig, wie das bißchen ſtilles Glück!

Er riß ſich gewaltſam aus dieſen Gedanken und ſchritt dem Hauſe zu; faſt unauffällig betrat er das geräumige Wohnzimmer, wo bereits alle verſammelt waren, die einen um den großen runden Mahagonitiſch mit den Spitzendeckchen, der vor einem grüngeblumten Sofa ſtand, die anderen in Gruppen zuſammenſtehend.

Traulich warf eine große Hängelampe ihr gelbrotes Licht über die ganze Geſellſchaft, bis an die grünen Wände, an denen in runden Goldrähmchen alte Familienbilder in Reih und Glied je zu zweit, wie es für Ehegatten gehört, hingen.

Es wurden kleine Teller gebracht, und Toni reichte Aufſchnitt und Würſte herum; Rat Salinger ſchenkte den Gäſten die Gläſer voll Wein.

Prälat Hauenſteiner, der bis jetzt in einer Ecke mit Dr. Kaſtner geſtanden und denſelben vergebens in ein ernſteres Geſpräch zu ziehen ſuchte, da ſeine Augen und Gedanken immer bei Toni waren, trat jetzt an den Tiſch, hob das goldigſchimmernde Weinglas in die Höhe und ſprach ein paar herzliche Worte auf den Jubilar, die dieſer ernſt und gerührt anhörte.

Dann klirrten die Gläſer hell zuſammen, man rückte die Stühle näher an den Tiſch, man vertiefte ſich in ein luſtiges Geſpräch mit ſeinen Nachbarn, und Ungezwungenheit und Freudigkeit hielt ihren Einzug.

„'s Weinerl!“ Ein jeder der Herren, die da ſaßen, war ein Kenner und Liebhaber dieſer Gottesgabe! Aber alle waren auch Spezialiſten für den Öſterreicher Wein! Rheinwein, Tirolerwein, Moſel- und Frankenweine, von denen verſtanden ſie alle nicht viel, die waren zum Nippen, zum Koſten, zum Nachtiſch auch, der Öſterreicher, der war zum Trinken! Und unwillkürlich trafen ſich alle in dieſer Liebe zum Wein, alle Gegenſätze, die heute da verſammelt waren, all die Jungen und die Alten, die Frauen und die Männer.

Nur Frau Kaſtner nicht, die nippte nur aus Höflichkeit an ihrem Glaſe; ſie ſah in die Runde und dachte an ihren ſeligen Gemahl, der auch ſo leicht zur Freudigkeit geſtimmt, der auch ſo gern dem Weine zugeſprochen.

Da traf ihr Blick ihren Sohn. Faſt erſchrak ſie. Ihr war es faſt, als ſäße an ſeiner Stelle — ihr ſeliger, ihr verſtorbener Mann. So ähnlich ſah er ſeinem Vater in dieſem Momente, da ſeine Augen

feurig und doch befriedigt leuchteten, da der Wein ſeine Wangen ſtark gerötet hatte.

„Trinkſt heute auch Wein?“ es klang wie ein Vorwurf.

Er aber lächelte nur. Sollte er ſich nicht auch einmal dem ſtillen Behagen hingeben, der echten Wiener Gemütlichkeit, dieſem allmählichen Einſchläfern aller Sorgen, aller Gedanken, aller grauſamen Tagesfragen? Sollte er nicht auch einmal ein bißchen Glück im Alltag finden, ſtatt demſelben in Haſt ohne Raſt nachjagen in der endlos weiten Welt draußen?

Er hatte auch einen Anſpruch dazu, nur die Mutter ſtieß ihn immer aus der Behaglichkeit, aus der friedlichen Ruhe hinaus. Ihr Ehrgeiz trieb ihn, ihr Ehrgeiz peitſchte und jagte ihn, — und ſein Temperament, ſein ſchnellbeflügelter Geiſt, dem nichts eine wirklich ſchwere Aufgabe war, der ließ ſich treiben und jagen — der ſchwindelnden Höhe zu.

„Gemütlichkeit!“ Das war der Reiz und die Gefahr, die Quinteſſenz und das Gift des Wiener Volkslebens, das war der perſönliche Charme der Wiener, das war ihre ſtändige Niederlage bei großen Kämpfen und großen Dingen.

Und doch lockte und rief auch ſie ihn, — und doch floß auch in ſeinen Adern ſeines Vaters Blut, und doch lag auch um ſeinen Mund jener ewige, zum Lachen wie zum Weinen gleich bereite weichliche Zug.

„Laß mich doch ein bißchen vergnügt ſein!“ ſagte er plötzlich zu ſeiner Mutter.

Die ſenkte nur traurig, wie reſigniert, den Kopf.

„Jetzt laſſen S' ihm doch ſeine Ruhe," ſagte faſt grob Herr Salinger, „vom Bureau zu Verſammlungen, von Verſammlungen zu Komiteeſitzungen wird er den ganzen Tag gejagt, laſſen S' ihm doch auch jetzt 's Weinerl mit Behagen trinken."

Auf einmal ein großes Hallo. Toni war in der Türe erſchienen mit einer großen Platte voll Backhändeln; es war eine Geburtstagsüberraſchung für Papa, die freilich hauptſächlich den Gäſten zugute kommen ſollte.

„Backhändeln jetzt im Frühjahr, das iſt das Feinſte, was es gibt!" rief eine Stimme.

„Und wie reſch und knuſperig, wie blond und goldig." Jeder hatte was zu loben, und da nun einmal in Salingers Herz, trotz ſeiner ſonſtigen Beamten-Mürriſchheit, der „Wiener Humor" ſeinen Einzug gehalten hatte, klatſchte ſelbſt er in die Hände und küßte Toni vor Freude auf die Wangen.

Fräulein Toni verteilte gleich die Stücke, — damit die Schüſſel nicht herumgereicht werden mußte.

„Ein Bruſtſtückerl, Herr Doktor!" und ſie legte Kaſtner eines der ſchönſten Stücke auf den Teller. Dabei trafen ſich ihre Blicke. — Sie war auch eine echte Wienerin, die über der Liebe nicht die Sorge um einen guten Biſſen für den Geliebten vergaß, dachte ſich unwillkürlich Dr. Kaſtner.

Als man gegeſſen hatte, wurden die Gläſer neugefüllt, man ſtieß wieder an. Liebl ſang mit ſeiner hübſchen Tenorſtimme ein Wienerlied, und Kaſtner und Maderl ſtimmten kräftig in den Refrain mit ein.

Selbſt Prälat Hauenſteiner und Rat Salinger brummten und ſummten leiſe mit.

Im Hintergrund ſtand die Toni träumeriſch an eine Kommode gelehnt, ihre Augen leuchteten vor Bewunderung und Lebensluſt, in durſtigen Zügen ſog auch ſie jene heitere, leichtlebige, fröhlich-ſentimentale Stimmung in ſich ein.

Und als die Gläſer wieder einmal voll waren, da nahm Dr. Kaſtner ſein Glas und erhob ſich, — ein faſt drohender Blick ſeiner Mutter traf ihn, — aber er wollte ſich heute den Abend nicht verderben laſſen, er, der die ganze Woche in Verſammlungen und Sitzungen war, er, der alle Abende ſein Bier, ſeinen Wein in der Haſt zwiſchen Verhandlungen, Abmachungen und Reden trinken mußte.

„Den geſchäftigen, kleinen Händen, die das alles faſt unbemerkt und doch mit ſo viel Fleiß arrangiert haben, gilt meine kurze Rede. In Freundeskreis bei Becherklang feiern wir den ſechzigſten Geburtstag eines echten, rechten Wiener Bürgers vom alten Schlag, eines treuen Dieners unſeres Staates, eines lieben, altangeſtammten Inſaſſen unſerer ſchönen Kaiſerſtadt. Wir alle ſind hier erſchienen, um dieſen Tag in Freuden zu begehen, aber zwei zarte, junge Frauenhände haben eigentlich erſt recht dazu beigetragen, dieſe Feier ſo zu einer gemütlichen, zu einer hübſchen und fröhlichen zu machen. Die Wiener Gemütlichkeit war uns durch ihre holden Spenden erſt ins Haus getragen, war uns in den Herzen entzunden, hat uns die Zungen erſt zum fröhlichen Geſang gelöſt. —

Ernſt ſind die Tage, — aber darob dürfen die Abende nicht auch ernſt ſein. Für ſie wollen wir all unſere Fröhlichkeit, all unſere Freudigkeit aufheben. Mit ſeltenem Geſchick verſteht's die Wienerin, den Ihren ihr Heim behaglich zu machen, — ſie gut zu atzen und gut zu tränken. — Und weil Speiſ' und Trank nicht nur Leib und Seele zuſammenhält, ſondern auch Mund und Herz einem öffnet, darum iſt die Wienerin die Trägerin, die Spenderin unſerer Gemütlichkeit. Der holden Anmut des Fräulein Toni, ihrer großen Kochkunſt, ihrem köſtlichen Wein danken wir den ſchönen Abend. Und ich glaube, wir können unſerer Dankbarkeit keinen beſſeren Ausdruck geben, als indem wir unſer Glas erheben und der jungen Altwienerin zutrinken. Fräulein Toni lebe hoch, hoch, hoch!"

Donnernd ſchollen die Hochrufe durch den Raum; Bravorufe, Lachen und Kichern ſchloß ſich an.

Indeſſen ſtand Dr. Kaſtner auch ſchon vor Toni und hielt ihr ſein Glas hin; ein langer, dankbarer Blick traf ihn aus ihren blauen Augen, ihre Wangen glühten vor Freude. — „Ich hätt' noch gern viel, viel mehr, was viel, viel Lieberes geſagt," flüſterte er ihr zu.

Und ſie nickte ihm leiſe Dank. —

Einſtweilen hatten ſich auch die anderen dem Fräulein mit ihren Gläſern genähert. „Der kann halt reden!" ſagte Maderl liſtig lächelnd.

Zuletzt kam auch Frau Kaſtner auf ſie zu, um mit ihr anzuſtoßen.

„Sie müſſen ihm's nicht übelnehmen, — er iſt heut' ſchon zu fidel!" ſagte ſie faſt bittend.

„Übelnehmen?“ ſie verſtand die alte Frau wirklich nicht. „Es war doch nichts Unrechtes in den Worten geweſen“, — und doch ſenkte ſie wie beſchämt die Augen, da Frau Kaſtners Blick ſie traf. Es war, als nähme dieſe Frau ihr einen Teil von ihrem ſtillen Glück, von ihrer ſeligen Freude jetzt ſchon weg, ehe ſie's noch wirklich und ganz beſeſſen.

II.

Mitten in der inneren Stadt steht unweit von prächtigen Industriepaläſten, die erſt ſeit dem Aufſchwung des Großkapitals in Öſterreich, ſeit der zweiten Hälfte der ſechziger Jahre, Anfang der ſiebziger erbaut wurden, ein alter grauer, vierſtöckiger Bau, ein kahles Rechteck von kleinen, ſchmalen, abſchüſſigen Gäßchen umgeben, in denen ſich mühſam die Kleinkrämer und Tändler feſtgehalten haben.

Keine Vorhänge zieren die blinden Fenſterſcheiben, keine Geſchäftstafeln beleben die graue Fläche der Mauer — es iſt ein Amtsgebäude, eines von jenen, die früher Klöſter waren. Da und dort iſt ein Stück des Maueranwurfes ſchon abgefallen, und der kahle Stein leuchtet aufdringlich heraus.

Durch die beiden großen Tore, die während des Tages weit offenſtehen, ſieht man um die achte und neunte Morgenſtunde Beamte hineingehen; die erſten kommen langſam, gemächlich, diejenigen aber, die gegen neun Uhr die Tore paſſieren, laufen faſt, denn ihre Chefs erwarten ſie ſchon ſehnſüchtig.

Von den Höfen dieſes Hauskoloſſes aus ſcheinen unzählige Türen und Gänge, unzählige Stiegen und Wendeltreppen zu den einzelnen Abteilungen zu führen, und ſo viel Beamte auch das Tor betreten, im Augen-

blick haben ſie ſich zerſtreut und verloren in den weiten, langen Gängen, auf den ſchmutzigen, düſteren Stiegen.

Da wird eine Tür geöffnet, dort am anderen Ende wieder eine, von unten herauf tönt laut und vernehmlich ein „Guten Morgen"-Gruß, knurrend und mürriſch wird er beantwortet.

Dann iſt es wieder ruhig auf den Gängen. Auf den einzelnen, ehemals weißgeſtrichenen, niederen Türen prangen große ſchwarze Schilder, auf denen in weißer Schrift unmöglich lange Titel angebracht ſind, z. B. „Fachrechnungsdepartement V des k. k. Finanzminiſteriums Abteilung III b (Perzeption)".

Nur wo ein Chef darinnen ſitzt, iſt eine weiße Tafel mit ſchwarzer Schrift angebracht, auf der klar und deutlich: „Amtsvorſtand" oder „Vorſtandsbureau" ſteht. Freilich ſorgen auch hier oft die Inſaſſen durch Anheften ihrer titelreichen Viſitenkarte das lakoniſche, aber im Amtsverkehr ſoviel ſagende Plakat zu ſpezialiſieren und zu erläutern. Iſt es doch ein himmelweiter Unterſchied zwiſchen einem Vorſtand des k. k. Militärkataſterbureaus und dem k. k. Rechnungsrate und Chef der Abteilung 11. des Departements V des k. k. Handelsminiſteriums.

Und gerade deswegen, weil in dieſem Hauſe von allen möglichen Ämtern und Miniſterien Abteilungen exponiert ſind, die im Hauptgebäude der einzelnen Verwaltungszweige keinen Platz mehr fanden, müſſen ſolche Unterſchiede gemacht werden.

Nur auf einer Tür im vierten Stocke findet man

all dieſes Erläuterungen nicht, keine Viſitenkarte eines Chefs erfreut das Auge.

Deutlich und klar ſteht auf derſelben: „Abteilung Va.“ Der Laie, der dies lieſt, wird ſich freilich dabei wenig vorſtellen können, wird nicht wiſſen, wohin dieſe Abteilung einreihen, aber wer einmal in dieſem Hauſe, wenn auch nur für kurze Zeit ein und aus gegangen, und ſei es auch nur als Hauſierer mit Stiften und Federn, der kennt ſie, der weiß ſie zu ſchätzen, zu fürchten und zu lieben — dieſe Abteilung Va.

Es iſt die erbgeſeſſene Abteilung dieſes Hauſes, — es ſind ſozuſagen die Patrizier. Und wenn ihre Beamten auch keine Juriſten ſind, ſie ſind Spezialiſten in ihrem Fach, gar oft kommt ein Juriſt, oft ein hoher Miniſterialbeamter zu ihnen um Rat und Aufklärung. Die Abteilung Va hat ein ſchwieriges Reſſort, zu dem gründliche Kenntnis, viele Jahre praktiſcher Arbeit gehören; darum bleiben viele Beamte zeitlebens in denſelben Zimmern, am ſelben Schreibtiſch ſitzen, darum bleiben ſie untereinander weit beſſere Kollegen, als in den anderen Bureaus, darum hat ſich aber auch unter ihnen ein viel freierer Ton herausgebildet, eine viel freiere, höhere Auffaſſung von ihrem Beruf.

Ihre Arbeit müſſen ſie leiſten, — aber wirklich kontrollieren kann ſie ein Außenſtehender kaum. Darum haben ſie ſich ſelbſt ſtillſchweigend auch eigene Rechte zuerkannt und fröhnen auch eigenen Sitten. Stramme Disziplin iſt dieſen Originalen, die ſich darin üppig entwickeln können, nicht beizubringen. Sie dünken ſich den übrigen Rechnungsbeamten gegenüber, viel-

leicht mit Recht, als etwas Beſſeres. Die Älteren unter ihnen beſonders, die haben das Selbſtbewußtſein von Juriſten und außer dem Amte das Auftreten von Hofräten, die jüngeren freilich, die mehr ſchon im Zeitenſtrom geſtanden, fühlen deutlich, daß ſie um geringes Geld eine Arbeit leiſten, die ſonſt Konzeptsbeamte tun, und bereuen, nicht auch Jus ſtudiert zu haben. So iſt in ihren großen Zimmern doch auch eine Spaltung zu bemerken, in eingebildete „Hofräte“ vom alten Schlag, und „geiſtige Proletarier“ vom neuen.

Nur einer war vor Jahren auf der Abteilung geweſen, der hatte gearbeitet und gefaulenzt wie die anderen, hatte mit ihnen mächtig gezecht, oft auch während der Amtsſtunden, hatte aber doch die Energie gehabt, nebenbei — freilich brauchte er dazu zehn Jahre, ſein Jus zu abſolvieren. Er war dann als Konzeptsbeamter ins Miniſterium gekommen, wo freilich ſein rüder Ton und das ewige Bierkrügel auf ſeinem Schreibtiſch ihn nicht gerade beliebt machten. Der galt aber lange noch, als er von der Abteilung Va weg war, wie ein Heiliger, wie ein unerreichbares Vorbild; — ein guter Kollege, ein tüchtiger Arbeiter, ein ſtarker Trinker war er geweſen; und bei jeder Gelegenheit ward er den jungen Beamten als Vorbild hingeſtellt. „Der Dr. Wenk hat auch getrunken.“ „Der Dr. Wenk hat auch ſo ein Kleid gehabt.“ „Der Dr. Wenk hat immer geſagt!“ — Kurz ihm war in der Chronik der Abteilung ein Ehrenkapitel gewidmet, und ſein Geiſt lebte noch unter ihnen, da er längſt

in den Gefilden der seligen Konzeptbeamten, hoch oben im Ministerium selbst wandelte. — — —

Heute morgen waren wieder einmal alle anderen Bureaus schon dicht besetzt, nur bei der Abteilung V a stand noch die Eingangstür weit offen, und der Amtsdiener Wanjek war eben damit beschäftigt, die Zimmer notdürftig aufzuräumen. Er pfiff sich dazu ein Lied und wischte lässig den Boden rein, trug Wasser ins Waschbecken, staubte im Zimmer des Vorstandes, des Herrn Rates Salinger, das kleine Sofa ab und goß dann eigenhändig dessen Blumen, die am breiten Fenstersims standen. Noch war in Salingers Zimmer alles festlich dekoriert, Blumenbukets standen am Schreibtisch, ein großer Gratulationsbogen mit der Unterschrift aller Untergebenen lag darauf. Denn man hatte ihm gestern auch hier zu seinem sechzigsten Geburtstag feierlich gratuliert.

Pfeifend und trällernd trat Wanjek, der in seinen Mußestunden bei einer Musikkapelle Flötist war, in das saalartige Nebenzimmer, wo die übrigen Beamten ihren Arbeitsraum hatten.

„San bei dir no keine Herren da?" rief bei der Tür ein anderer Amtsdiener dem Wanjek zu.

„Na, mi kommen's nicht so fruh". Der böhmische Dialekt schlug ihn immer noch ein bißchen ins „Genack".

„Du hast an guten Posten da! I muß fort mit den Akten laufen, du brauchst nur fort, ‚Gulasch' und Bier herauftragen, das bringt wenigstens a Trinkgeld."

„Heut hame wieder Fassel Bier!" sagte Wanjek mit listigem Lächeln in seinem deutsch-böhmischen Dialekt.

„Wer zahlt's denn?“ Das hätte den Kollegen Wanjeks wieder intereſſiert. Aber Wanjek ſah das als Amtsgeheimnis an, das man einem von einer anderen Abteilung nicht ſo mir nix dir nix auf die Naſe binden dürfe.

„A Herr von uns halt!“ ſagte er groß. „I' hab's ſchon vor achte hinten auf der Wendeltreppe heraufgetragen, daß kane von anderen Herrn es ſieht; — ſunſt gibt es wiede Tratſcherei! No jo, du weißt ja, wie's jetzt is', das neuche Regime, ſie wollen ſolche Sachen nicht haben, aber wir feiern unſere Feſte weiter. Wann aner Namenstag oder Geburtstag hat, dann zahlt er anderen Herrn Bier!“

Rat Salinger hatte nämlich geſtern nach der feierlichen Gratulation durch ſeine Beamte dem Amtsdiener Wanjek die Weiſung gegeben, heute ein Fäßchen Bier in einen der Schränke einzuſtellen, aber natürlich niemandem offiziell zu ſagen, von wem es war. Er war einmal bei dieſer alten Amtsſitte oder Unſitte alt geworden und wollte von ihr nicht mehr abgehen, wenn auch er ſelbſt ſich aus dem Bier wenig machte, — es war eine alte Tradition der Abteilung V a, mit der auch er an ſeinem ſechzigſten Geburtstag nicht brechen wollte.

Die Arbeit wurde ja gemacht, das war die Hauptſache, und gerade am nächſten Tag nach ſolch einem Gelage war jeder doppelt fleißig hinter ſeinen Akten, — und ſo wollte er den Untergebenen auch eine Freude gönnen, zumal ihn das bei dieſen doppelt beliebt erhielt.

Es war schon nach neun Uhr, als der erste Insasse das Zimmer von Va betrat.

„Guten Morgen, Herr Hauptmann!" rief Wanjek dem Angekommenen entgegen.

Hauptmann Schuster war seit zwanzig Jahren fast schon in Pension und hatte, um seine freie Zeit doch irgendwie nützlich und geldbringend zu verbringen, hier auf dieser Abteilung des Ministeriums eine Diurnistenstelle angenommen. Dank seines Ranges und seines Alters, er war über sechzig, wurde er von den Beamten wie ein Kollege behandelt, wenn er auch weit leichtere Arbeit zugeteilt erhielt.

„Noch niemand da, — bin ich wieder der erste, na ja, Pünktlichkeit, militärische Pünktlichkeit kennt man im Staatsdienst nicht; — da haben wir beim Regiment einen Oberst gehabt, der hat immer gesagt: . . . ," so begann er fast alle Tage zu erzählen, während er sich seines Rockes entledigte, eine Bureaujoppe dafür anzog, die Manschetten auf den Schreibtisch stellte, das Zigarrenetui daneben und sich endlich langsam niederließ. Dann kämmte er seinen martialischen Schnurrbart aus, strich sich mit der Hand über die Glatze, befestigte mit viel Umständlichkeit seine Brille hinter den Ohren und begann mit viel Behagen ein lautes Selbstgespräch.

„Also, Schuster, was werden wir jetzt arbeiten, — zuerst die Aufschreibung 1 heraus, die Wagelisten kontrollieren;" er nahm ein Heft aus dem Pulte, legte es vor sich hin, „so, nun den dazu gehörigen Schimmel. Zum Teufel, wo ist denn das Roß! — Wo ist denn der Gaul!"

So ſprach er für ſich, was oft den anderen Umſitzenden bei der Arbeit nicht eben angenehm war. Mitten in die Stille des Zimmers, da man von den anderen Pulten her nur das Kratzen einer Feder, das Gleiten eines Bleiſtiftes hören konnte, tönten von ſeinem Schreibtiſch aus ſolch halbgebrummte Ermunterungsſätze, unverſtändliche Ausrufe, auch oft unzweideutige Flüche.

„I' bin's Kommandieren ſo gewöhnt!“ pflegte er zu ſagen, wenn ihn einer doch bat, dieſes Brummen und Murren zu laſſen.

So kommandierte er ſeinen Zahlen weiter von neun Uhr morgens bis nachmittags halb drei und mehr, wenn die Rechnung nicht ſtimmte. Auch heute war er ſchon feſte im Kommandieren drinnen, als der zweite Herr ankam, der junge Praktikant Oſensky. „Guten Morgen“, ſeine Stimme klang heiſer. Ihm folgte bald Revident Auracher, ein älterer Beamter.

„Schon wieder heiſer, Oſensky, vor lauter Alkoholgenuß!“ ſagte Auracher ſofort, „Na, Sie treiben's ſchön, das wird bald eine Vergiftung durch Alkohol geben, und in ein paar Jahren folgt das Delirium.“ Auracher hatte nämlich einige Jahre Medizin ſtudiert und ſich, da er dabei nicht recht fortkam, erſt ſpäter dem Staatsdienſt zugewendet. Aber er blieb dabei eigentlich doch Mediziner. Jeden Morgen ließ er ſein mediziniſches Licht leuchten, wußte für jeden ein Mittel, das ihn geſund machte, und hatte für die körperlichen Gebrechen ſeiner Kollegen ſtets ein offenes Ohr, ſtets einen guten Rat. Er galt vor allem als Spezialiſt bei einem be-

ſonders hartnäckigen Kater. „Menſch, Sie haben ja einen gehörigen Katzenjammer!“ ſagte er wieder einmal vorwurfsvoll zu Oſensky. „Na, dafür weiß ich Ihnen ein ganz ausgezeichnetes Mittel, gehen Sie mal zum letzten Schrank, wo die Kontobücher aufgehoben ſind, — da ſteht ein Fäßchen davon drinnen!“

Oſensky glaubte, Auracher halte ihn zum beſten und blieb ruhig ſitzen.

„Nu, wenn Sie nicht einmal den Hahn aus dem Kaſten ſpitzen ſehen, dann muß Ihr Kater ein ganz beſonderer ſein. — Ja, frühzeitige Abnahme der Sehkraft, auch eine Folge des geſteigerten Alkoholgenuſſes!“ So dozierte er fort.

Oſensky aber ging doch zum letzten Schrank und riß die Tür auf, ein Aufſchrei entfuhr ſeinem im runden, etwas ſchwammigen Geſicht faſt verborgen liegenden Mund.

„Lallen unverſtändlicher Worte, große Freudenbezeugungen, Wiederholen ſtereotyper Redewendungen, alles Folgen von geſteigertem Alkoholgenuß. — Ich will Ihnen morgen ein Buch darüber mitbringen, daß Sie ſich bekehren!“

„Ich bitt' Sie, quälen's mich mit Ihrer Wiſſenſchaft nicht gar ſo,“ entfuhr es gereizt dem jungen Beamten, „mir ſchadet der Ärger im Jammer allweil viel mehr als das Saufen am Vorabend.“

„Sehen Sie, Herr Hauptmann, das iſt der Dank, wenn man heutzutage die Jugend in etwas aufklären und unterrichten will,“ ſagte Auracher beleidigt.

„Mich brauchen's net aufklären, ich ſpür's am

eigenen Leib, wie ſchädlich ein Rauſch iſt; das Kopfweh, uh, das Kopfweh!" er ſtemmte ſeinen Kopf zwiſchen beide Hände auf den Schreibtiſch.

„So geht's, wenn man zuviel trinkt! — Ich möcht' nur wiſſen, wann heute die anderen Herren kommen, damit wir mit dem Alkoholgenuß beginnen können, viel trinke ich nicht," ſagte Auracher beſtimmt; „Na, der Herr Rat und Liebl, die werden nicht ſo bald kommen; draußen in Erdberg hat's ja geſtern ſo eine kleine Feier dem Rat zu Ehren gegeben. Er hat viele Bekannte, und das Töchterlein trägt gute Sachen auf."

„Welches Töchterlein?" frug bei der Tür hereintretend der große, ſchlanke, modiſch gekleidete Aſſiſtent Ritter von Pammer, der Don Juan und Talmikavalier par excellence.

„Des Rates Töchterlein! Das wäre eine Frau für Sie, Herr von Pammer; heiraten Sie doch endlich, dieſer unſolide Lebenswandel macht frühzeitig alt, ſchwächt Muskel- und Arbeitskraft, entzieht Ihnen frühzeitig die beſten Säfte und Kräfte, — mir als Mediziner können Sie's glauben. — Sie ſollen heiraten," drang Auracher in ihn.

„Jetzt gleich, jetzt auf der Stelle?!" fragte etwas ironiſch Ritter von Pammer. „Heiraten ſoll ich, ich — aber nicht gleich, denn ich hab' geſtern ein Weib kennen gelernt, ein herrliches Weib, — ſo was habt ihr ja noch gar nicht geſehen!"

„Verdirbt er ſchon wieder die verheirateten Leute." Es war der Offizial Berger, der beſte Tarrokſpieler

Wiens, der „gelehrte" Berger, ein Altphilolog, der ſich durch Stundengeben verbummelt hatte, der in allen Kaffeehäuſern zu treffen war und darob vorgab, ganz Wien zu kennen. „Mir können's es erzählen, aber net laut, — alſo los?!"

Er ſaß mit Ritter von Pammer zuſammen in einer ſogenannten „Loge", d. h. ihre Schreibtiſche, die vom Fenſter aus je auf einer Seite ſtanden und an die ſich ein hohes Schreibpult und ein kleiner Aktenbock anreihte, bildeten einen abgeſchloſſenen Raum, in welchem die beiden, die Rücken gegeneinander, ſaßen. —

Pammer erzählte ſein Abenteuer, und Berger kicherte dazu: „Sehr gut, — kenn' ich, das kenn' ich, — ſehr gut!"

„Wenn's wirklich ſo gut iſt, ſo ſoll er's laut erzählen," brummte plötzlich der Hauptmann Schuſter.

„Das ſtört mich beim Zeitungsleſen und den Oſenſky im Schlafen. Fängt der heute ſchon um halb zehn zu ſchlafen an." Auracher blätterte weiter in der Zeitung.

„Das iſt geradezu pathologiſch, geradezu pathologiſch, wie's da im Abgeordnetenhauſe zugeht. Na, wenn der Liebl kommt, der ſoll nur hören, wie ſie ſeine Freunde drinnen nennen, „Affen" iſt ja auch noch das feinſte." — „Geradezu zoologiſch", ſekundierte Berger.

Die Tür am Gang draußen wurde vernehmlich geöffnet, eine zweite laut geſchloſſen.

„Der Alte!" brummte eine Stimme. „Iſt er ſchon gekommen?" eine zweite.

Herr Rat Salinger war einſtweilen in ſein Zimmer getreten, hatte die leere Aktentaſche, die er nun ſeit Jahren täglich zum Bureau trug, auf das Sofa gelegt und ſich langſam an den Schreibtiſch geſetzt.

Ein freundlicher Blick ſtreifte die Blumen am Fenſter, die beiden Feſtbukets am Schreibtiſch, dann nahm er mechaniſch die blaue Mappe von der Ecke, in der der „Einlauf" lag.

Er war noch in gehobener Stimmung vom geſtrigen Feſtabend her und mußte unwillkürlich daran denken, wie gemütlich es geweſen. Alle waren ſo luſtig, ſo heiter, nur die alte Kaſtnerin, die paßte eben nicht in dieſe Geſellſchaft, die war eben keine Wienerin, die rechnete immer, die lauſchte immer, die ſchaute immer mit ihren geſcheiten, großen Augen. Der junge Dr. Kaſtner hatte ihm diesmal beſſer gefallen, ein feiner Mann, der auch mit der Politik möglichſt zurück hielt, ein zukünftiger Advokat. Und wie lieb er zu ſeiner Toni geweſen war. Er war zwar auch ſo ein „Neuer", aber er konnte doch was. Wär' kein übles Paar, die Toni und er! — Er wußte gar nicht, wie er auf dieſen Gedanken kam, er hatte keinen greifbaren Anhaltspunkt dafür. Hatte die Kaſtnerin geſtern abend eine dahingehende Bemerkung gemacht? Er konnte ſich nicht erinnern. Aber von dem ganzen luſtigen Ton geſtern abend, aus aller Fröhlichkeit und Weinſeligkeit heraus, war ihm dies übriggeblieben, wie ein Wunſch halb, halb wie ein Traumbild, das er geſchaut.

Na, — ſei's wie's ſei. — Jetzt waren andere Sachen zu erledigen.

Er trat in das große Bureauzimmer seiner Untergebenen, laute Grüße wurden ihm entgegengerufen, dankbar lächelnde Gesichter sahen ihn an.

Und da wußte er auch schon, warum alle heute so verheißungsvoll vergnügt drein sahen, — das Fäßchen Bier! Auf das hatte er ganz vergessen.

Revident Auracher trat vor: „Herr Rat, wir danken ergebenst für die edle Spende!"

„Welche Spende? — Glauben's denn, ich habe damit etwas zu tun?" Aber er schmunzelte doch.

Er wollte es offiziell nicht zugeben, daß er der Spender war, — aber mit den Augen dankte er ihnen doch für ihre Freude und für ihren Dank.

Man war das von ihm gewohnt. Er durfte sich ja als Chef nicht offiziell dazu bekennen, daß er Untergebene von der Arbeit abhielte.

„Na, wie steht's mit der Arbeit. Ist die große Nachweisung für den Reichstag fertig? — Die Herren im Ministerium brauchen's bald, weil diese Frage ehestens im Parlament zur Sprache kommt, da ist die statistische Unterlage eine notwendige Sache."

Auracher und Berger legten dem Rechnungsrat gemeinsam die Bogen vor. Er machte einen flüchtigen Blick darauf, nickte und nahm sie unter den Arm.

An anderen Tagen verließ er sofort, nachdem er solch eine dienstliche Frage erledigt hatte, das Zimmer seiner Untergebenen. Seit jüngere Elemente in demselben tätig waren, fühlte er sich darin nicht mehr so heimisch.

Heute aber ging er zu jedem der Herren hin und

ſprach da und dort ein Wort mit ihnen, ſo halbamtlich. Bei Oſenſky nahm er ſogar deſſen Zeitung in die Hand: „Darf ich etwas nachſehen?“ Sonſt hatte er nervös geſagt: „Die Zeitung weg, die will ich auf dem Schreibtiſch eines Beamten nicht ſehen.“

Er warf raſch einen Blick in das Blatt. „Wie's im Parlament jetzt zugeht. Wie in einer Judenſchule!“ Er ſagte es empört. „Die Leute ſind nicht reif für den Parlamentarismus!“

„Geradezu pathologiſch!“ rief Auracher dem Rate wieder zu. „Geradezu pathologiſch.“

Eben betrat Offizial Liebl das Zimmer. Er grüßte und ging raſch zu ſeinem Schreibtiſch.

Wider Erwarten ſchaute Rat Salinger vom Zeitungsblatt auf: „Ausgeſchlafen? Die Kathi auch? 's recht. Seid ihr gut zuhauſe gekommen?!“

Sonſt vermied es Rat Salinger ängſtlich, ſeinen Schwiegerſohn während der Amtszeit in ein nichtamtliches Geſpräch zu ziehen, da er, das war eine Marotte von ihm — ſich nicht nachſagen laſſen wollte, er protegiere etwa ſeinen Schwiegerſohn. Trotzdem wußten ja alle, daß das Verhältnis zwiſchen den beiden auch außer dem Amte ein ziemlich kühles war.

„Alſo, meine Herren, laſſen Sie ſich das Bier recht gut ſchmecken, auf ein Krügerl habe ich doch auch Anſpruch. Der Wanjek kann mir ſpäter eines hereinbringen.“ Und er zog ſich wieder in ſein Arbeitszimmer zurück. Heute ging's gleich viel lauter im Bureau zu wie ſonſt, obwohl es wie eine ſtille Abmachung zwiſchen allen war, bis gegen zwölf wenigſtens

ruhig an den Plätzen zu bleiben, die notwendigſte Arbeit zu tun und ſein Bier in ſeiner „Loge“ zu trinken.

Zuerſt mußte für die nötige Unterlage geſorgt werden. Wanjek, der Ewigbereite, wenn es galt, Gabelfrühſtücke und Bier die vier Stockwerke heraufzutragen, hatte alle Hände voll zu tun, um die Wünſche der Herren zu befriedigen. „Bäuſchel mit Knödel“, „Frankfurter in Saft“, „Goulaſch“, alles das ſollte er je nach dem Geſchmack der einzelnen Herren heraufbringen.

Oſensky, deſſen Kater ihn doch keine ernſte Arbeit machen ließ, wurde zum Mundſchenk ernannt. Er mußte die Gläſer füllen und herumreichen. Und er wußte mit der Bierpippe ſehr ſicher umzugehen. —

Bald übertönte das Geklirr des Geſchirres, das Klappern der Meſſer und Gabeln das Kratzen der Federn, das Gleiten der Rotſtifte.

Als alle gegeſſen hatten, war es wieder für einige Zeit ruhig. Dann legte der Hauptmann auf einmal mit lautem Brummen den Bleiſtift aus der Hand.

„So! So — jetzt iſt Schluß.“

Dieſe Bemerkung rüttelte auch die anderen, die ſo nicht allzu feſt hinter ihrer Arbeit ſaßen, von derſelben auf. —

„Ich bring' heute ſo nichts Geſcheites zuſammen!“ ſagte Liebl auf einmal. „Wir waren geſtern beim ‚Alten‘ auch zu fidel!“

Liebl ſagte, trotzdem Salinger ſein Schwiegervater

war, auch wie die anderen Herren von ihm kurzweg der „Alte", da er auch jetzt noch in ihm nicht viel mehr als den Vorgesetzten sah, den ja der Rat ihm gegenüber immer hervorzustreichen bemüht war.

Berger, der selbst ein gebürtiger „Landstraßler" war, fragte, wer alles dort gewesen war. Natürlich kannte er sie alle. „So, der Dr. Kastner auch, der Hanswurst!" sagte er dann.

„Dr. Kastner ist kein Hanswurst, das kannst du dir merken, Berger, er ist einer meiner besten Freunde, er ist ein ganzer Mann!"

„Möcht' wissen, warum? Reden tut er ja für zehn, aber was? Für den Mittelstand tritt er in den politischen Versammlungen auf, für den Mittelstand, der selbst die Schuld hat, daß er in Wien und Österreich zugrunde geht!" Berger war von jeher kein Freund Kastners, denn er hatte mehr sozialistische Ansichten, er war, wie er immer stolz zu sagen pflegte, ein „Proletarier", — ein geistiger Proletarier!

„Die, die nix können, kommen hinauf, die werden Universitätsprofessoren, und die, die was können, die müssen die Rechnungsbeamten machen!" pflegte er zu sagen, und aus diesen Worten konnten Eingeweihte auch sofort den ganzen Zusammenhang erraten.

Berger verwand es nun einmal nicht, daß er sich als Student verbummelt hatte und nun statt Gymnasialprofessor Rechnungsbeamter geworden war; darum hatte er sich, trotzdem er durch seine Stelle und durch Stundengeben, ja auch durch sein Tarokspielen genügend verdiente, zu den „Enterbten" geschlagen, er war

ſeinen Anſichten nach Sozialiſt, freilich ein patriotiſch geſinnter, echter Wiener dabei.

Liebl und Berger hatten ſich jetzt zuſammengeſtellt, um den alten, faſt täglich ſich wiederholenden Disput über Politik zu eröffnen. Sie waren politiſche Gegner, bekämpften ſich oft ſtundenlang, ohne daß ihr kollegiales Verhältnis darunter litt.

Berger, der durch ſein langjähriges Stundengeben an Gymnaſiaſten ſich allmählich ganz die doktrinäre Art der Schulmeiſter angewöhnt hatte, duldete wenig Widerſpruch, und Liebl hinwiederum war Sanguiniker und befaßte ſich in ſeinen Mußeſtunden eingehend mit politiſchen Fragen, las, ſchrieb auch in dieſem Fache; er war der weitaus beſchlagenere Politiker, während Berger mehr der Wirtshauspolitiker war.

„Wie nun einmal die Verhältniſſe liegen, hat ſich eben die Lage des Mittelſtandes in den letzten Jahren arg verſchlechtert. Die Maſchine verdrängt überall den Meiſter! Der Geſelle findet als Arbeiter, als derjenige, der die Maſchinen beſorgt, ſein Brot; der kleine Meiſter aber, der ſich die teuren Maſchinen nicht anſchaffen kann, verdient eben weniger, kann nicht ſo billig arbeiten wie die Fabriken," ſagte Liebl.

„Aber beſſer könnten ſie arbeiten; aber das Kleingewerbe kann heutzutage auch nichts mehr."

„Das iſt nicht wahr, bis heute noch nicht wahr. Die jetzigen Meiſter haben faſt alle ihr Handwerk gut gelernt. Und ein paar Schuhe von einem Schuſter halten eben meiſtens doppelt ſo lange, wie ein paar aus der Fabrik. Freilich die Zeit wird kommen,

bald kommen, wo die Meister auch nichts mehr können, weil sie eben in Fabriken gelernt, dort nur Spezialistenarbeit getan haben und ihr ganzes Gewerbe nicht mehr können!"

„Die Kerle saufen zu viel! Das ist der ganze Grund!" rief Berger.

„Und deine Arbeiter, die saufen gerade so. Auf das kommt es nicht an!"

„Aber arbeiten müssen sie, wenn's Brot verdienen wollen, und der Fabrikherr muß auch arbeiten, wenn er verdienen will!"

„Höchstens mit dem Kapital!" meinte Liebl erregt.

„Das ist auch so eine naive Vorstellung von euch Mittelständlern. — Natürlich arbeitet er mit dem Kapital, aber das geht nicht so einfach, wie ihr euch das vorstellt! Das Geld arbeitet im Geschäftsleben, im Fabrikleben nicht von selber, das muß auch wie jede große Maschine einen Arbeiter haben, der es bedient, der ihm die Arbeit zuweist, der für die richtigen Triebkräfte, für die richtigen Rohstoffe sorgt. — Sei überzeugt, Liebl, der reichste Fabrikant, der vielfache Millionär, der arbeitet mit der Feder in der Hand, mit seinem Verstand, seinem Hirn weit mehr als ein kleiner Meister!"

„Ja, in den feinen Restaurants vielleicht!" sagte bitter Liebl.

„Er ißt gut, er trinkt gut! Aber wann? — Nach der Arbeit. Das würde man auch eueren kleinen Meistern nicht verdenken, — aber die, die essen und trinken nach der Arbeitszeit, vor der Arbeitszeit,

während der Arbeit nein, — während der Arbeitszeit. Die glauben, die Gesellen sollen nur arbeiten, die sind dafür angenommen; und sie sitzen einstweilen beim Gabelfrühstück und beim Dämmerschoppen."

„Da gehören wir ja auch zum Mittelstand, weil wir während der Arbeit unseren Frühschoppen abhalten," sagte witzelnd Revident Auracher.

„Natürlich gehören die Beamten zum Mittelstand!" antwortete Liebl ernst.

„Zum geistigen Proletariat gehören sie!" schrie erregt Berger.

Einige waren ein wenig entrüstet ob dieser Einteilung, und Rat Salinger, wenn er Bergers Äußerung gehört hätte, wäre arg böse gewesen.

„Wenn man sich selbst so gering einschätzt, dann ist's ja recht, dann verdient man's ja auch nicht besser, daß es andere auch tun!"

„Was sind denn wir anderes als Arbeiter?!" fragte Berger wieder in seiner extremen Art. „Sklaven sind mir, abhängig von beliebigen Vorgesetzten, vom veralteten Formenkram und ausrangierten Vorschriften."

„Und doch hängt ihr alle am Alten, und doch sträubt ihr euch mit Händen und Füßen gegen jede Neuerung im Amte, gegen jede neue Kraft, gegen jede neue Vorschrift. Ihr stürmt gegen Windmühlen und seit Don Quichotte's, eure Rosinante aber ist der Amtsschimmel!"

Liebl hatte sich in Eifer geredet, und hatte davon wohl, gleich Berger, wieder neuen Durst bekommen. Kaum hatte er geendet, führte er das Bierglas an den Mund und machte einen langen Zug.

„Oſensky — einſchenken!“ Raſch und dienſtbereit kam der Praktikant dahergeſprungen.

Auch Berger hatte dieſe Kunſtpauſe benutzt und ſein graues Schnurrbärtchen tief in ſein Glas getaucht, das er aufſchnaufend endlich vom Munde nahm.

„Oſensky, — einſchenken!“ rief auch er.

Nach und nach ſtanden alle Beamten in einer Gruppe zwiſchen zwei Schreibtiſchen herum, und eine lebhafte Diskuſſion hatte begonnen.

Je mehr Berger trank, deſto radikaler wurden ſeine Anſichten, deſto prägnanter ſeine Gewaltausdrücke. Liebl jedoch, der ſeinem Beiſpiel im Trinken folgte, wurde immer verſöhnlicher.

Die Sprüche beider waren ja der beſte Beweis, daß es um den Mittelſtand nicht gut ſtand, und daß auch die kleineren Beamten anfingen, aus dem Kaſtengeiſt heraus Anſchluß mit dem Volke zu ſuchen ob mit dem Mittelſtand, wie Liebl, aus dem ſie hervorgegangen, oder mit dem Arbeiterſtand, deſſen Los allmählich das ihre wurde.

Da Berger bemerkte, daß Liebl ſcheinbar nachgab, fing er noch lauter, noch eindringlicher zu dozieren an. Zum Schluß ſprach er allein, niemand miſchte ſich mehr in ſeine Rede.

Liebl, der ſich mit ſolchen Fragen eingehend beſchäftigt hatte, ſchwieg, um den fruchtloſen Streit zu Ende zu führen. Auracher belehrte den Hauptmann, dem Politik ein Greuel war und der ſeit Jahren keine Zeitung las, über verſchiedene Krankheitserſcheinungen bei der Alkoholvergiftung; Ritter von Pammer aber

erklärte Osensky, dessen Kopfweh von einigen Krügeln Bier weggeschwemmt worden war, die fünf besten und erprobtesten Arten, eine Dame auf der Straße anzusprechen. Osensky kicherte und gröhlte und versprach, sich diese fünf Methoden zu eigen zu machen.

So erregte der Alkohol alle Gemüter, steigerte bei den meisten das Lebensbewußtsein, trieb sie an, für Momente glücklich oder unglücklich zu sein, — und machte diese Leute, deren Arbeit und Denken sonst abseits vom Strome des praktischen Lebens stand, zu wirklichen Menschen, die auf einmal für alle Sachen Interesse bekommen, sich ereifern, sie bekämpfen, sie begrüßen, doch nicht mit Taten, sondern mit Worten, mit vielen, vielen unnützen Worten.

Und Liebl nahm sich vor, doch nicht alles, was da gesprochen wurde, zu vergessen, sondern die Für- und Widerreden sich zu merken und seinem Freund, dem Dr. Kastner, für den er dachte, für den er sprach, für den er schrieb, vorzulegen.

Das war der Mann, der aus diesem Chaos von Meinungen die brauchbarste herausnahm, — selbst auf die Gefahr hin, daß sie nicht orginell, daß es die älteste sei, die banalste. Aber er hatte das Temperament, sie mit seiner sprudelnden Art zu vermengen, sie neu aufzufrischen, sie zu beleben und emporzuheben. Er war eben der Praktiker der Meinung, der sie, wenn sie auch noch so abgegriffen war, mit dem Tau der Frische zu umgeben verstand. Liebl beschloß darum, Kastner abends zu besuchen.

Indessen war das Fäßchen leer geworden, die

Geſichter waren röter, nur Oſenskys fettiges, rundes Geſicht ſah noch aufgedunſener und bleicher aus.

Rat Salinger war einſtweilen auch bei ſeinen Untergebenen erſchienen, hatte ein bißchen an dem Dialog teilgenommen, hatte Neuigkeiten aus dem Miniſterium erzählt, Verſetzungen, Änderungen. —

„Ja, alles nimmt jetzt einen anderen Gang, ich werde bald gar nicht mehr mitkönnen, aber laßt euch nicht beirren, tut euere Arbeit und hütet euch — vor der Politik!“ er ſprach's mit aufgehobenem Zeigefinger.

Und dennoch war, als er kaum das Zimmer verlaſſen hatte, die Deviſe ausgegeben wurden, demnächſt gemeinſam eine Volksverſammlung zu beſuchen. Berger wurde in ſeiner Bierlaune ſogar überredet, ſich öffentlich über das Thema „geiſtiges Proletariat“ dort auszuſprechen, und Liebl, für den „Mittelſtand“ einzutreten.

„Das wird für mich ein Beſſerer tun!“ ſagte letzterer ſchmunzelnd.

Aber als die anderen Herren nun erſt ins „Griechenbeißl“ zogen, um eine kleine Nachfeier zu veranſtalten, empfahl er ſich, es litt ihn nicht länger unter dieſen Leuten, und er hatte Sehnſucht nach ſeinem Heim, nach Weib und Kind, um derentwillen er gerne auf die große Laufbahn eines Parlamentariers, eines Volksmannes verzichtete, um derentwillen er ſeine politiſche Begabung nicht in ſeinen eigenen Dienſt, ſondern in den ſeines Freundes Kaſtner geſtellt hatte.

Das Glück, das ſtille, häusliche Glück für ſich, ſeine Träume und Pläne von Ruhm und Ehren für Kaſtner.

III.

Aus dem alten grauen Bau des Wiener Landesgerichtes trat Dr. Kaſtner die Aktenmappe unter dem Arm in den hellen, ſchimmernden Wiener Frühling hinaus.

„Elf Uhr," — dachte er, „heute bin ich früh fertig geworden. „Und da er draußen in der lauen Luft ſtand, auf der breiten, ſonnigen Straße, da jauchzte es erſt in ihm auf: „Sieg, Sieg!"

Er hatte wieder als Konzipient drinnen im Landesgericht wie ein Löwe für einen armen, kleinen Geſchäftsmann gekämpft, er hatte ihn mit ſeinen Worten, mit ſeinen Sprüchen und Schlagern wieder einmal durch die umlauernden Feinde durchgehauen.

Es war ein Erfolg, ein netter, kleiner Erfolg, den er errungen, und er reihte ſich ſo ſchön den vielen anderen kleinen Erfolgen an, die er auf dieſem Felde nach und nach geſammelt. Sein Chef, ein richtiger Hof- und Gerichtsadvokat, gab ſich nur mit den größeren, feineren Sachen ab; die kleine Klientel, die Schuſter, Tiſchler, Schneider und Tapezierer, die wies er dem jungen Konzipienten Kaſtner zu.

Und dieſer, ſelbſt aus kleinbürgerlichen Verhältniſſen entſproſſen, wenn auch gut ſituiert, kannte die Sorgen

kleiner Leute, kannte ihre Feinde. Biedere, halsſtarrige Menſchen waren es, die es nicht begreifen konnten, daß das Handwerk keinen goldenen Boden mehr habe, — daß der Meiſter nicht mehr ein Herr ſein dürfte.

Speziell im Bezirke der Kanzlei hatte es ſich raſch bei dieſen Leuten herumgeredet, daß Dr. Acherer einen jungen Konzipienten habe, der es ſo gut verſtünde, die Intereſſen der kleinen Leute zu vertreten.

Es war immer ein Vergnügen für Dr. Kaſtner, wenn er, ſtatt vormittags in der Kanzlei zu ſitzen, aufs Gericht durfte, verteidigen konnte. Freilich, es waren kleine Fälle, alltägliche Sachen, — es waren kleinliche Intereſſen, die er da vertrat, Intereſſen von Leuten, die nicht mit der Zeit gehen wollten, die dick und behäbig, weinrot und traurig wurden, da nichts mehr vorwärts ging.

Dieſe Kerntruppen des Bürgerſtandes, dieſer letzte Stamm echter Wiener, die von allen Seiten her bekämpft wurden, denen die fleißigeren Böhmen und Ungarn, die viveren Italiener, die kälteren Norddeutſchen das Heft ſyſtematiſch aus der Hand nahmen, die mußte man einmal aufrütteln aus ihrem Schlaf, der immer feſter, immer tiefer wurde, ſchon bald einer Agonie gleichend.

Erwecken mußte man ſie, in deren Herzen goldene Schätze lagen, in deren Köpfen manch guter Gedanke verborgen war, die Witz und Schneid hatten, wenn ſie behaglich ſein durften.

Die Phäaken, dieſes Volk von Eſſern und Trinkern, an denen doch ihr Laſter ſo ſympatiſch war, ſo un-

ſchuldig und vergnüglich ausſah! Wenn man ſie jetzt auf einmal, da ſie ſich genügend geſättigt und geſtärkt, um einen Kampf auszuhalten, da ſie ſchon ſeit Jahrzehnten genug getrunken, um begeiſterungsfähig zu ſein, zu einer feſten Bürgergarde rekrutieren würde, die den Kampf aufnahmen gegen die verhungernden Proletarier, gegen die degenerierten Kapitaliſten und Ariſtokraten!

Ein Phäakenheer, das mit dem Getöſe kraftvoller ſatter Krieger einhergeſtürmt kam und ſein Wien zurückverlangte, zurückeroberte von den fremden Arbeitern, von den eingewanderten Nationen, vom haſtenden, modernen Großſtadtgeiſt. Wien zurückerobern durch die Bürger, für die Bürger!

Und er der Heerführer, der König dieſer Phäaken!

Das Wort berauſchte ihn faſt! — Als echter Wiener für Schmeicheleien und jeglichen Perſonenkult empfänglich, war ihm dieſer Ausdruck, den er in der Erregung gefunden, wie ein Peitſchenhieb zwiſchen die Füße gefahren, der ihn anſpornte zum Vorwärtseilen nach dieſer Bürgerkrone!

War er nicht der richtige Mann dazu, er, der geborene Wiener, er, der Anwalt der kleinen Leute, er, den ſeiner Mutter Ehrgeiz zu den Gipfeln des Ruhms treiben wollte. Und dazu ſollte ihn ein Bürgertum, ein erbeingeſeſſenes Bürgertum hinauftragen. Kein Haufen hungernder Proletarier, mit ernſten, furchigen Geſichtern, mit drohenden, zum Zerſtören und Zertrümmern erhobenen ſchwieligen Fäuſten, ſondern ein behagliches Volk von lächelnden, ewig zufriedenen

Bürgern, die ihm dankbar waren, daß er ihnen voran den Weg geebnet hatte zum bequemen Spaziergang. Aber konnte man mit dieſen Leuten, die die Wiener Luft verweichlicht, die die Wiener Küche feiſt und fett gemacht, deren Wangen der Wein verfärbt, — noch einen Kampf wagen, waren ſie fähig zum Aushalten?! Unwillkürlich fragte er ſich das. War ihr Atem nicht längſt zu kurz, ihre Zähigkeit zu gering? Stand auf den entgegengeſetzten Lagern nicht die Arbeit als Führerin, die Tatkraft, das Geld?! — Wird dagegen ein luſtiger Bacchantenzug aufkommen, dem alles klein und lächerlich erſcheint?

Aufgerüttelt mußten ſie werden, von ihren vollbeſetzten Tafeln, von ihren vollgefüllten Krügen mußte man ſie wegreißen, dann würde vielleicht die zähe Kraft des Bürgerſtandes in ihnen wieder wach werden.

Nein, ſie durften nicht zugrunde gehen, die Lebensluſtigen und Lebensfähigen, die Seßhaften an Donauſtrand; ſie mußten dieſem Wien erhalten bleiben, dem eleganten Wien, das immer mehr anfing, eine charakterloſe Großſtadt zu werden!

Über all' dieſe Gedanken, die verfolgt von ſeinem Ehrgeiz, von ſeiner Sehnſucht, von ſeiner Liebe zur Vaterſtadt durch ſein Hirn jagten, war er auf den Ring gekommen, — auf dieſe wirklich einzige, großſtädtiſche Straße. — Trug ſie die Charakterloſigkeit der Großſtadt an ſich? Vereinigten ſich da nicht Kunſt, Natur, Bauten und grüne Anlagen, Menſchen- und Wagenverkehr, das Grau der Paläſte und das Blau des Himmels zu einem eigenen Ton, zu einem warmen,

freundlichen Bild, zu Neu-Wien? Zu Groß-Wien, ja, aber niemals zur Großstadt Wien.

Wie hatten ihn die Bilder vom Wiener Straßenleben im Traume bei Tag und Nacht verfolgt, da er zum Studium in Berlin, in London geweilt!

Nun sah er sie wieder vor Augen, all' die schönen Bauten, die eleganten Menschen, die hübschen Equipagen und Fiaker!

Der Wohlstand, der Luxus, das war es, was ihn anzog, das war es, was ihn diese Stadt lieben ließ, was seinen Ehrgeiz anspornte, dem Wiener Bürgerstand zu helfen, ihn zu führen. Diese Straßen waren zum Spazierengehn, zum müßigen Bummeln gemacht, nicht zum hastigen, nervösen Ausschreiten.

Und unwillkürlich verlangsamte er seinen Schritt, unwillkürlich konnte er von dem bereiten Plane des Ringes nicht abkommen, vom Franzensring bis hinab zum Stadtpark war er langsam dahin geschritten.

„Kastner!" eine feine, weiche Stimme rief ihn an, — er fuhr aus seinen Träumereien, — zwei helle blaue Augen von schwarzen Wimpern umrahmt, sahen ihn fragend und glückstrahlend an.

„Tonerl, ja, Tonerl!" er sagte es weich und freudig.

„Wohin denn des Wegs?" Sie vermied ängstlich, das Du, das jener scheue Kuß neulich geboren, gleich zu Anfang zu wiederholen.

„Meinen Gedanken und Träumen nach, die jagen mich jetzt schon fast um den ganzen Ring, daß ich schier meinen knurrenden Magen vergess'!"

„Nur auf den nicht vergessen!" sagte sie lachend.

„Und du, Tonerl, liebes, wohin laufst denn du so geschwind?“

„Bissel in den Frühling hinein! — Es duldet mich jetzt bei dem schönen Wetter nicht zuhause. Es treibt mich schier zum Laufen, — und zum Springen und Singen!“

„Dich, du ruhige, gesetzte?!“ fragte er interessiert.

„O, ich bin gar nicht so ruhig, ich bin ein ganz lustiger Kerl!“ — und sie lächelte. Ihre Augen glänzten vor Glück und waren fortwährend auf die große Gestalt Kastners gerichtet, der freundlich zu ihr herniedersah.

„Und ein lieber, guter auch dazu!“ Er hatte sie beim Arm genommen, und ein leiser Druck ihres Ellbogens war die dankbare Antwort dafür.

„Hast dich heut' schon recht plagen müssen, Armer?“ fragte sie dann teilnahmsvoll.

„War nicht so arg. Gesiegt hab' ich, gewonnen habe ich den Prozeß. Hallo, Mädel — gesiegt!“

„Du siegst überall, auf der ganzen Linie!“ sagte sie bewundernd, „bei den Versammlungen, im Gerichtssaal — und bei den armen Mädeln! — Aber zu leicht machen's dir alle, — viel zu leicht. Laßt sich eine so mir nichts, dir nichts küssen von dir! — Aber du bist halt der große Kastner, und da darf man nicht mucksen vor dir! Da heißt's schön still gestanden und nur dankbar sein, das du einem deine Gunst zuwendest! — Und weißt net einmal, ob man dich mag, ob man dich gern hat?!“ setzte sie schelmisch bei.

„Ah, geh, — das weiß ich schon!“

„Es hat's dir niemand g'ſagt!"

„Alles hat's mir g'ſagt!"

„Jeſſas, wer denn?" ſie wurde ganz ängſtlich.

„Nicht die dummen, gleichgültigen Menſchen um uns, net du, aber alles andere. Deine blauen Vergißmeinnicht-Augen, dein lächelnder Mund, dein biegſames G'ſtalterl, deine warme Hand!"

„So, ſan das ſolche Verräter?!" ſo neckte ſie ſich weiter mit ihm.

Sie waren unwillkürlich beide in den Stadtpark eingetreten und gingen die hübſchgehaltenen Wege zwiſchen den grünen Stauden, den dichten Raſenflächen dahin.

Auf den Bänken hatten da und dort Leute Platz genommen,—Kindermädchen mit ihren Wägen, Arbeiter, die hier ihre Mittagspauſe machten, Liebespaare, die beim Frühlingskeimen ſich heiße Worte zuflüſterten.

„Schau, die zwei haben ſich auch lieb!" es war ihr unwillkürlich herausgefahren, und ſchon bekam ſie ein ganz rotes Köpfchen.

„Aber ich glaub', net ſo lieb wie mir. Ich hab' dich nicht als hübſches Mädel gern, ich lieb' mein Wien in dir, — du biſt noch eine vom alten Schlag, ſo a liebes Hausfrauerl, ſo eine reſche Wienerin, die auch ein geſcheit's Kopferl auf hat und ein goldenes Herz! A tapfere biſt, — du weißt es vielleicht ſelbſt noch nicht, aber a tapfere biſt, — ſo eine, die an der Seite des Mannes ſteht und mitkämpft!"

„O ja, mitkämpfen wollt' ich ſchon, wenn's was Gutes und Ehrliches zu erkämpfen gäb'!"

„Unſeren Wienern, unſerem Mittelſtand müſſen wir Wien wieder zurückerobern!“

Sie verſtand ſeinen Ausſpruch nicht recht. Ja, — was war denn da zurückzuerobern? — Was denn? Sie hatten ja alle ihr Wien?!

„Heut', wie ich ſo über den Ring gegangen bin, da iſt's mir ſo recht klar geworden, wo die Leute der Schuh drückt!“

„Es ſind doch ſo fidele Leute, die Wiener, es machen doch alle ſo luſtige Geſichter, und leben tun's auch gut!“

„Eben dadurch gehn's zugrund!“ ſagte er ernſt.

„Durch die Luſtigkeit? Durch die Gemütlichkeit? — Ah, geh, dös glaubſt do ſelber net!“

„Ja, durch ihre G'mütlichkeit, — grad durch die; drum laſſen's alles gehn, wie's geht, ob's gut geht, ob's ſchlecht geht, und drum eben — geht's auch ſchlecht!“

Er hatte auf ſie eingeſprochen und ſuchte ihr das zu erklären, ihr Blick ſtreifte derweil in die Weite!

„Jeſſas, dei' Mutter kommt!“ Wie ein Angſtgeſchrei klang es.

„Wo denn? Laß ſie doch kommen!“ Er ſagte es ruhig und gelaſſen.

„Nein, nein, ich verſchwind' ſchnell! Ich ſchäm' mich ſo vor ihr!“

„Weil du mit mir gehſt, Tonerl? Darum brauchſt dich net ſchämen; wenn's ein anderer wäre, dann ja, — aber es iſt doch ihr Sohn!“

Auch Frau Kaſtner hatte die beiden bemerkt; ſie zwang ſich zu einem Lächeln.

„Grüß Gott, Mutter!“ und er reichte ihr die Hand. — Mit blutroten Köpfchen nickte Tonerl einen verlegenen Gruß.

„Gelt, das ſchauſt, was ich für eine ſchöne Begleitung hab?! Wir politiſieren ein biſſerl mitſammen!“

„Jetzt, das brauchſt deiner Mutter nicht aufbinden wollen, die glaubt's ja doch nicht. — Mit einem Mädel politiſiert man nicht!“ Es klang wie ein Vorwurf.

„Na, wirklich, Frau Kaſtner, wir politiſieren!“ Es kam ganz ängſtlich heraus.

„Nix G'ſcheiteres wißt ihr nicht?!“ ſagte ſie geringſchätzig. —

„Alſo, wenn du auspolitiſiert haſt, nachher kommſt zum Mittagseſſen nachhauſe, und's Fräulein Tonerl wird auch nachhauſe müſſen, denn es könnt' dem Herrn Rat doch nicht recht ſein, wenn's mit jungen Herren im Stadtpark herumſpaziert!“

Sie nickte und ging weiter.

Einen Augenblick ward zwiſchen beiden kein Wort gewechſelt. Mühſam unterdrückte anfangs Tonerl die Tränen, aber ſie konnte ihrer nicht Herr werden, und laut ſchluchzte ſie plötzlich auf.

„Is a harte — Dein' Mutter!“

„Ja, ſie iſt eine eiſerne Frau!“ Aber es klang nicht einmal wie ein Vorwurf, es ſteckte ein Stück Bewunderung darin.

Franz verſuchte ſie zu tröſten, ihr zuzureden, er werde der Mutter heute noch den Kopf zurecht ſetzen, er werde ihr alles ſagen. — Alles? Es war zwiſchen

ihnen ja eigentlich noch kaum etwas geweſen. Aber gerade dadurch, daß die Mutter mit eiſerner Fauſt hineingriff und hemmen wollte, dadurch war alles da, dadurch kamen ſie ſich wie ein Paar vor, das kurz vor der Verlobung ſtand.

„I red' ſchon mit der Mutter!"

„Es wird nichts nützen!" jammerte die Tonerl.

„Laß gut ſein, ich richt's ſchon, laß gut ſein!"

Und ſie trennten ſich. Es war auch die höchſte Zeit, daß er zum Eſſen nachhauſe kam, wollte er ſeine Mutter nicht noch mehr erzürnen.

— — — — — — — — — — — — — —

Ein behagliches, großes Zimmer mit weißen Gardinen, mit alten, gebogenen, ſchön polierten Möbeln, mit einem Glasſchrank voll alter hübſcher Taſſen und Nippes und Krügen. Und in der Mitte ein appetitlich gedeckter Tiſch, eine Weinflaſche und eine kleine bauſchige Suppenſchüſſel darauf, aus der der heiße Dampf in Wolken heraufſtieg.

Mit großen Schritten, die Hände ſich vergnügt reibend, geht Dr. Franz Kaſtner im Zimmer, das die Sonne hell beſcheint und dem keine ſchweren Stoffvorhänge das Licht nehmen, auf und ab.

Er iſt vor ſeiner Mutter im Speiſezimmer. Das Mädchen iſt ſie vom Kontor holen gegangen.

Nun hörte er ſie draußen mit dieſer etwas reden, gleich darauf tritt ſie ins Zimmer.

„Biſt doch ſchon da?" Es klang kurz und trocken.

„Ja, Mutter, wie du ſiehſt. — Ein herrliches Mädel, dieſe Toni!"

Die alte Frau antwortete nichts.

„Gefällt ſie dir denn nicht, Mutter?! So red' doch!"

„Jetzt wollen wir einmal eſſen, ſpäter können wir davon reden!"

„Wie du willſt, Mutter!" — Man ſetzte ſich zu Tiſch.

„Viel Suppe, recht viel! Ich habe heute einen königlichen Appetit! Die Frühlingsluft iſt wohl ſchuld daran und das lange Reden im Gerichtsſaal und das Politiſieren mit der Toni!"

Sie überging abſichtlich die letzte Äußerung und knüpfte nur an den Gerichtsſaal an. Wie es ihm heute ergangen ſei?

„Gut, ſehr gut!" Er erzählte ihr kurz den Fall, denn er wußte, die Mutter hatte als Geſchäftsfrau Intereſſe daran. Er begann in ſeiner guten Laune, ihr ſeine Verteidigungsrede zu halten!

„Aber iß, Franz, der Braten wird kalt!"

Er ſchenkte ſich raſch ein Glas Wein voll, — und begann wieder zu eſſen.

Nach der Mehlſpeiſe, als ſich Franz ſeine Zigarre angezündet hatte, begann die Mutter.

„So Franz, jetzt wollen wir beide ruhig wie zwei Freunde reden. Die Salinger Toni gefällt dir?"

„Sogar ſehr, Mutter."

„Das habe ich ſchon neulich in Erdberg draußen bemerkt. Aber da dachte ich, es ſei nur ſo eine Weinlaune von dir; nun ſehe ich, die Sache ſitzt ſchon ein bißchen tiefer. — Die Toni iſt ein hübſches, braves Mädchen, gar kein Zweifel. Nun muß ich dich geradeheraus

fragen: willſt du ihr nur ſo den Kopf verdrehen? — Dazu iſt mir die Toni zu gut, oder willſt ſie am Ende heiraten? Dazu biſt du mir wieder zu gut!"

„Na, erlaub du mir, ich weiß nicht, welches von beiden das größere Kompliment iſt?!" Er hatte ſich von ſeinem behaglichen Sitz erhoben und ging nervös im Zimmer auf und ab.

„Der Fall liegt weder ſo noch ſo, — ich habe bis jetzt weder ernſte noch ſchlechte Abſichten. Mir g'fallt das Mädel, ich muß ſie erſt näher kennen lernen, dann könnt's ja ſein, daß ſie mir paſſet, daß ſie meine Frau werden ſollt!"

„Nein, Franz, die paßt nun einmal nicht zu dir!"

„Warum denn nicht, du kennſt ſie ja kaum und kannſt ſo was ſo feſt und ſteif behaupten?"

„Das kann ich ſchon. Weil zu dir überhaupt gar keine noch paßt."

„Du wirſt doch um Himmelswillen nicht gar ſo verblendet ſein und glauben, eine Fürſtin müßt' kommen für deinen Sohn, — keine andere paßt nicht zu ihm, zu dem großen Konzipienten, — zum künftigen Vorſtadtsadvokaten!"

„Nein, das wahrhaftig nicht, aber zu dir paßt noch keine, weil du noch garnicht ſeeliſch-ruhig, ſeeliſch-reif biſt!"

„Das könnt' ich ja durch eine vernünftige Liebe werden, wenn ich jetzt noch ſo ein Wickelkinderl bin!"

„O mei, durch die Lieb' von ſo an jungen, unerfahrenen Ding! — Ich hab' dich nicht dafür 's Gymnaſium und die Univerſität ſtudieren laſſen, hab'

dich net dafür ins Ausland geſchickt, nicht dafür in die Bürgerkreiſe eingeführt, die einen Führer, einen Volksvertreter brauchen, damit du mir dann bei der erſten, beſten Gelegenheit das erſte, beſte, nette Beamtenstöchterl heiratſt! Glaubſt du, deine Mutter hat ſich — wie ein guter Geſchäftsmann — Jahre und Jahre von der Jungfrauenzeit bis zum Greiſenalter geplagt, daß das der erſtbeſten zufällt? Glaubſt du, ich bin dazu im Kontor verblüht und grau geworden und hab's Geſchäft trotz der ſchweren, ſchlechten Zeit in die Höh' gebracht und auf der Höh' gehalten, damit du mir auf einmal daher kommſt, ſo eine nette Larven heiratſt, in dein Bureau trollſt und dein ganzes Glück nur daheim findeſt. Hinaus ſollſt du mir in die Welt, und hinauf ſollſt du mir zu Ehren und Ruhm. Für dich iſt mir nix zu gut und auch dir darf nix zu hoch ſein."

„Schau net rechts und links, geh deinen Weg, — deine Mutter hat dir's ja ſo leicht gemacht, wie's nur in ihren Kräften ſtand. Geh deinen Weg und ſchau net rechts und links, net zu den Madeln, net zum Wein! Das mag überſpannt klingen; warum ſoll denn ein Mann wie du nicht die Mädeln anſchaun dürfen, und nicht dem Wein einmal zuſprechen, wirſt du mich fragen, und die Antwort lautet: weil du mir nicht ſtagnieren, nicht ein „Philiſter" werden ſollſt, wie die Studenten ſagen! — Ja, wenn einer einmal ans Heiraten denkt — und wird ein richtiger Ehemann, und a richtiger ſoll er doch werden —, dann wird er a Hausvaterl, — der nur ſeinen Beruf nachgeht,

dem Gelde wegen, der Familie wegen, und wenn einer ſich das Trinken angewöhnt, da wird er auch eine ſo ſeßhafte Natur, ſo ein Stagnierter, der ſich vor allem in der Welt hinter dem Weinglas verſchanzt! Hinter dem Unterrock und hinter dem Weinglas verſchanzen, das iſt das Gefährliche!

„Mutter, Du redeſt, als wenn ich gar keine Individualität hätt', als wenn ich ſchon einer wär', der nicht zwei Sachen zugleich haben könnt': das Glück daheim, die Ehre und die Anerkennung draußen! — du mußt mich doch net gar ſo gering einſchätzen. — Mein ehrliches Streben bleibt mein ehrliches Streben, ob ich ledig bin oder verheiratet, wie für einen Künſtler ſeine Kunſt Kunſt bleibt, ober verheiratet iſt oder nicht!"

„Und trotzdem bleibt einem ſolchen ſeine Kunſt ſelten Kunſt, wenn er Familie hat und Brot verdienen muß. Für einen Geſchäftsmann, da iſt's gut, wenn er heiratet, für einen Künſtler, für einen, der zur Höhe will, nicht!"

„Da ſoll' ich einfach gar nie heiraten! — Ja, Mutter, weißt du denn, was du verlangſt, ich muß dir ſchon ſagen: haſt du auch das Recht, von mir ſo was zu verlangen, darfſt du mir wirklich meinen Lebensweg ſo vorzeichnen, wie du willſt?"

„Euch Kaſtners muß man's ſchon ſo machen! — Bei euch kommt die Energie allweil von auswärts! — Und weilſt mich fragſt, ob i, dei Mutter, das Recht dazu hab', weilſt mi zur Verantwortung ziehſt, ſo kann ich dir ſchon Antwort ſtehn: ja, ich hab' das Recht dazu! — Ich hab's."

Franz hatte währenddeſſen wieder Platz genommen,

doch Frau Kaſtner ſtand jetzt neben ihm, und ihre kleine, hagere Geſtalt ſchien für Augenblicke gewachſen zu ſein.

„Ich hab' das Recht, ich hab' deinem Vater ſein Geſchäft geführt und geleitet, zu Lebzeiten desſelben und nach ſeinem Tod. Die Schuldenlaſt, die auf dem Hauſe ſtand, iſt getilgt; wenn i heut' ſtirb, biſt ein wohlhabender Mann. I, i allein hab' deine Erziehung geleitet, hab' dich ſtudieren laſſen; obwohl du Kaufmann werden wollteſt, hab' i deine Eigenſchaften zum Advokaten entdeckt, obwohl du auf ein warmes, ſtilles Platzerl im Staatsdienſt reflektiert haſt. I hab' dich ins Leben nausgeſtellt, wie ich dich einmal ins Leben gebracht hab', und nun mußt mir dort ſtehen bleiben, darfſt mir und dir keine Schande machen! Freilich, es geht der Wind dort ſtärker, als beim warmen Ofen, als im trauten Heim, als auf einem ſtillen Platzerl im Staatsdienſt, aber dieſe Luft, die iſt g'ſund, die macht ſtark, die erhält einen jung. Dort biſt mit deinen dreißig Jahren ein hoffnungsvoller Jüngling, und in der warmen Stuben, am häuslichen Herd, im Staatsdienſt, da biſt einer, über den ſich ſchon die Akten ſchließen, — der höchſtens ein Sternderl mehr am Kragen kriegt, und a Kind mehr in die Stuben!"

„Mutter, ſo redſt du, eine Frau, ſo redſt du, — biſt denn du nie am warmen Platzerl geſeſſen, haſt nie ein glückliches Heim g'habt?"

„I net, dazu war keine Zeit, — ich hab' dir ja die Wege ebnen müſſen!"

„Mutter, Mutter!" Er ſtürzte auf ſie, nahm ihre

knochigen Hände in ſeine warme große und barg ſeinen Kopf in ihrem Schoß.

Leiſe ſtrich ihre Hand über ſeinen Lockenkopf.

„Muß ich auch die opfern?!“ Es klang wie ein Aufſchrei!

„Ja Kind, ja Kind, zu deinem Beſten!“ — — —

„So will ich fürder allein durch die Welt gehn!“ Er ſagte es ruhig und beſtimmt, wie einer, der nach hartem Kampf zur Einſicht gekommen und ſeinen Entſchluß gefaßt hat!

„Du brauchſt nicht allein zu gehn, du haſt ja noch deine Mutter!“

„Ja, meine ſtrenge, eiſerne Mutter! Nur um die Toni tut's mir leid!“

„Sorg' dich nicht um die, der will ich alles ſagen!“

„Aber gelt, Mutter, nicht grob ſein, net hart ſein!“

„Sorg' dich darum nicht, ich weiß, wie eine alte Frau ein mutterloſes Mädel zu behandeln hat!“

„Ja, mütterlich ſag es ihr, — gel — wie a Mutter!“

Er hatte ſich wieder erhoben.

„Jetzt werd' ich abends in der Verſammlung erſt ganz anders reden können, wie ein Freier, wie einer, der keine Rückſicht kennt, und wie einer, der fürs Volk ſchon was Liebes geopfert hat!“ —

„Nur einen lieben Traum, einen tückiſchen, gaukelnden Traum!“

„Den Traum vom Glück für den Traum von Ruhm!“

„Nein, für den Ruhm ſelbſt!“

IV.

Der mächtige Saalbau draußen an der Grenze der alten Bezirke Wiens, der im Faſching zu Redouten und Bällen diente, war heute Abend bis auf das letzte Plätzchen beſetzt. Ein ſüßlicher Dunſt vermiſcht mit Zigarrenrauch erfüllte den großen Saal, den meiſt Leute aus dem Arbeiterſtand beſetzt hielten, die gekommen waren, um von Seite eines ſozialdemokratiſchen Führers ein Bild von ihrer zukünftigen beſſeren Lage vorgeführt zu bekommen. Wenn man's ſchon nicht gut hat, dann hört man doch wenigſtens gern vom Guten, vom Wohlſtand, vom Glück, vom Geld reden.

Ernſt und vergrämt, abgearbeitet, daß kein bißchen Fett ſich hatte irgendwo anſetzen können, waren dieſe Arbeiter! Leute, die aus Knochen und Muskeln beſtanden! Und mitten unter ihnen hatten die Anhänger und Freunde Kaſtners Platz genommen, erbeingeſeſſene Wiener, Geſchäftsleute, Gewerbetreibende, Handwerksmeiſter, kleine Beamte, alles Leute, die mit einer gewiſſen Scheu dieſen Saal betreten hatten, weil er mit Sozialiſten gefüllt war, mit „Staatsumſtürzlern". —

Auch im Äußeren konnte man den kleinen Anhang

Kaſtners, den Liebl aus der Klientel desſelben als auch aus den kleinen Vereinen, in denen er ſchon geſprochen, geholt hatte, von den anderen genau unterſcheiden. Sie machten alle einen „beruhigenden“ Eindruck, hatten Speck an den Rippen, hatten rote, volle Geſichter, und manchem hing ein Bäuchlein zwiſchen den Beinen.

Sie machten auch keine ſo ernſten, müden Geſichter wie die Arbeiter, die einer Verheißung entgegenharrten, ſie ſaßen hinter ihren Wein- und Biergläſern und warteten „auf die Komödi', auf die Hetz!“

In der linken vorderen Ecke, unweit dem Podium, hatten die Elitetruppen Dr. Kaſtners Platz genommen, Liebl, Maderl, einige „Landſtraßner“ Geſchäftsleute, ein paar Fleiſchhauer und darunter, von den anderen mit gebührenden Ehren empfangen, einige Beamte, die Liebl zu kapern gewußt, — von ſeiner Abteilung: Berger und Auracher, ja ſogar Oſensky war mitgekommen.

Sollte doch heute durch Dr. Kaſtner der Verſuch gemacht werden, eine Mittelſtandspartei zu gründen und zwar, um dieſer Gründung mehr Anſehen zu verſchaffen, mitten unter den Feinden, mitten aus einer Sozialiſtenverſammlung heraus. Auch Dr. Kaſtner ſelbſt ſaß unter den anderen.

„Wiſſen ſchon, was ſagen werden?“ fragte Maderl intereſſiert. „Daß mir nur net ſtecken bleiben! Da wär' die Blamage fertig!“

Dr. Kaſtner lächelte: „Da können's ſchon ruhig ſein!“

„Nach der Verſammlung hab' ich zwei, drei Fiaker von mir beſtellt, da fahren wir nachher wohin, wo's fidel iſt!"

„Die werden's aber wieder ſchön abbeſtellen, — raſch, ſo raſch es geht. — Der Mittelſtand darf net Fiaker fahren. Ja, verſtehn's mi net! Wenn uns die Sozi mit den Fiakern wegfahren ſehn, dann iſt's mit „unſerer Liebe zum Volke" aus, dann ſan mir als die Protzenpartei bekannt!"

„Ja, ſo was, ich hab' mi ſchon ſo darauf g'freut, die Herrn einzuladen! — Mir können do net z' Fuß bis in Prater oder bis ins Koloſſeum hatſchen!"

„Abbeſtellt müſſen die Wagen werden, oder — mindeſtens wo anders hinbeſtellt!"

„Das laßt ſich eher hören! Das kann man ja machen. Es muß doch nachher a biſſel fidel werden!"

Kaſtner war eigentlich innerlich ſehr ärgerlich über ſeine Leibgarde, denen der Ernſt für die Sache zu fehlen ſchien. — Na, er wollte auch ihnen heute ein bißchen den Kopf mitwaſchen, ihnen, den Phäaken, den Gemütlichen, vielleicht würde das helfen. —

Nach und nach ward der Tiſch des Präſidiums ebenfalls voll. Da und dort ſtanden zwei zuſammen, die erregt mit einander ſprachen. Dann endlich ertönte die Glocke des Vorſitzenden, und im Nu trat Stille ein.

Er begrüßte die Erſchienenen und bat alle, welcher Partei ſie auch angehören mögen, ſich ruhig und gemeſſen zu den Ausführungen der Redner zu verhalten, da jeder Tumult ihnen ſelbſt gefährlich würde, weil

dann die Verſammlung geſchloſſen und ihre Intereſſen nicht beſprochen würden. Sodann erteilte er dem Redner das Wort.

Ein kleines, etwas ältliches Männchen mit zwei blitzenden Augen, mit einer dünnen, aber weithin hörbaren Stimme!

„Großkapital und Arbeiterſchaft, Sklaventum, Ausbeutung, Preisdrückung, Elend, Hunger, maßloſer Nutzen!“ Das waren die Worte, die aus ſeiner Rede immer wieder hervortönten, hervorfuhren wie Pfeile, wie Blitze, die ins Publikum ſprangen und dort für Augenblicke zündeten.

Aber im Ganzen waren es doch immer dieſelben Sachen, freilich immer die, die die Menge gern hörte, immer wieder gern hörte. Dieſe Leute ſchienen auch nichts anderes zu wollen. Ein anderer ſollte ihnen von ihrem Elend erzählen, daß es ſie ſelbſt rührte, von ihrem Hunger, daß ſie ihn doppelt empfanden, von ihrer harten Arbeit, daß ſie ſie ſelbſt höher einſchätzten. Und wenn ſie das immer hörten, dann ſtachelten ſie dieſe Dinge zu neuem Kampfe an, zu neuem Zuſammenſchluß. Zu tauſend hingen ſie wieder an dem Mund eines Einzelnen, zu tauſend ließen ſie ſich von dem Einzelnen ihre Meinung machen und geben, wie ſie ſich wieder zu tauſend von einem ihr Brot geben ließen, von einem abhängig waren in der Arbeit, bei der Lohnbemeſſung, und bei der Beeinfluſſung ihrer Meinung. Und dem einen, ob er Parteiführer, ob er Parteiredner, oder ob er Fabrikant oder Kapitaliſt hieß, dem einen waren ſie verfallen. Am

Tage hieß er Fabrikant, da war es die Macht des Geldes, das herrſchte, und am Abend, da hieß er Parteiführer, da war es die Macht des Wortes, die auf ſie wirkte. Immer nur der eine für viele, und die vielen alles nur für den einen. So blieb ihr Leben ein armſeliges, abhängiges, ihre Meinung eine abhängige, wenn ſie auch hundertmal nach „Freiheit“ ſchrieen, hundertmal ſich um das rote Banner ſcharten.

Dieſe Gedanken waren Kaſtner gekommen, da er die Menge betrachtete, die aufmerkſam dem Redner lauſchte. Darum ſah er auch in ihr keine ſo große Gefahr. Der Mittelſtand war ja noch nicht in ein ſolches Abhängigkeitsverhältnis gekommen, weder nach oben, noch nach unten. Dem wäre eher zu helfen. Freilich auch hier mußte einer das zuſammentragen, was ihnen fehlte, es ihnen vorhalten, ihnen dafür Beſſeres verſprechen.

Der Redner hatte geendet, von allen Seiten tönte laut Applaus der Menge; nur der Anhang Kaſtners ſah ſich erſtaunt an, da war auch kein Wort von ihnen die Rede geweſen, weder für noch gegen ſie. Gab's für die kein Kleingewerbe, keinen Mittelſtand?! —

Dennoch applaudierten einige, wie aus Anſtand mit; „man kann do net ſo ſei,“ meinte Maderl groß, „man darf do den Armen net die Freud' verderben!“

Nur Offizial Berger applaudierte von Herzen.

„In derſelben Lage wie dieſe befindet ſich auch der kleine Beamte, der geiſtige Proletarier!“

„Melde dich halt zur Diskuſſion, Berger! Sag halt deine Meinung!“ ruft ihm einer zu.

„Ich werd' mich hüten! Glaubst, ich trag' meine Haut zu Mark, da ist mir meine Stelle im Ministerium zu lieb!"

„Du hast halt keine Schneid!"

„Ich müßt höchstens keinen Verstand haben, wenn i das tät'!" sagte er gereizt.

„Aber im Bureau, da reißt deinen Mund weit auf!" sagte Liebl.

„Vor gebildeten Leuten schon, aber net vor den Kerlen!"

„Kerl sagt er und will ein Proletarier sein!" rief Liebl.

„Ein geistiger nur!" sagte mit ernster Miene Ossenky.

Dr. Kastner hatte sich zur Diskussion gemeldet. Eine Bewegung ging durch den Saal, als dies bekannt wurde. Das war der Kastner, von dem man schon gehört hatte, der junge Mann, der eine neue Partei gründen wollte, „Landstraßler!" sagte wieder einer, so flogen die Urteile durcheinander.

Da stand auch Dr. Kastner schon auf der Rednertribüne. Einen Augenblick musterte er prüfend das Publikum. Als dieses den jungen, großgewachsenen Mann mit dem hübschen, blonden Vollbart, dem üppigen Haar, dem vollen gesunden Gesicht sah, so recht ein Bild mannbarer und doch noch jugendlicher Kraft, da trat sofort Stille ein.

Was würde ihnen der zu sagen haben? Es war, als läge diese Frage auf allen Gesichtern. Von Mühe und Not konnte doch solch' einer nicht sprechen?

„Hochanſehnliche Verſammlung!
Aus den langen Ausführungen meines Herrn Vorredners habe ich eigentlich nur immer zwei Worte, zwei Gegenſätze herausgehört, das Wort „Großkapital" und das Wort „Proletarier"! Vom ganz Reichen und vom ganz Armen war die Rede, vom Ganzreichen, der nicht mehr gar ſo reich ſein ſoll, der nicht mehr alle Kraft, alle Arbeit ſeiner Angeſtellten in Bargeld für ſich umſetzen ſoll, und vom Ganzarmen, der nicht mehr nur für einen kärglichen Lohn arbeiten ſoll, der ihm kaum ein Vegetieren geſtattet, ſondern der auch etwas von den Früchten der Arbeit haben will, der auch ſein Gutteil davon erretten will, um es in beſcheidenen Beſitz umzuſetzen. Etwas haben, etwas beſitzen wollt ihr! Nicht große Reichtümer, nicht glänzende Paläſte — eine Hütte für euch und euere Kinder, ein ſorgenfreies Alter, Linderung in Krankheit und Elend.

„Was die Reichen ſo groß und mächtig macht, iſt der Beſitz, — was die Armen ſo arm, ſo rückhaltslos, ſo allen Schickſalsſchlägen ausgeſetzt macht, iſt der Mangel an Beſitz."

„Zwiſchen Arm und Reich ſoll's eine Mitte geben, — einen Ausgleich; euch ſoll es möglich ſein, euch einen kleinen Beſitz zu ſchaffen, — in den Mittelſtand zu kommen. Mittelſtand, das iſt das Wort, das ich den ganzen langen Abend hindurch vermißt habe. Mittelſtand iſt der Ausgleich, Mittelſtand der unausgeſprochene Wunſch eurer Herzen, — Mittelſtand, das was ihr euch wieder erringen wollt, aus dem ihr alle hervorgegangen. Eure Eltern noch haben dieſem Stand

angehört, waren kleine Meiſter, Gewerbetreibende, ſelbſtändige Handwerker. Ihr aber ſeid durch der grauſamen Zeiten Strömung um euer Erbe gekommen, die Fabriken, die großen Betriebe haben euch zu Arbeitern gedungen, dieſelben, die nach und nach den Beſitz, die Arbeitskraft, die Arbeitsleiſtung eurer Väter auffraßen. Und ſo habt ihr nach und nach, halb um euch zu tröſten, halb weil ihr dieſelben nicht mehr vor Augen gehabt, vergeſſen, daß es einen Mittelſtand gegeben, daß es einen Mittelſtand gibt.

Den Stand, den ihr euch mühſam erringen wollt, deſſen Mitglieder ihr als Arbeiter bleiben wollt, den braucht ihr euch nicht aufbauen, der beſteht, freilich von der Zeit arg mitgenommen, von der Not arg verzerrt, aber er iſt da, man muß ihn nur neu beleben, — ihm fehlt es — ich geſtehe es offen — nicht nur an der äußeren Kräftigung, weil ihm die Großbetriebe die Kräfte wegnehmen, ihm fehlt es auch ſchon, das iſt weit bedauerlicher, an innerer Kraft; die großen Gefahren von außen haben die Leute mutlos gemacht, haben das Regiment gelockert, haben ſie gezwungen, um nicht im Kampfe ſich zu ſtellen, ſich über die Gefahren hinwegzutäuſchen. Der Wiener Mittelſtand läßt ſich beim Wein und Bier, bei Backhändeln und Braten zwar nichts anmerken von ſeinem Ruin, — dennoch iſt er vor der Türe. Der Leichtſinn hilft darüber nicht hinweg, und den Kopf wie der Vogel Strauß in den Sand zu ſtecken, um ja von der Gefahr nichts zu merken, heißt die Gefahr damit nicht aus der Welt ſchaffen.

Aufgerüttelt, in Reih und Glied geſtellt, — unterſtützt vom Staat und Arbeiterſchaft — an Arbeitskraft unerſetzlich und übermächtig, ſo muß er in den Kampf treten!

Den Zuzug neuer Streitkräfte braucht er. Ihr werdet mir auf dieſe Ausführungen vielleicht erwidern: wenn das Kleingewerbe morſch iſt, dann laßt es gleich lieber in ſich zuſammenfallen, laßt es ſterben und uns, die wir uns den neuen Mittelſtand erzwingen wollen, uns Sozialiſten gehöre die Zukunft. Ehe ihr nicht zu uns kommt und mit uns um den neuen Stand kämpft, eher gibt's für euch keine Rettung. Zuerſt ganz arm werden und dann ſich mühſam mit vereinten Kräften — das Neue erringen.

Drauf antworte ich: Soll man die Leute, die arm daran ſind, einfach noch ärmer werden laſſen, — ſie zugrunde gehen laſſen? Niemals. Denn, wenn ſie ſich in euere Reihen ſtellen, zu Tauſenden und zu Tauſenden, dann wird euere Arbeit immer weniger wert, immer billiger; wenn ſie aber ganz zugrunde gehn, dann bereichert nicht ihr euch, ſondern die Reichen werden noch reicher. Ihr Untergang iſt immer euer Schaden, ihr Tod kräftigt eueren Feind, ihr Armwerden entkräftet eure Arbeit. Sprecht mir doch nicht von den großen Arbeiterſcharen, die euch ſtark machen. Das iſt ein trügeriſches Bild; je weniger ihr täglich werdet, deſto ſtärker ſeid ihr, je mehr von euch durch Arbeit und Kraft ihr Ziel, den Mittelſtand, den kleinen, Beſitz erreichen, deſto mutvoller, deſto ſtärker werden die, die noch Arbeiter, Proletarier bleiben.

Je weniger ihr den Brotherrn mit eueren Arbeitskräften gegenüberſteht, deſto beſſer muß er euch zahlen, deſto mächtiger ſeid ihr. Ihr dürft den Beſitz der Kleinen nicht noch mehr ſchädigen und euch den Kopf dadurch noch ſchwerer machen! Ja, unendlich reicher iſt der, der einen Gulden hat, gegen den, der keinen Kreuzer beſitzt, unendlich reicher ſchon, — aber deswegen noch lange nicht reich.

Das dürft ihr nicht aus dem Auge verlieren, das darf aber der Mittelſtand, der heute von allen Seiten verdrängt wird, lange nicht vergeſſen.

Der Beſitz des Mittelſtandes iſt ſchon bei vielen nur mehr — eine Illuſion des Beſitzes! Sie bilden ſich ein, etwas zu haben, und dieſes Etwas iſt nur die vom Fabrikarbeiter ſich unterſcheidende Art des Betriebes. Haus und Hof ſind verſchuldet, das Geſchäft wird vom Geſellen beſorgt, die Kundſchaft nicht befriedigt, — der Meiſter aber, in der Meinung, ein Beſitzender zu ſein, legt die Hände in den Schoß und ſitzt bei Gabelfrühſtücken und Dämmerſchoppen und ſchimpft auf die ſchlechten Zeiten.

Die Zeiten ſind nicht nur ſchlecht für ſie, ſie machen ſie ſelbſt noch viel ſchlechter. Raſtlos ſchafft ein Arbeiter den ganzen Tag, um in Akkord ſein bißchen Lohn zu erhöhen, — und der, der nicht viel mehr hat, der ſieht nur zu, wie die anderen arbeiten!

Sie ſehen, ich bin offen, ich verberge die Schäden nicht, weder vor ihnen, noch vor dem Kleingewerbe ſelbſt.

So wird uns in Wien Stück für Stück der kleine

Besitz entrissen, — der Boden unter den Füßen weggezogen, das Grab gegraben!

Noch streckt Kraft und Saft im Mittelstand, wenn er sich aufrütteln will und von den Wirtshaustischen weg in Kampf und Leben tritt. Mit dem Werkzeug in der Hand, mit dem Werkzeug ans Material gehalten, — am Material geschaffen — das kann sie retten! Sein Werkzeug nur drohend zum Himmel erheben, mit dem Meißel die Köpfe spalten, mit der Hacke die Feinde erschlagen wollen, das nützt nichts.

Ein Wettarbeiten muß der Kampf sein, — und wo die alte Art nicht mehr ausreicht, da muß die neue her. Systematisch, zeitgemäß müssen die Geschäfte geführt werden, organisieren müßt ihr euch!

Ihr alle, die ihr noch einen kleinen Besitz, die ihr noch euere Selbständigkeit habt, die ihr euch jemals die beiden Dinge nur erhofft und ersehnt, tut euch zusammen; ich weiß, es sind nicht wenige unter euch, die das wollen!

Stellt euch Schulter an Schulter, organisiert euch, guckt's den Großen ab im Einkauf, im Verkauf, in der Arbeitsteilung — rettet für euch und euere Nachkommen, was zu retten ist.

Mitten zwischen Großkapital und Proletariat soll eine Schar eiserner Männer stehen, die von beiden Seiten immer mehr Zuzug bekommen, von denen, die steigen, und von denen, die fallen. Nicht der schwindelnde Reichtum, nicht die furchtbare Not sind des Lebens Sinnbilder, des Seins Erfüllung — das stille kleine Glück des bescheidenen Besitzers: Wohlstand, der nicht

zum Wohlleben führen darf, das ist all unser Streben. Ein bißchen was haben, um ein bißchen wieder geben zu können! Ein bißchen was haben, um unseren Kindern ein bißchen was mit ins Leben geben zu können, einen durch gesunde Nahrung gestählten Körper, eine gute Erziehung und gründliche Kenntnisse für ihren Beruf, — und vielleicht ein kleines Geschäft — — und dadurch die goldene Selbständigkeit!"

Die letzten Sätze hatte er mit tönender Stimme hinausgerufen, wie in edler Begeisterung hatte sich seine Gestalt vorgestreckt! — Und ehe die Arbeiter wieder aus ihren Sinnen auffuhren, ehe sie sich die Worte und den Redner richtig auseinander halten konnten, — war er auch schon von dem Podium herab und hinunter ins Publikum, seinem ursprünglichen Platze zu, geschritten.

In lauten Beifall brachen die Anhänger Kastners aus, dröhnend klang ihr Geklatsche, Gestampfe und Gerufe, und — aus dem Übermaß des Beifalles, aus dem Überlauten der Töne sprach wieder jener echt-wieneriſche bacchantiſche Zug, jene Phäakenlautheit, wie bei Trinkgelagen.

Von den Sozialdemokraten hatten sich wenige der Beifallskundgebung angeschlossen, wenn sie auch dumpf fühlten, das hier manch wahres Wort, mancher Hoffnungsstrahl aufgeblitzt war; wenn auch manch warmes Wort ihre Herzen ergriffen, was da gesprochen worden war, es kam für sie aus einer anderen Welt, aus der Welt, wo man Wohlstand erstrebte, zu ihnen, die nur nach Brot schrieen.

In ihrem dumpfen Ernſte fanden ſie zwar Worte der Anerkennung für den Redner, aber keine Begeiſterung. Mißtrauiſch maßen ſie auf einmal die fremden Gäſte, die da gekommen waren, die ihre Verſammlung benützten, um eigene Ideen auszuführen und ſie zu propagieren, die mit dicken, goldenen Uhrketten, mit großen Ringen an den Fingern, mit wohlgenährten Bäuchlein da ſaßen. Und die alle kamen ihnen — auf einmal nach dem Geſprochenen — rieſig reich vor, rieſig wohlhabend. — Die goldene Selbſtſtändigkeit! Dieſer Begriff, den Dr. Kaſtner wie einen glitzernden, lockenden Edelſtein zum Schluß mit hocherhobenen Armen ihnen vorgehalten, den kannten ſie nicht einmal mehr in ihren Träumen!

Am Arbeitstiſch für einen anderen ſitzen, den täglichen Lohn für einen anderen, für die Familie einſchieben, ſeine Stimme bei den Wahlen für einen hergeben, — das kannten ſie. Nichts für ſich, — alles immer für andere.

In der Pauſe, die eintrat, fiel über all' dieſe Sachen manch' ungeſchicktes Wort, das wohl kaum die Gefühle und Empfindungen anzudeuten vermochte, die die Worte Kaſtners in ihnen geweckt.

Lauter debattierten die von der Kaſtner-Partei unter einander: ein bißchen ſcharf hatte er ſie angefaßt, aber was er geſagt hatte, hatte Hand und Fuß und klang ſchön und verheißend!

„Warum ham's denn nur auf's Frühſtück ſo g'ſchimpft?" fragte mit lächelnder Miene der Fuhrwerksbeſitzer Maderl Dr. Kaſtner.

„Weil es euch faul macht! Damisch — faul!“

„I ja recht, aber g'mütlich ist's, g'mütlich!“ seufzte Maderl, dem es ganz grausig zu Mute wurde, daß er Mitglied einer Partei sei, die gegen 's Essen und Trinken etwas einzuwenden hätte.

„Unter die Hungerleider bringen's die Wiener net!“ sagte er traurig zu Dr. Kastner.

„Aber Phäaken dürft' ihr mir auch nicht bleiben!“

„Was, wer? Siaker?“ — er fragte ganz ängstlich.

„Phäaken, — d. h. ein Volk von Schlemmern und Säufern!“

„Warum denn net?“ er fragte wieder ganz kleinlaut.

„Das sag' ich euch schon, wenn wir einmal unter uns sind, in einer geschlossenen Versammlung. Na wart's nur, wie ich euch da die Köpfe wasche!“

Der zweite Diskussionsredner, ein Mann aus dem Arbeiterstand, hatte die Tribüne betreten. Was er sagte, paßte nicht mehr recht auf Dr. Kastners Ausführungen, über die das Publikum unwillkürlich die Erinnerung und den Zusammenhang mit der Rede des Parteiführers verloren hatte. Und wenn er auch dann und wann versuchte, auf Dr. Kastner in einem Nebensatz einen Seitenhieb zu führen, so kam der nicht recht zu Geltung.

Ohne Zwischenrufe, aber auch ohne sonderlichen Beifall verliefen die Ausführungen, denen der höhere, verallgemeinendere Standpunkt fehlte. —

Da sich niemand mehr an der Diskussion beteiligte — Dr. Kastner hatte seinen Anhängern, um die

Meinungen nicht zu sehr zu zersplittern, abgeraten, sich zum Wort zu melden — erhielt der erste Redner das Wort zu einer Schlußbetrachtung, die sich in der Hauptsache mit den Ausführungen Dr. Kastners beschäftigte.

Die temperamentvolle Art, mit der der Vorredner seine Ansichten und Meinungen vorgebracht habe, sei danach angetan, manche über den tatsächlichen Inhalt der Rede hinwegzutäuschen. Die Worte, die er gesprochen, sind nicht an die Arbeiter in erster Linie gerichtet, sondern an den Bürger- und Mittelstand. In seltenen Exemplaren bestehe zwar dieser Stand noch, aber er sei kein ernstlicher Feind, noch ein wirklicher Freund der beiden großen Gruppen, des Großkapitals und der Proletarier. Das Kleingewerbe könne nun einmal nicht gegen das Großgewerbe kämpfen, weil Klein und Groß nie einen Kampf miteinander führen können, bei dem noch der Ausgang unsicher sei. Und weil nun die Leute, die seit Jahren die Hände jammernd im Schoße halten, selbst fühlen, daß sie gegen das Großkapital nicht mehr aufkommen können, da schauen sie in ihrer Verzweiflung sogar herab zum Proletarier, ob der ihnen Hilfe bringen kann. Und da lautet die Antwort darauf: „Nein, jetzt nicht!"

Das Kleingewerbe wäre nur ein Hemmschuh, der die Arbeiter von radikalen Schritten abhalten würde; das Kleingewerbe hat heute noch nicht den Mut, voll auf Besitz zu verzichten, und darum träfe sie jeder Kampf, der gegen die Besitzenden ginge, überaus hart.

Im wirklichen Sinne des Wortes gäbe es keinen Mittelstand mehr, keinen bürgerlichen Wohlstand.

Aber inmitten der beiden großen Parteien ſtehe dieſer ſogenannte Mittelſtand, der Große zehrt und nagt an ihm, zertritt und zertrümmert ihn, — und der Kleine, der Proletarier, bekommt von ihm ſeinen Nachwuchs. Des Mittelſtands Söhne bleiben nicht Mittelſtand, bleiben nicht Meiſter, ſie müſſen ihr Brot in der Arbeit allein, als Arbeiter ſuchen. Ein Stand, der von oben arg geſchädigt, entkräftet wird, und der von unten ſeines Nachwuchſes beraubt wird, — iſt kein Stand von Mitſtreitern, ſondern ein Stand von Marodeuren, von Kranken, die der Partei nur zur Laſt fallen.

Der eherne Kampf der letzten Jahre habe ihn aufgerieben, je näher ſich die beiden feindlichen großen Truppen kommen, je härter der Kampf zwiſchen Geld und Arbeit wird, deſto geringer wird der Raum zwiſchen den beiden Lagern, wird der Raum für den Mittelſtand.

Um einen kleinen Beſitz zu ſchonen, darum geben zwei große Heere ihre erbitterten Kämpfe nicht auf. Totgeweiht iſt der Mittelſtand, — einer, den man ruhig ſterben laſſen kann und nicht wieder künſtlich aus der Agonie reißen ſoll.

Darum ſei kein Platz für jene paar kräftigen Wiener unter ihnen, und ſo leid es ihnen tue, — eine Schar von Leuten, die tödlich verletzt von der Macht des Großkapitals um Unterſchlupf bäten, von ſich weiſen zu müſſen, — ſie könnten nicht anders. Für ein kampfbereites Heer iſt ein großer Stand von Verwundeten, die man verpflegen, die man verſorgen müſſe, ein unnützer Ballaſt! —

Dr. Kaſtner meldete ſich abermals zum Wort; nach einigen kurzen Worten hin und her erhielt er zur tatſächlichen Berichtigung, trotzdem eigentlich ſchon das Schlußwort gefallen, noch einmal das Wort.

„Ich faſſe mich kurz, ganz kurz. Ich habe nur tatſächlich feſtzuſtellen, daß wir nicht um Unterſchlupf baten und bitten, daß wir vielmehr gewillt ſind, ſelbſtändig vorzugehen; unſer Programm näher zu ſpezifizieren, iſt hier nicht der Ort. Zu Tode getroffen aber ſind wir noch lange nicht! Da iſt der Geiſt, der in uns herrſcht, der richtige Freiſcharengeiſt, der allezeit ſo gefürchtet war, denn doch noch zu geſund und zu lebendig. Erbangeſeſſene Bürger kämpfen um ihren Beſitz, um ihr Gut und ihre Heimat; daß dieſer Kampf ein zäher, ein Kampf auf Leben und Tod ſein wird, iſt klar. Nicht ein Transport von Marodeuren, ſondern eine gewaltige Freiſchar hat euch Waffenbrüderſchaft angetragen, — da ihr ſie ausſchlagt, da ihr nicht mit uns Schulter an Schulter kämpfen wollt, gilt auch für uns der Spruch: „getrennt marſchieren und vielleicht einmal aber vereint ſchlagen und vereint ſiegen!“

Der Schlußpaſſus hatte alles Unfreundliche wieder abgeſchliffen, und die Verſammlung ging ruhig auseinander. Die intimen Bekannten Dr. Kaſtners ſammelten ſich vor dem Saaltor auf der Straße, Maderl, einige Gewerbstreibende von der Landſtraße, Liebl mit den Beamten. „Daher, daher!“ rief Maderl jedem zu, den er von Bekannten und Freunden mitten im Menſchenſtrom den Saal verlaſſen ſah.

Als auch Dr. Kaſtner, halb in Gedanken verſunken, ſich zu ihm geſellte, begann der Fuhrwerksbeſitzer: „Alsdann jetzt bleiben wir doch no ein biſſerl vergnügt z'ſamm! Wir trinken noch ein paar Vierterln Wein, — rucken g'mütlich näher und plaudern uns aus! — Die Fiaker hab' ich bei der Linie warten laſſen, wir können auch gleich in Prater fahren, oder ſonſt wohin. Zu Volksſängern? Wie's den Herrſchaften angenehm iſt! Was meinen's, Herr Doktor?"

„Die Fiaker ſchicken's nachhauſe, wir gehen gemütlich durch die Frühlingsnacht unſeren Bezirken zu!"

„Maria und Joſef! — Na, das tun wir net! So lang wir fahren können, fahren wir noch! — Die Mittelſtandsbewegung ſetzet gut ein, nicht einmal Fiaker derfats geben! Da tritt ich gleich aus der Partei aus und in den Polenklub oder in den konſervativen Großgrundbeſitz ein, da haben's mich nötiger!"

Die letzte Bemerkung war witzig gemeint, und doch ärgerte ſie Dr. Kaſtner. Mit was für Leuten hat er da zu rechnen?! Kurzſichtig, immer nur auf ſich allein bedacht, Leute, die keinen tieferen Ernſt aufbringen konnten, denen eine ſo wichtige Verſammlung, wie die heutige, zu nichts anderem taugte, als zum Zuſtandekommen einer Sauferei, für eine Hetz!

Die Leute zu führen, ſelbſt zum Sieg zu führen, dieſe Kraft traute er ſich zu, aber ſie ſelbſt zu beſiegen, in ihnen Lebensernſt und Arbeitſamkeit zu wecken, zu dem ſchien er ſich nicht gewachſen.

Er ſchritt an Liebls Seite ſchweigſam dahin. Zu was würde ſeine ganz jahrelange Arbeit ſein, wenn er endlich dem Mittelſtand wirklich eine Stellung unter den Parteien geſichert hätte, wenn er der König dieſer Phäaken war, er, der für ſie allein das Wort führte, Scharen von Feinden in die Luft geſchlagen hatte, und der ſich dann umblickend eine Partei von Schlemmern, von Leichtlebigen, von Faulenzern hinter ſich habe, ohne wirklichen Beſitz, ohne wirklichen Wohlſtand. Ein Bürgerkönig einſam auf ſeinem Thron. Ein Bürgerkönig, der für ſein Volk arbeiten und frohnden, ihnen für Nahrung und Trunk ſorgen müßte.

„Eine Partei läßt ſich aus den Leuten wohl machen," — ſagte er zu Liebl gewendet, „denn ſie ſind geſellig und begeiſterungsfähig, aber ihren Wohlſtand wird man nie heben, ihren geſchäftlichen Ruin nie aufhalten können. Sie wollen ja daran nicht ernſtlich mitarbeiten. Staat und Magiſtrat kann ihnen bieten, was nur möglich iſt, helfen, wirklich helfen können ſie ſich nur ſelbſt!"

Sie waren hinter den anderen etwas zurückgeblieben, Kaſtner hatte ſich in Liebls Arm gehängt.

„Ich glaube, ich habe einen verfehlten Weg eingeſchlagen!" er ſagte es nachdenklich, faſt traurig.

„Alle Wege führen nach Rom!" meinte Liebl, „und das Volk, das am meiſten ſchreit, am meiſten begeiſterungsfähig iſt, am liebſten trinkt und wenigſten arbeitet, iſt die beſte Begleitung dorthin! — Du verſtehſt mich doch. Dir iſt's um die Stelle bei der Sonne zu tun, — um die zu erlangen braucht man Volks-

gunſt. Und wer iſt beſſer geeignet, ſolche zu ſpenden, als das Volk von Wien? Grüble nicht nach, ob du ihnen wirklich helfen kannſt, Franz, für dich iſt die Hauptſache, ob ſie dir helfen können. Man darf nicht ſentimental ſein, bei jenem Berufe, dem du dich zuwendeſt, man darf auch die Empfindung der Maſſen nicht gering ſchätzen. Ihren Haushalt ordnen, ihr Geſchäft führen, ihre Gelder verwalten, das kannſt du nicht und das ſollſt du auch nicht. Du kannſt ihnen nur eine gewiſſe Poſition im Staat, in der Stadt ſichern; wie ſie dann dieſe Poſition ausnützen, iſt ihre Sache. Ein guter Feldherr fragt nicht nach den ſchönen Uniformen ſeiner Soldaten, ob dieſe durch den feindlichen Kugelregen Schaden leiden, er will ſiegen. — Siehſt du, das mußt du dir vorhalten, immer zu, und in jeder Stund': ſiegen will ich, ſiegen! Den Ehrgeiz, den deine Mutter dir ins Herz gepflanzt, den laß dir durch ihre Zurufe anſpornen, durch ihre Begeiſterung fördern: denn du mußt ſiegen!"

„Soll ich unehrlich ſein, ſoll ich dabei nur an meinen Vorteil denken?"

„Freilich, freilich, denk nur an deinen Vorteil, denn dein Vorteil iſt ihr Vorteil; ſchau' ſie an, wie ſie ſich da um dich ſammeln, alle, die gekommen ſind, jeder kam um ſeines Vorteils willen. Dem Fiaker iſt es ganz gleichgültig, ob der Schuſter verdient, und der Schuſter will nur die Schuhfabriken abgeſchafft haben. Wer einem Juden Geld ſchuldig iſt, der ſchimpft auf den Juden und wünſcht ihn weiß Gott wohin, damit er nichts zu zahlen braucht. Egoiſten ſind ſie, —

dieſe Feuchtfröhlichen, dieſe Harmloſen, dieſe Phäaken, Egoiſten ſind die Kleinen wie die Großen! Egoiſt mußt auch du ſein!"

„Das ſagſt du mir, du, der Idealiſt, du, der du von deiner ganzen Arbeit nur Unannehmlichkeiten im Amte haſt?"

„Ich bin ja auch ein Egoiſt. Ich arbeit' für euch, ohne Ruhm und Ehre zu wollen, weil ich Frieden und Glück zuhauſe hab'. Wär' ich ledig, ich ſtrebte wie du: weil ich aber verheiratet bin, — weil ich Staatsbeamter wurde, — ſo iſt die Politik nur mein liebes Steckenpferd, meine Liebhaberei in Mußeſtunden, wie dem Salinger ſeine Blumen! — Und bei der Liebhaberei, da darf man ſchon ein bißchen Idealiſt ſein!"

Durch die Worte Liebls war Dr. Kaſtner wieder ruhiger geworden; unwillkürlich nahm er jetzt die Sucht dieſer Leute nach Vergnügungen nicht ſo ernſt; er durfte ſie ja politiſch auch nicht ſo ernſt nehmen, denn auch ihre politiſche Betätigung war nichts anderes, als eine Sucht nach Vergnügungen.

Sie waren vor einem Reſtaurant auf der Mariahilfenſtraße angekommen und Maderl nötigte ſie, hier einzutreten. Der Wirt mußte ihnen ſofort ein leeres Geſellſchaftszimmer überlaſſen, damit ſie ungeſtört unter ſich ſein konnten.

Man hatte Platz genommen, Dr. Kaſtner mußte ſich in die Mitte ſeiner Anhänger ſetzen, und bald war die Unterhaltung im Fluſſe, — da und dort ſprach einer mit ſeinem Nachbar über Politik; aber an

Dr. Kaſtner traute ſich keiner mit einem ſolchen Geſpräch heran: das war ihnen alles zu groß gedacht, zu wenig für den Moment hilfreich, zu wenig handgreiflich für den einzelnen. Natürlich, man mußte ihn erſt darüber aufklären, wo einen der Schuh drücke. Und da Wein und Bier gebracht wurden, da löſten ihnen dieſe die Zungen, da klagten ſie ihm ihre kleinen Leiden, ihre großen Sorgen, und wie es gar nicht mehr ſchön wäre, Gewerbstreibender oder Meiſter zu ſein.

„Heutzutag', — heutzutag'", dieſes Wort kam immer wieder als Erklärung, als Anklage, als Entſchuldigung. Die Zeitepoche war an allem ſchuld, — nur ſie allein. „Heutzutag'" hieß es immer wieder; ein Bollwerk war es, hinter dem ſie ſich verſteckten; eine Entſchuldigung für die, die von vornherein vom Kampf fern bleiben wollten.

Freilich viele waren unter ihnen, denen es doch nicht zu ſchlecht zu gehen ſchien, und denen die neue Bewegung nicht mehr bedeutete als eine Sache, an der man ſich ſchandenhalber auch beteiligen mußte. Als guter Geſchäftsmann mußte man ſich zeigen. Andere wieder waren gekommen, weil ſie mit dem jetzigen Regime nicht zufrieden waren. Da waren Hausherren darunter, denen der Magiſtrat einen Neubau nicht bewilligte, Geſchäftsleute, denen die Steuer zu hoch war, Kaffeewirte, die ihre Bude länger offen behalten wollten.

Die alle klagten Kaſtner ihr Leid. Für einen anderen Teil aber, für Maderl und ſeine Freunde,

die Wohlhabenden vom „Grund“, für die war die Politik mit dem Augenblick gründlich abgetan, da ſie aus dem Verſammlungslokal herausgetreten waren. Bei denen war es, wie bei vielen mit der Religion: ſobald ſie aus der Kirche ſind, hört dieſe für ſie vollſtändig auf und ſpricht bei ihren Handlungen nicht mehr mit.

„Kellner, noch a Iglauerin! — aber vom guten Wein, zu 20 Kreuzer das Viertel,“ rief Maderl. — Eine Iglauerin, das war eine Zweiliterflaſche, die am eheſten wohl einer Sanduhr gleicht; ſeine Freunde um ihn waren eingeladen, mitzutrinken, und jeder wollte ſich revanchieren und auch eine ſolche Doppelflaſche zahlen.

Immer weiter wurde von Maderl aus der Kreis derer gezogen, die mittrinken durften und mußten, immer lauter wurde das Lachen um ihn, immer einfältiger die Witze, — immer weniger hörte man von Politik reden. s' Weinerl hielt wieder einmal ſeinen Siegeszug bei Wiens ehrenhaften und trinkgewohnten Bürgern. 's Weinerl überwand alles, ſogar das böſe Geſpenſt von „Heutzutage“, 's Weinerl kam auch zu Dr. Kaſtner flehentlich petitionieren, auch er müſſe ihn koſten, er müſſe ihm Beſcheid tun. — Er durfte und konnte ein Gläschen nicht ausſchlagen, er trank, aber noch lagen erregte Falten um ſein Geſicht, er trank und mußte an den ſchönen Abend bei Salinger denken, an die liebe Toni, die er jetzt laſſen ſollte, wie ſeine Mutter von ihm forderte, laſſen, ob dieſer Leute, um ihnen ein Führer zu ſein.

Die Toni laſſen! Ein anderer würde kommen, einer von dieſen vielleicht, ſo ein kleiner, gewöhnlicher Genußmenſch, und würde dieſes Blümlein an ſeiner Stelle pflücken!

Und doch wie weit lag für ihn die Auseinanderſetzung mit ſeiner Mutter zurück, was hatte er ſeit dieſen wenigen Tagen in ſeinem Hirn für Gedanken gewälzt, reformatoriſche, ſozialpolitiſche, nationalökonomiſche.

Und als es plötzlich wieder doppelt laut zu ging, als die Gläſer klangen, die Leute laut lachten und gröhlten — da ſtand Dr. Kaſtner auf und empfahl ſich raſch.

Man ſuchte ihn zurückzuhalten, aber ſein ganzes Äußere hatte etwas ſo Ernſtbewußtes, daß man nicht viel weiter in ihn drang.

Manchem war ſein Fortgehen lieb, weil ſie ſich jetzt erſt recht gehen laſſen konnten. Was brauchte man noch einen Führer, wenn 's Weinerl die Führung übernommen hatte!

Selbſt Maderl kränkte ſich nicht ſonderlich, da Dr. Kaſtner den angebotenen Fiaker ausſchlug.

Der Sonderling ſollte nur bis in die „Landſtraße" zu Fuß ſtapfen, wenn er ſo protzig war und nicht fahren wollte.

Die kühle Abendluft wehte um Kaſtner. Ihm war es, als wenn ſie all' den Dunſt, all' das laute Lärmen, all' die unſinnigen Klagen von ihm langſam abwaſchen müßte.

Einen Augenblick blieb er noch vor der Reſtauration ſtehen. Der kürzeſte Weg ging quer durch den fünften und vierten Bezirk. — Aber von fernher zogen ihn wieder die knoſpenden Alleen des Ring an, der Duft des Volksgartens, der Stadtpark, und er entſchloß ſich, über die Ringſtraße durch den Stadtpark nachhauſe zu gehen.

Eine Zeit war er gegangen, dann hatte er ſich wieder gefunden, und lächelte ſogar vor ſich hin. Dieſe Phäaken, bei denen noch ein zweiter — der Wein — ihm half, ſie zu begeiſtern! — Mußte er die Toni laſſen, um ihr Führer zu ſein? — Er lächelte. Er reckte ſich ſtolz auf in der Frühlingsnacht wie ein junger, friſchbelaubter, kraftvoller Baum.

Die einen brauchte er für ſein Ziel, die andere mußte er laſſen ob dieſes Zieles. Und was waren das für Leute, mit denen er ſich umgab? Ach was! Man legte ja auch Dünger um den jungen Stamm, daß er ſprießen und wachſen ſollte, damit er ſich entwickelte. Und keinem klugen Baum, der im Aufſtreben war, war es eingefallen, dieſen Dünger nicht freudig zu begrüßen, ihn nicht zu ſeinem Wachstum und Gedeihen zu benützen. Denn bis er einmal ſtattlich und groß war, dann war von dem Dünger keine Spur mehr zu ſehen, — da ſahen alle nur mehr den ſtolzen, hochragenden Baum!

V.

Eben war Offizial Liebl vom Amte nachhauſe gekommen. „Schon ½4 Uhr!“ Wie lange das dauerte, bis einen ſolch' ein alter Rumpelkaſten wie ſo ein Omnibus daheraus in die äußere Bezirke brachte! Die Glieder waren einem von der langen Fahrt ganz zerſchlagen, der hungrige Magen ganz durcheinander gebeutelt. Da mußte auch endlich darauf gedrungen werden, daß daheraus die Trambahn geleitet würde, daß endlich die elektriſche Kraft, die ſchon in anderen Städten als Straßenbahn verwertet wurde, auch in Wien zum Perſonenverkehr, ſtatt der müden Gäule, ausgenützt würde.

Frau Kathi kam ihm entgegen, hielt ihm den Hausrock hin; klein Roſerl, ſein Töchterl, ſchleppte Papas Hausſchuhe einher.

„Gleich kommt das Eſſen, Herzerl!“ und ſchon war die hübſche, junge Frau draußen, um nach dem Rechten zu ſehen.

„Papa, die Tante Toni war da, g'weint hat's — und Zucki hat's mir bracht!“

„Ja warum hat's denn g'weint?!“ fragte Papa Liebl nur halb intereſſiert.

„Die Frau Kaſtner hat ſie g'ſchimpft,“ erklärte

wichtig das kleine Roſerl, die aus der Unterhaltung der Tante mit Mama einiges aufgeſchnappt hatte. —

Gerade brachte Frau Liebl die Suppenſchüſſel herein, als Roſerl dies geſagt hatte. „Du vorlautes Ding!“ rief ſie ihr entgegen.

Und da nun auch Liebl intereſſiert aufſah, meinte ſeine Frau: „Iß nur, ich erzähle es dir dann ſpäter!“

Mißmutig, noch von Gedanken an das Amt verfolgt, nahm Liebl die Mahlzeit ein. Erſt als er geendet hatte, kam nach und nach eine beſſere Stimmung über ihn; er beugte ſich zum Fenſter hinaus, ſah auf die Vorſtadtſtraße, ſah die einfachen, armen Leute dahin eilen, — und fühlte ſich ſo recht ferne von ſeinen Amtsgeſchäften, von dem für die Allgemeinheit untaugen Kontrolldienſt, vom weſenloſen Regiſtrieren.

Und aus den vorbeieilenden Geſtalten wuchs für ihn immer wieder die Idee heraus, dieſen zu helfen, ſie, die noch einen kleinen Beſitz hatten, zu ſchützen. Was ihn ſeit Jahren und Jahren bewegte, die Sicherung des behaglichen, kleinen, beſcheidenen Wohlſtandes, — war immer das Mittel, ihn froh und arbeitsfreudig zu machen.

„'s Roſerl geht jetzt mit der Mama ſpazieren,“ ſagte er.

„Gehſt net mit, Papa?“ fragte das Kind weinerlich.

„Nein, Roſerl, der Papa muß arbeiten, der Onkel Kaſtner kommt ſpäter zu ihm!“

„Kann ich da nicht bleiben?“ bat Roſerl.

„Nein, Kind, du gehſt ſchön ſpazieren.“

42008

Seufzend nahm Roſerl von Papa Abſchied, und auch Frau Liebl ſah ihren Mann vorwurfsvoll an.

„Mußt du denn ewig arbeiten! Kaum kommſt von der Bureauarbeit, da fangſt auch ſchon daheim für dich zu arbeiten an. Und Sachen, von denen du keinen Kreuzer haſt!“

„Fang' doch nicht wieder damit an. Ich weiß doch, Kathi, warum ich's tu'!“

Sie gab ihm einen Kuß und verſchwand mit Roſerl. Kaum waren die beiden fort, da ſprang Liebl vom Stuhl auf und begann im Zimmer auf und ab zu gehen. Wie er eben ſeine Gedanken ſammeln wollte, wurde an der Wohnungsklingel heftig gezogen. —

„Du biſt's, Kaſtner, — ja, was machſt denn für ein Geſicht!“ —

„A nix!“ ſagte er, — und dann begann er doch: „A Unſinn iſt's, a Unſinn von der Mutter!“ Er ſtockte wieder, er war ſo geladen, daß er ſich ordentlich fürchtete, mit dem Erzählen zu beginnen.

„Was haſt denn mit deiner Mutter, ihr kommt doch ſonſt ſo gut aus?!“

„Gut aus, natürlich kommen wir gut aus, weil ich immer nachgib — weil ich wie ein kleines Kind allen Anordnungen folge, alles mache, wie's ſie will! — Aber jetzt nimmer, alles was recht iſt, jetzt nimmer!“

„Du wirſt es ſchon jetzt auch wieder tun!“ ſagte halb ernſt, halb ironiſch Liebl.

Er ſchnaufte ſchwer auf. — Sie waren einſtweilen ins Zimmer getreten.

Eine Zeit ſprach er kein Wort. Die treue Ergebenheit, der immer gleiche Gehorſam, die tiefe Verehrung, die er ſeiner Mutter, dieſer ſeltenen Frau, entgegenbrachte, kämpfte mit ſeinem perſönlichen Stolz, mit ſeinen ſpezifiſchen Gefühlen. Er, der die Maſſen gebieten, der ſie führen ſollte, er durfte nicht der kleinſten Regung ſeines Herzens folgen, mußte tun, was die Mutter wollte.

„Ja, Franz, was erregt dich denn ſo, erzähle es, vielleicht wirſt du dadurch ruhiger!“

Endlich begann Kaſtner, daß ſeine Mutter ihn bereits jüngſt zur Rede geſtellt habe, weil er die Tonerl gerne ſähe, — und nun hatte ſie — er hatte es aus dem Mädchen herausgebracht — auch dieſes ſelbſt vormittags aufgeſucht und ihr ins Gewiſſen geredet.

Tonerl hatte eben in der Küche gearbeitet, als Frau Kaſtner kam; der Vater war im Bureau. Frau Kaſtner war mit Tonerl, die ſie ängſtlich und ehrerbietig empfangen hatte, ins gute Zimmer getreten, hatte ſich auf einen Stuhl niedergelaſſen und Tonerls Hände ergriffen. — Auf einmal ſagte ſie zu dem Mädchen: „Du, ſchau mich mal an, Tonerl, net ſo ängſtlich und trotzig, ſondern lieb und gut. Denn du biſt ja ein gutes vernünftiges Mädel; gell, da drin in dein Herzel ſitzt was, was du recht gern haſt, dasſelbe, was i alte Frau auch über alles lieb', für was i g'ſchafft, für was i g'lebt hab'. — Das iſt der Franz. — I mag dir ihn nicht rausreißen, das ging vielleicht auch gar net, aber ganz ihn dir laſſen, das

kann i auch net. Schau net so verzweifelt, Madel, hör' mi erst ruhig an. Wenn man wen lieb hat, wie du und ich den Franz, dann muß man sein Bestes wollen, dann möcht' man ihn am liebsten hoch, hoch steigen sehn, und je höher er ist, desto stolzer ist man auf ihn, desto lieber ist er einem.

„Siehst, Tonerl — i sag, dir „Du", weil ich mir heute nur als Mutter vorkomm', ganz als Mutter von meinem Franz und halb a als deine Mutter. Wenn der Franz jetzt durch eine Heirat — denn für a Liebschaft bist du mir zu gut — aus seinen ganzen Plänen gerissen, statt an die Zukunft, an das tägliche Brot denken müßte, dann könnt' er doch den Weg net ausgehn, den er und ich ihm vorgezeichnet!"

Tonerl nickte stumm. Auf einmal war es ihr durch die harten und doch so gütigen Worte dieser seltsamen, alten Frau klar, — sie stand am Ende dem Franz wirklich im Wege. — Die harte Güte dieser Frau bannte sie, zwang ihren Schmerz, ihre Gedanken nieder, ließ ihr alles für Momente im selben Lichte erscheinen, wie es Frau Kastner ansah.

„Gelt, drum schlagt ihr euch die Gedanken an eine Heirat aus dem Kopf, drum laßt ihn frei und liebst ihn weiter, siehst wie er steigt und denkst dir, der hat mich so lieb gehabt, daß er mir seine Bahn zur Höhe geopfert hätte; ich aber hab' ihn so lieb gehabt, daß ich ihm die Bahn frei gab, ihn zur Höhe steigen ließ. Ein Teil seines Glanzes von dort oben, den hat er von mir, meine uneigennützige Liebe hat ihn vergolden helfen. — I weiß schon, es wird dir

hart, du biſt a armes Mädel, weilſt ka Mutter haſt, in deren Schoß du dich ausweinen kannſt; aber i, die alte Kaſtner, die im Leben ſchon ſo viel ertragen, i will dir helfen, mittragen, i will dir wie a Mutter ſein, wie a Mutter, — wennſt ihn laßt!" —

„Er bleibt dir im Herzen, und i bleib dir als Mutter, — ſo machen wir's, Toni, denn ſo iſt's am beſten. Net mit Gewalt nimm ich dir ihn, — denn auch das könnt' ich, er iſt mein Sohn und folgt mir noch, Gott ſei Dank — nein, lieb darfſt ihn haben, — aber net aufhalten ſollſt ihn. Freuen ſollſt dich an ihm und ſeinen Taten mit mir zuſammen. Und wenn heut' dei Vater ſterbet, ſollſt a Heim und an Schutz bei mir haben, — wie meine Tochter!"

Schluchzend fiel Tonis Kopf in Frau Kaſtners Schoß, — ſtreichelnd fuhr die Alte mit ihrer vor Erregung zitternden Hand über ihre Haare, „Arm's Madel, ſo geht's halt im Leben!" — Ihr ſelber ſtanden Tränen in den Augen. Mitten in ihrem Schmerz küßte Toni in ſcheuer Ehrfurcht der Kaſtnerin die knochige, abgearbeitete Hand. — „Sei' Mutter, ſei' Mutter," dachte ſie, laut vor Schmerz und Verwirrung in Tränen ausbrechend. — — —

Von dieſer Szene hatte Dr. Kaſtner, wenn auch nur in großen Umriſſen, gehört. Daß die Mutter ihm jüngſt ins Gewiſſen geredet hatte, hatte er für ſelbſtverſtändlich gehalten; aber daß ſie jetzt das Mädchen noch von ihm abbringen wollte, dieſe ſelbſt in eigener Perſon dazu veranlaſſen wollte, ihn zu laſſen, das empörte ihn tief. Er, der zu Beginn der dreißiger

Jahre ſtand, war ſo unſelbſtändig geworden, daß ſeine Mutter über ihn willkürlich entſchied.

Er hatte ſeinem beſten Freund Liebl in kurzen Zügen die Sache erzählt.

„Soll i da nicht erregt ſein, wenn alles in meinem Leben, — wer anderer für mich macht!“

„Wenn derjenige, der es macht, es gut mit einem meint, hat man keinen Grund unzufrieden zu ſein.“

„Gut meinen und gut tun, iſt nicht dasſelbe!“ ſagte Kaſtner.

„Geh, Franz, klaub' jetzt in deinem Zorn die Worte nicht ſo; du weißt doch ſelber, daß du alles, alles deiner guten Mutter zu verdanken haſt!“

„Alles? — Alles!“ rief gedehnt Kaſtner. „Ja, hab' ich nicht alles ſelbſt durchmachen, bei allem nicht ſelbſt mitarbeiten müſſen?!“

„Gewiß, ſo meine ich es nicht, — du haſt das Glück gehabt, daß dir deine Mutter den Weg vorgeſteckt hat, haſt nicht wie andere im Dunkeln erſt taſten müſſen und irre gehen!“

„Weißt du, ob ich nicht irre ging? Ob nicht mein ganzer Lebensweg bis jetzt nicht ein Irrweg war? Ich wollte rechts, meine gute Mutter ſchob mich links, ich wollte dahin, ich wurde dorthin geſchoben. Ich wollte raſten, ich mußte weiter. Ich ſuchte ein Plätzchen im Schatten, aber ich mußte in den glühenden Sonnenbrand! Und alles, alles vielleicht eine in Liebe verſchleierte Elterneitelkeit, alles nur, daß ich nicht würde wie mein ſeliger Vater, alles, daß ich kein luſtiger, lebensfroher Geſell' werde,

ſondern ein Streber! — Ja, hab' ich denn das Talent dazu, ſchau mich an, — ich mag die Stirne in Falten legen, ſoviel ich will, die luſtigen Äuglein meines Vaters lachen heraus; ich mag den Wein mit Worten verabſcheuen, wenn ich dabei ſitz', zwingt er mich nieder!"

„Ja, und du magſt glauben, weiß Gott zu was dich ſchon deine Mutter verunſtaltet, ein echter Wiener Nörgler und ‚Räſonnierer' biſt du, der an allem krittelt, an allem, ſogar an ſich ſelbſt!"

Da mußte Kaſtner plötzlich ſelbſt noch mitten im Ärger auflachen.

Ja ſo war's, der Wiener ſprach aus ihm, laut und vernehmlich, da er eben daran war, ſeine Mutter anzuklagen, ſie wolle ihm alles Wienertum nehmen.

„Ich meine, wir laſſen das Räſonnieren," ſagte Liebl dann, „wir haben Wichtigeres zu tun. Unterdrück' den Schmerz, vergiß die liebe, gute Toni, denn wahrlich — deine Mutter hat recht — du darfſt jetzt keine Zeit zur Minne haben, da große Aufgaben auf dich warten."

Und langſam gingen die beiden zur Beſprechung wichtiger Fragen über, die ſie — falls ſie den Mittelſtand erfolgreich zuſammenſchließen ſollten — in nächſter Zeit zur Löſung bringen wollten.

Und wieder zeigte es ſich, was dieſer kleine, dicke Liebl für ein fleißiger Arbeiter war, den Kaſtner nie hätte miſſen können. Mit ehernem Fleiß hatte er in all' ſeinen Mußeſtunden das ſchwer zu erreichende Material zuſammengetragen, hatte nach Leuten geforſcht, die der Bewegung ſympatiſch gegenüber

ſtanden und befähigt waren, wenigſtens die Leitung von Vereinen und Bezirksverſammlungen zu übernehmen. Auch hier war Liebl der treuergebene Diener ſeines Freundes Kaſtner geweſen, das emſige Arbeitstier, das für das leichtblütigere Talent, für den ſchnelleren Intellekt des Freundes vorarbeitete.

In blinder Liebe hing Liebl an ſeinem Freunde. Die ganze Zeit ſeiner Mußeſtunden widmete er ihm und ſeinen Ideen. Er war ſein lauteſter und intenſivſter Agitator in Wort und Schrift. Und die glückliche Natur Kaſtners, die gewohnt war, geſchmeichelt, gehätſchelt und geſchoben zu werden, ließ ſich auch hier ohne viel Nachdenken von dieſem Freunde dienen und ſchieben. Er war der Repäſentant der Ideen des anderen, er war der geniale Darſteller, der beliebte gewandte Vermittler zwiſchen dem großen Publikum und dem Vater der Ideen, dem fleißigen Liebl. Aber auf Kaſtners Haupt fiel nicht nur der Ruhm des Darſtellers, ſondern auch der des Entdeckers und Erfinders.

Nicht einmal er ſelbſt, ja nicht einmal Liebl empfanden es anders. Kaſtner ſah in ihm einen fleißigen Mitarbeiter, eben gut, um die mühſame, aber notwendige Detailarbeit zu machen, und Liebl fühlte ſich geiſtig tief unter Kaſtner ſtehend, deſſen Perſönlichkeit er allen Erfolg zuſchrieb.

Seit ihrer Schulzeit war das ſo geweſen; der eine half dem anderen die Schulaufgaben machen, wofür der andere das Lob des Profeſſors erhielt, der eine — Liebl — blieb im Schatten, er wollte auch gar nicht in die Sonne! Dem Kaſtner aber, der fort von

ſeiner ehrgeizigen Mutter getrieben wurde, gefiel es am Lichte.

Lange ſaßen ſie beiſammen, ſahen die Konzepte von Flugblättern durch, die Liebl entworfen, an denen Kaſtner nur da und dort ein Wörtchen änderte, und beſprachen dann die Organiſation. Zuerſt ſollte eine Vertrauensmänner-Verſammlung ſtattfinden, nach der dann zur Gründung von Vereinen, Genoſſenſchaften etc. geſchritten werden ſollte.

Lange hatten ſie hin und her beraten, als endlich Frau Kathi Liebl mit ihrem Töchterchen Roſerl vom Spaziergang zurückkam.

Da ſie ſah, daß die Herren noch mitten in der Arbeit zu ſein ſchienen, wollte ſie raſch aus dem Zimmer treten, aber Kaſtner rief:

„Nur herein da, das wäre nicht ſchlecht, wenn ich Sie aus ihren eigenen Räumen vertreiben würde!“

Dabei ſah er dieſe Frau zum erſtenmal wie prüfend an, — ſie im Geiſte mit ihrer zarteren und jüngeren Schweſter Toni vergleichend.

Die kleine Roſerl kam auch auf Onkel Franz zugeſprungen, machte einen kecken Knix, nahm ihn bei der Hand und ſagte: „Onkel Kaſtner, magſt auch ein Zuckerl von der Tante Toni?!

„Nein, nein!“ ſagte Kaſtner abwehrend.

„Buſſerln ſind's,“ meinte das Kind verheißungsvoll, und da mußten die drei Erwachſenen auflachen.

„Seine Mama erlaubt ihm nicht, Buſſerln von der Tante Toni zu nehmen!“ ſagte ſcherzend Frau Kathi, aber es klang doch ein Sinn daraus.

Einen Augenblick ſah er die junge Frau an; er wußte, ſie ſchätzte ihn nicht ſo, wie ihr Mann. Er wußte, ſie empfand ſeine vielen Beſuche unangenehm, weil Kaſtner ihren Mann allzuſtark in Anſpruch nahm, ihn ihr faſt entfremdete. Der trefffichere Inſtinkt des Weibes war bei ihr zum Durchbruch gekommen: ſie konnte in Kaſtner niemals jenen großen Menſchen erkennen, wie ihr Mann. Freilich ſie geſtand es ſich ſelbſt, von ſeinen politiſchen Plänen verſtand ſie nichts. Aber der Umſtand, daß ſeine Mutter ihn noch ſo gängelte und führte, machte ihn ihr verächtlich; ja ſeit ſie heute von ihrer Schweſter Toni gehört, daß ſeine Mutter ſich einer Verbindung zwiſchen ihnen entgegenſtellte, da erſchien ihr dieſer Mann faſt klein. War ihre Schweſter nicht gut genug für ihn, — ihr liebes, ſchwarzes, geſcheites Schweſterl?

Kaſtner war ſchlau genug, keine direkte Anwort auf Frau Liebls Anſpielung zu geben, er nahm vielmehr die Roſerl auf den Schoß und ließ ſie reiten, und klein Roſerl ſah ihn glücklich mit ihren ſchwarzen Augen an, ſchlang dann die Hände um ſeinen Hals und gab ihm einen ſchallenden Kuß.

„Der Racker iſt ganz verliebt in dich!“ ſagte erfreut Liebl.

„Kein Wunder,“ meinte die Frau, „der Herr Papa ſchwärmt ihr ja genug vom Doktor Kaſtner, vom Onkel Franz vor.“

„Wer iſt der größte Mann? Roſerl?“ frug ausgelaſſen Liebl.

„Der Onkel Franz!“

„Wem wird der Onkel Franz helfen, Roſerl?!“ „Na, denk' nach, was hab' ich dir geſagt, was tun wir zwei, wir arbeiten für den . . . .“

„Mittelſtand!“ wiſpelte, ohne ſich des Sinnes der Worte klar zu werden, Roſerl.

„Lerne ihr doch nicht gar ſo einen Unſinn!“ ſagte Frau Liebl ſcharf. „Was ſoll denn das arme Kind davon verſtehen!“

„Sie muß mir auch eine große Politikerin werden!“ lachte Liebl.

„Hör' auf mit dem Unſinn!“ ſagte die Frau faſt grob. „Mach' mir das Kind nicht auch mit deinen Sachen verrückt; mir iſt's genug, daß du es biſt!“

„Siehſt, Kaſtner, ſo wird in meinem Hauſe von Politik geredet!“

„Ja, oft iſt's auch ein Unſinn!“ meinte Kaſtner aufſeufzend.

„Die Politik verdirbt den Charakter, ſagte der Vater immer!“ ſetzte Frau Liebl bei.

„Wenn man einen hat, Frau Liebl, ja, wenn man einen hat, aber ich glaub', man verliert ihn bald bei unſerem Geſchäft.“ Dr. Kaſtner erhob ſich gähnend, und müde, — er hatte abends noch eine Verſammlung. Liebl wollte mit, aber da Kaſtner Frau Liebls erboſtes und trauriges Geſicht ſah, drückte er ihn in den Stuhl zurück.

„Nein, Liebl, du bleibſt, ich brauch' dich heute wirklich nicht — bleib' daheim, du haſt es ja — ſo gemütlich!“ —

Wie verträumt ſah Kaſtner dabei in der gemüt-

lichen Wohnſtube herum, dann empfahl er ſich von Frau Liebl; der Hausherr führte ihn noch bis zur Wohnungstür, dann kam er wieder ins Zimmer zurück und ſetzte ſich auf das Sofa.

„Und nun, da dein Freund draußen iſt, kann ich dir ein Geſchichterl von ihm und ſeiner Mutter erzählen. Die Toni, das arme Kind, war heute vormittags da . . . .“

„Erſpar' dir die Geſchichte, Kathi, ich kenne ſie ſchon, der Kaſtner hat ſie mir vor einer Stunde ſelbſt erzählt!“

„Ja, was will er denn machen, er wird ſich's doch nicht gefallen laſſen?!“

„Freilich wird er ſich's gefallen laſſen. Denn ſeine Mutter iſt eine vernünftige Frau, die ſehr wohl weiß, daß man nicht zugleich ein junger, glücklicher Ehemann und ein junger, glücklicher Politiker ſein kann, daß das Zigeunerleben ein trautes Leben im eigenen Heim ausſchließt.“

„Du könnteſt das aber auch wiſſen und mehr zuhauſe bleiben,“ ſetzte Frau Liebl hinzu; dann trat ſie zu ihm, — in weicherem Tone ſetzte ſie dazu: „Gefallt's dir denn gar nicht mehr in deinem Neſt?!“

„Gewiß, Katherl, ich bin ja auch gern bei euch!“

Das ſchien Frau Kathi nur für wenige Augenblicke zu beruhigen, dann begann ſie wieder:

„Wenn ſeine Mutter das ſo genau weiß, dann hätte der Kaſtner es auch wiſſen müſſen und der armen Toni nicht unnütz den Kopf verdrehen; ſchon aus Achtung gegen dich, gegen deine Frau, gegen deine

Schwägerin hätte er das nicht tun ſollen. Aber ſoweit geht die Freundſchaft nicht. So weit reicht ſie nicht. Die iſt nur da, wenn er dich zu ſeinen Gunſten ausnützen kann."

„Was haſt du denn auf einmal fort an Kaſtner herumzunörgeln?!" fragte ſchließlich brummig Liebl.

„Weil mir ſeine ganze Art nicht mehr paßt. Wer iſt er denn eigentlich? Nichts anderes als ein junger, geſcheiter Menſch, dem ihr alle den Kopf verdreht, du, ſeine Mutter, der Maderl, alle. Und drum ſchwillt ihm der Kamm gar ſo, drum glaubt er, er ſei weiß Gott wer! Ein Vorſtadtsadvokat iſt er, der froh ſein könnt, wenn ihm des Rechnungsrats Salinger's Tochter Toni nimmt!"

Da lachte Liebl endlich befreiend auf: „Kommſt wieder einmal mit deinem Beamtenſtolz heraus?! O, du meine Güte, alle zuſammen haben und ſind wir nichts wie Mittelſtändler! Aber jetzt hör' endlich auf mit dem Gerede, du verſtehſt es doch nicht, warum der Kaſtner die Toni nicht nehmen kann. Die find't ſchon noch einen, ſorg' dich net!"

„Ja, freilich, wenn euch was nicht bequem iſt, dann verſtehen wir Frauen nichts davon!"

„Bring' das Abendeſſen, Kathi, ſetz' dich zu mir, und kümmern wir uns nicht um fremde Sachen!"

„Du Egoiſt!" ſagte ſie aufſeufzend, gab ihm einen Kuß und eilte hinaus, um das Nachtmahl zu bereiten.

— — — — — — — — — — — — — —

Rat Salinger war ſpäter als ſonſt vom Bureau heimgekehrt. Die Arbeit in demſelben hatte in den

letzten Jahren ſtetig zugenommen, man verlangte immer mehr Nachweiſungen und Tabellen, immer mehr ſtatiſtiſches Material, das äußerſt mühſam aus dem Wuſte der auswärtigen Einſendungen herauszuziehen war. Herr Rat Salinger wußte zu genau, daß der Referent im Miniſterium ganz beſonders ſcharf auf ſeine Abteilung und ihre Arbeit ſah, da er wußte, daß ſich hier die alten Gebräuche am längſten erhalten, der alte äußere Schlendrian am tiefſten ſitze. Der Referent konnte dieſe Arbeiter nicht miſſen, wie er den Dr. Wenk oben nicht entbehren konnte, der aus dieſer merkwürdigen Schar hervorgegangen; dafür war er aber beſonders ſtrenge gegen den Vorſtand derſelben, der ihm in ſeiner ganzen Biedermeierart ein Dorn im Auge war. Aber Rat Salinger war zäh und trotzig und kümmerte ſich wenig um die Perſon des Referenten; ohne Murren tat er die gewünſchte Arbeit, ohne Murren ließ er ſich neue dazu geben, ohne Murren blieb er, wenn es nottat, auch über ſeine Zeit.

Er war der echte, alte Beamte, der mit Ruhe und Sitzfleiſch alles zu beſiegen hoffte und der in allen Neuerungen, in allen neuen Wünſchen und Befehlen immer nur das Geſpenſt der neuen, unruhigen Zeit ſah, der er kein langes Leben zutraute. „Wir Alten überleben ſie," ſagte er oft, das war ſein Troſt, das war ſein beſtimmter Glaube.

Wenn er dann wieder aus ſeinem düſteren Bureau in den freundlichen Erdberger Garten kam, wenn er wieder bei ſeinen Blumen war, dann dachte er an all' das dumme, überſpannte Zeug, an alle Schikanen des

Referenten nicht mehr, dann gab es für ihn nur seine Liebhaberei, in der es speziell im Frühsommer eine Menge zu tun gab.

Schnell ins Parterrezimmer, die Hausmütze aufgesetzt und den Hausrock angezogen und dann hinaus zu seinen Lieblingen! Kaum, daß er sich viel um sein Töchterchen Toni kümmerte; für die war abends beim gemeinsamen Nachtmahl noch Zeit genug.

Lange hatte er unter seinen Beeten herumgewirtschaftet, schon war es fast ganz dunkel geworden, so daß er zu seiner Arbeit zu wenig sah, als er sich erst wieder aufrichtete und emporreckte.

Langsam ging er von den Beeten weg zu den Obstbäumen; hier wollte er noch ein Viertelstündchen auf und abgehen, ehe er ins Haus hinein ging.

In Gedanken schritt er auf und ab, — es war so dunkel, daß er kaum mehr die Weinblätter am Gartenhäuschen unterscheiden konnte.

Auf einmal war sein Blick dorthin gerichtet; er wußte selber nicht, hatte ihn ein Laut von dort angezogen, — er schritt näher, sah angestrengt hinein, — da saß ja wer.

„Toni! rief er. „Toni, was machst du denn da im Dunkel!"

Keine Antwort kam heraus; er schritt auf sie zu. Den Kopf auf den Arm gestützt, so lag sie mit dem Oberkörper am Tisch.

„Ja, Madel!" sagte er erstaunt und begütigend, ihr mit der Hand über die Schulter fahrend, „ja, Madel, was ist denn mit dir?"

Da ſchluchzt die Toni laut auf.

„Unglücklich bin ich halt!“ wimmerte ſie wie zur Entſchuldigung.

Der alte Mann ſetzt ſich neben ihr in die dunkle Laube.

„Hat dir einer das Köpferl verdreht, Madel, dein ſchwarzes, dummes Köpferl?!“ fragte er ſanft.

Sie antwortete noch nichts, aber ihm war's, als hätte ſie faſt unmerklich ſtumm genickt.

„Siehſt, ich hab' das neulich beim Feſte geſagt, daß einer kommen wird, der dir den Kopf verdreht; damals haſt du gelacht, und jetzt weinſt du! — Iſt's der Dr. Kaſtner, der Schlingel?!“

Sie nickte wieder ſtumm, den Kopf noch immer abgewendet.

„Was brauchſt denn da unglücklich ſein, Toni, da wär' ich an deiner Stelle glücklich! — Oder mag er dich am End' gar net? Das kann ja net ſein, wer wird dich net mögen, und gerade er hat dir jüngſt gar ſo den Hof gemacht! — Na, Madel, red' halt, mag er dich, hat er dir's am Ende ſchon geſagt, daß er dich mag?!“

„Freili' mag er mich!“ preßte die Toni unter Tränen heraus.

„Da iſt ja alles gut, was brauchſt denn dann unglücklich zu ſein? — Oder glaubſt du, dein Vater wird dich ihm nicht geben? Nein, a ſolcher bin ich nicht, wenn mir auch ein anderer als Schwiegerſohn lieber geweſen wär'; aber vielleicht wird der gerade durch die Lieb' und Ehe vernünftig. — Alſo ſei ruhig,

ich red' gleich morgen mit der alten Kaſtnerin darüber!"

Da fuhr die Toni jäh auf: „Nein, Vater, das tu nicht, ich bitt' dich, das tu nicht!"

„Na, aber Toni, ſei doch geſcheit. Die Eltern müſſen doch darüber zuerſt einig werden. Er ſoll ſich nm eine fixe Stelle umſchau'n, — um eine Staatsſtelle!"

„Nein, Vater, red' nicht mit der Kaſtnerin, ſie — mag mich net!" bat flehentlich die Toni.

„Tſchapperl, dummes, bild' dir doch ſo was nicht ein. Wenn ihr Augapfel, der Franzl, dich mag, mag ſie dich auch!"

Da begann Toni wieder laut zu weinen. „Nein, ſie mag mich net, ſie gibt mir den Franzl net, ſie hat's mir ſchon g'ſagt!"

„Was hat's g'ſagt?" fuhr der Salinger auf. „Sei vernünftig, Madel, erzähl' mir jetzt alles, vielleicht kann dir dein alter Vater noch helfen.

Stockend erzählte Toni die ganze Geſchichte, wie ſie ſich lieb gewannen, wie ſie der Mutter begegneten, und was die alte Kaſtnerin ihr heute früh geſagt.

Zuerſt wollte Salinger ſeine Tochter ſchelten, daß ſie vor ihm Heimlichkeiten gehabt, aber er unterdrückte dieſen Vorwurf. All' ſein Groll richtete ſich auf einmal gegen die alte Kaſtnerin.

„So alſo ſteht's, du biſt der alten Kaſtnerin nicht gut genug für ihren eingebildeten Sohn. Das hat man davon, wenn man ſich als kaiſerlicher Beamter

mit den Greislern abgibt! Aber ich komm' ihr, ich ſag's ihr, ich ſchreib's ihr!"

Flehend bat Toni den Vater, das ja nicht zu tun.

„Haſt recht, Madel, wir ſind uns zu gut dazu, wir brauchen an ſo Leut' ka' Wort verlieren. Er wird ſchon ſehen, wie weit er's bringt."

„Er kann ja nichts dafür, Vater!" meinte Toni ſich die Tränen trocknend.

„Grad ſo viel kann er dafür, wie die Alte, grad ſo viel. Du aber, Toni, ſchlag' dir die Sach' aus dem Kopf! — Ja freilich, das wär' dieſen Leuten recht, wennſt du ihm nachtrauern würdeſt; aber das tuſt nicht, na, gelt, das tut a Salingerstochter nicht."

Sie nickte nur ſtumm.

Vom Häuschen rief die alte Wetty zum Nachtmahl.

„Komm, häng' dich in meinen Arm, Kopf hoch, Toni, noch haſt an Liebhaber, der mehr wert iſt als all' die jungen, deinen alten Vater!"

Von den Beeten her leuchtete eine blutrote Roſe herüber, da ſie durch den halbfinſteren Garten ſchritten.

„I rechen ſchon no ab mit denen," ſagte er; dann ging er zum Roſenſtrauch, ſchnitt die blutrote Roſe ab und ſteckte ſie Toni an die Bruſt.

„Gelt, heut gibt dir der Vater ſogar eine Roſe. — Drum mußt vernünftig ſein, verſprichſt du mir's?"

„Ja!" ſagte ſie tonlos und küßte im Dunkel ſchluchzend ſeine ſchmale, runzelige Hand. — — —

Den Abend ſaßen die beiden ſtill und friedlich beiſammen; Rat Salinger war ſogar weniger wort-

karg als ſonſt, erzählte von ſeiner Jugend und ſuchte Toni möglichſt aufzuheitern.

Als er aber allein in ſeinem Zimmer war und ſich zu Bett gelegt hatte, da erwachte wieder der ganze Groll gegen die alte Frau Kaſtner in ihm und gegen ihren Sohn.

Wie vor Jahrzehnten, ſo ſah er auch heute wieder in ihr die Eingewanderte, die Salzburgerin, die ſich, wie er ſich ausdrückte, in ein warmes Neſt geſetzt; ihre geſchickte Geſchäftsführung, die er ſonſt zu loben pflegte, erſchien ihm heute als garſtige Gewinnſucht.

Seine Toni war ihr nicht gut genug für ihren Sohn?! Das empörte ihn, und wenn er hundertmal ſich vornahm, mit ihr kein Wort über die Angelegenheit zu reden, das unter ſeiner Würde zu halten, hundertmal reifte doch wieder in ihm der Entſchluß, ſie zu Rede zu ſtellen.

Als er an einem der nächſten Tage vom Bureau heimging und beim Geſchäft der Frau Kaſtner vorbei kam, trat er doch raſch entſchloſſen ein.

Sie ſaß im kleinen, halbdunklen Kontor neben dem Laden.

Zuerſt fand er nicht die richtige Einleitung, plötzlich ſagte er:

„Frau Kaſtner, ich komme Sie zu bitten, daß Sie ihrem Franz doch einreden, er ſoll meine Toni mit ſeinen Zudringlichkeiten in Ruhe laſſen; ich könnte zu ſo einer Verbindung meine Zuſtimmung niemals geben.“ Er ſagte es ſtolz und mit Entrüſtung in der Stimme, innerlich ſich freuend, dieſe Form gewählt zu haben.

Die Frau ſollte meinen, er wüßte garnichts von ihrer Unterredung, und er, der kaiſerliche Rat, wäre in ihren Augen der, der nichts von der Sache wiſſen wollte.

Da die Kaſtnerin einen Augenblick ſchwieg und, wie ſich ſammelnd, von ihrer Arbeit aufſah, ſagte er nochmals etwas kleinlauter und nervöſer:

„Wie geſagt, der Franz ſoll meine Toni in Ruh' laſſen, ich will von einer Verbindung der beiden nichts wiſſen! — Er iſt mir noch zu wenig!“ fügte er ſpitz, verärgert dazu.

Frau Kaſtner tat, als hörte ſie den letzten Zuſatz garnicht; in ihrer ruhigen, eindringlichen Art die Augen ſcharf auf den Salinger richtend, begann ſie dann langſam:

„Sie können ruhig ſein, Herr Rat, der Franz will nichts von dem Mädel. Und ich freue mich, daß Sie — derſelben Anſicht wie ich ſind, daß aus den beiden kein Paar werden darf. Es iſt immer gut, wenn die Eltern wenigſtens einig ſind und zuſammengehen bei ſo wichtigen Sachen!“

„Vielleicht hätten wir das ſchon früher tun ſollen, dann wäre den jungen Leuten manches erſpart geblieben!“ ſagte Salinger.

„Nun, es war ſo auch nicht ſchlimm. Ich hab' mir gedacht, es wär' bei ſo einer Kleinigkeit nicht notwendig, gleich an die letzte Inſtanz zu appellieren! Ich hab' gedacht, es ließe ſich auch ſo richten. Und ich glaub', es hat ſich ſo richten laſſen, ſonſt wären Sie nicht heute mit Ihrem feſten Entſchluß gekommen!“

Einen Augenblick fühlte sich Salinger erkannt, dann aber sagte er fast schimpfend:

„Sie hätten nicht gleich so mit meiner Tochter reden brauchen. Für junge, wunde Herzen ist's grobe Geschütz nichts!"

„Salinger, Salinger, ich mein', eine alte Frau spricht sich in einer so heiklen Sache mit einem jungen Mädel allweil besser, als ein alter, nervöser Herr! Die Toni hat mich schon verstanden, die hat's mir nicht übel genommen, die weiß, wie ich's gemeint hab'. Ihnen wird's es freilich nicht so haben sagen können, aber drum eben hab ich's ihr g'sagt."

„Was paßt Ihnen eigentlich nicht an meinem Mädel?" fuhr sie jetzt Salinger an. „Weil's nicht viel Geld mitbekommt, — ich kenn' Frauen genug, die weniger g'habt haben und jetzt im Golde sitzen!"

„Die werden das Zeug zum Verdienen schon gehabt haben, Salinger!" sagte mit feinem Lächeln Frau Kastner. „Aber, um das alles handelt es sich garnicht, Herr Rat! Mein Bub soll mir überhaupt noch nicht heiraten!"

„Wollen's einen Mönch aus ihm machen?!"

„Vielleicht, im gewissen Sinne?!" sagte Frau Kastner ruhig. „Auf den Gedanken, daß er jetzt am Anfange seiner parlamentarischen Laufbahn eine solche Ablenkung nicht vertragen kann, kommen Sie wirklich nicht?"

„Nein, liebe Frau Kastner, denn bis jetzt hat man einen jungen Mann verheiratet, daß er vernünftig wird. Sie aber wollen ihn vernünftig machen da-

durch, daß Sie ihn möglichſt lang ledig laſſen! — Mir und meiner Toni kann's recht ſein; mei' Tochter hätt' er doch nicht kriegt, weil er kein ſicheres Brot hat!"

„Bei Ihnen gibt nur die Staatskrippe jemandem ein ſicheres Brot!" lächelte Frau Kaſtner. „Aber kümmern's Ihnen nicht, Herr Rat, der geht ſchon ſeinen Weg, ohne Frau und ohne Staat, dafür ſorge ich, ich, die alte Kaſtnerin!" ſie ſagte die letzten Worte mit Strenge und Stolz.

„Ich red' Ihnen nichts drein, obwohl ich als erfahrener Mann Ihnen vielleicht ein beſſeren Rat geben könnte, aber ich red' Ihnen nichts drein. Was gehen mich die Kinder fremder Leute an, ich hab' mit meinen genug zu ſchaffen. Nur verbitten will ich mir, daß einer meine Gaſtfreundſchaft dazu benutzt, mit meiner Tochter G'ſpaſſeteln anzufangen. Und wenn Ihr Herr Sohn nicht ſelbſtändig genug iſt und auf ſich ſelbſt nicht genug aufpaſſen kann, dann ſorgen Sie dafür; Sie ſind ja ſo fort hinter ihm her."

Einen Augenblick ſchwiegen beide. Mit überlegenem Lächeln ſah Frau Kaſtner den ſchnaufenden Greis an, dann ſagte ſie ruhig, jedes Wort betonend:

„Aber, Salinger, wozu die Aufregung? Iſt's nicht im Grunde gleich, wer zuerſt von uns beiden „Nein" geſagt hat? Warum wollen denn wir aus falſchem Stolz der Sache einen ſo unſchönen Anſtrich geben, uns hackeln, und die beiden jungen Leute gegeneinander verhetzen. Es war ja nichts Unrechtes in ihrer Liebe! Salinger! Die beiden haben ſich ſehr, ſehr gern

gehabt, und beiden fügen wir ein Leid damit zu, daß wir ſie trennen. Ich hätte mir keine beſſere Schwiegertochter wünſchen können, wenn ich überhaupt eine Schwiegertochter brauchen könnt'! Aber leider brauch' ich keine. Ja, eine Tochter könnt ich brauchen. Sehn's mich an, die alte graue Frau ſitzt da allein im Geſchäft und gibt ihren Sohn fremden Leuten. Iſt da Egoismus oder Hochmut dabei?! — Nichts iſt's als Liebe, Salinger! Und auch ihr ganzer Groll — nichts iſt's als Liebe. Drum geben wir uns die Hände; wir wollen doch keine Feinde ſein, weil unſere Kinder ſich gerne hatten, ja vielleicht noch gern haben. Die Liebe iſt ja die Triebfeder; nützen wir ſie, damit Gutes gedeiht, nicht, daß dieſe Kraft Haß, Unfried, Zank und Eiferſucht erzeugt!" Zögernd ſchlägt Salinger in ihre Hand, zögernd, wie ein Beſiegter, verläßt er das Kontor.

VI.

Der große Kreis der Bekannten Dr. Kaſtners und Liebls hatte ſich ſelbſtverſtändlich der neuen Partei angeſchloſſen. Zwei Drittel davon nahmen die Sache freilich kaum anders als eine geſellige Vereinigung und benutzten die Verſammlungen und Zuſammenkünfte, um ſich zu treffen, um ſich die kurze Zeit während der Reden zu langweilen und nachher möglichſt lange bei Wein und Bier fröhlich beiſammen zu ſein.

Die komiſchen Kauze, die Rechnungsrat Salingers Abteilung V a barg, waren ſämtlich beigetreten; ſogar der Rädelsführer der Oppoſitionspartei im Bureau, Offizial Berger, der am lauteſten mit Liebl ſtritt, hatte ſich ſchließlich angemeldet, nur daß ihm nichts entginge, nur daß er dabei wäre und dort auch wieder ſchimpfen und fluchen könnte. Daß die jungen Herren wie Ritter von Pammer und Oſensky mithielten, war ſelbſtverſtändlich, denn beide hofften, daß ihnen aus dem neuen Kreis neue Geſelligkeit und neue Gelegenheit zum Suff erwachſen werde.

Man war und durfte nicht wähleriſch ſein, jeder, der kam, war willkommen. Freilich bildeten ſich bald faſt unmerklich zwei Parteien, die Ernſten, die Fa-

natiker, die wirklich um ihre wirtschaftliche Existenz kämpften, die ehrlich ringen und streben wollten und Hilfe von Dr. Kastners Plänen erhofften, und die Lustigen, Gemütlichen, die Feuchtfröhlichen, denen in der Hauptsache die Gelegenheit zum Trinken das Liebste daran war.

Von diesen war Maderl der Lautesten einer. Zu die „Fretter" von Schuster und Schneider, da setzte er sich nicht; was hatte auch ein Fuhrwerksbesitzer für ein gemeinsames Interesse mit diesen. Er suchte die Gesellschaft der „kaiserlichen Beamten". Leute, wie Berger, Ritter von Pammer, Osensky, waren seine Leute. Noch war der Sommer nicht vorüber, da hatte er mit allen Brüderschaft getrunken, ihnen an seinem Namenstag sogar ins Bureau ein Fäßchen Bier gesandt und war dafür zum Ehrenmitglied der Abteilung V a ernannt worden.

In jedem Gasthaus erzählte er, er wäre Ehrenstaatsbeamter und lachte und freute sich.

Kaum hatten im Herbst einige Versammlungen stattgefunden, als von Maderl und Genossen immer lauter der Wunsch ausgesprochen wurde, einen gemeinsamen Ausflug mit Damen zu veranstalten.

„Nur die Weiber bei guten Hamur erhalten, dös ist die Hauptsach'!" meinte Maderl, „dann schicken's uns ihre Männer in Haufen! Nur als galante Wiener a für die Weibsleut' sorgen. So ein Ausflug mit Damen nach Rodaun zum Stelzer, dann vielleicht noch wo nach Mauer zu einem Heurigen. Kellerpartie, Fackelzug, Lampionbeleuchtung, das wär' das Richtige!"

Herrn Maderl ſchwebte freilich etwas Großartiges, wie ein Bacchanal, vor, und auch Ritter von Pammer und Oſensky waren dafür.

In den Straßen prangten einige Tage ſpäter Plakate: „Herbſtausflug der Mittelſtandspartei!“ und alle ſchönen Wienerinnen und luſtigen Wiener wurden dazu eingeladen. Alle ſollten kommen, — und viele kamen, denn man erwartete ſich „a Hetz“. Liebl und Kaſtner waren anfangs nicht recht für dieſe Idee eingenommen, denn ſie meinten, man hätte jetzt ernſtere Arbeit zu tun, als ſolche Herbſtfeſte zu feiern; aber ſchließlich gaben ſie doch nach. Vielleicht lockte ein Feſt mehr, wie die Verſammlungen, ein guter „Heuriger“ mehr, wie die ſchönſten Verſprechungen.

Einer jener herrlichen Wiener Herbſttage war angebrochen, an dem alles vom milden Schein der Sonne wie vergoldet erſcheint; das Laub des Wiener Waldes ſchillert ſchon in allen Farben des Herbſtes, die Perſpektiven ſind tief und weit, alles erſcheint runder, voller und doch zarter, aus dem graugrünen Blätterwerk der Weinberge ſchimmern ſchwarzblau, blutrot, goldgelb die Reben! Die Wiener, die vom Land, von der Sommerfriſche zurück ſind und dort wie alljährlich eine große Enttäuſchung erlebt haben, ſind froh, ihr Wien und deſſen nächſte Umgebung wieder zu haben, ſind dankbar für jeden guten Biſſen, jeden guten Tropfen, den ihnen die nahen Ausflugsorte bieten.

Am Südbahnhof wimmelte es von luftigen, hellen

Damenbluſen, von wiegenden Hüten, von ſchwatzenden, runden Wienerinnen, und um ſie ſatte, gleichgültig dreinſchauende, dicke, kleine Männer, hofierende, ſchlanke Jünglinge, bärbeißige Alte, aber in allen Geſichtern lag Feiertagsſtimmung, Feſtesahnung.

Drei, vier Herren mit ſchwarzgelben Schleifchen im Knopfloch ſchieben hin und her, mahnen zum Einſteigen, verteilen Programme. Und alles ſtürzt in die bereitgehaltenen reſervierten Waggons.

Auch Maderls breite Geſtalt drückt ſich eben in ein Koupee, nachdem er ſeine biedere, geſtrenge, in jugendlichſte Farben gekleidete Gattin vor ſich hineingeſchoben. Die Anweſenheit dieſer Dame, aber nur dieſer Dame, iſt Maderl nicht eben angenehm. „Es wird für dich zu beſchwerlich ſein, es wird dir zu ſpät werden," hatte er hundertmal ſie die letzten Tage gemahnt; aber ſie war trotzig dabei geblieben, ſie wollte mit.

„Zu was macht ihr denn nachher a Feſt mit Damen, wenn nicht einmal die Frauen der Vorſtandsmitglieder dabei ſein ſollen!

„Kinderl, ſo iſt's nicht gemeint!" hatte er geantwortet und ſie ſeufzend mitgenommen. Zum Glück waren ja Ritter von Pammer und Oſensky bei ihm. Er hatte ſchon ſeinen Feldzugsplan gemacht.

„So ein Junggeſelle, wie du, Herr von Pammer," der kommt bei einer anderen Gelegenheit auch zu was, verſtehſt mich, heut' laßt mich ein bischen den feſchen Weibern nach und unterhalt's mir mei Alte. A Flaſche Gerebelter iſt dir ſicher, alter Freund!"

Und Ritter von Pammer hatte dazu genickt. Eine Flasche Gerebelter und die Gesellschaft der liebenswürdigen, immer noch feschen und reschen Poldi Maderl, das ließ sich schon ertragen. Die verheirateten Frauen sind immer nur halb so schlimm, bissig und böse, wie sie ihre Ehegatten darstellen, dachte Ritter von Pammer.

„Ane hab' ich schon g'sehn, die mir g'fallet!" lispelte Maderl seinen Freunden zu, „an die mach' ich mich heran!"

„Wen hast g'sehen?!" fragte scharf Frau Poldi Maderl.

„An alten Bekannten von der Wieden, Kinderl!" sagte Maderl mit der unschuldigsten Miene von der Welt.

„Da werden wieder so ein halb Dutzend Spezi und Saufbrüder dabei sein!" meinte Frau Maderl.

„Parteigenossen! Parteigenossen! Teure Alte!" witzelte Maderl.

Der Waggon war dicht besetzt. Überall schwatzte und lachte es. Überall sah man Bekannte, oder wenigstens solche, die man vom Sehen her kannte.

„Grüß' Gott, Fräulein! Guten Tag, Herr Schwierlinger! Auch mit bei der Partie?" so grüßte Maderl von seinem Platz aus, die Leute ringsum anrufend.

Schon tat der Stationsbeamte den letzten Pfiff, da schießt noch jemand am Waggon vorüber.

„Berger, daherein!" schreien Osensky und Ritter von Pammer.

Aber er ist schon beim nächsten Wagen aufgesprungen.

Er lächelt herüber. Neben ihm steht Liebl mit

Frau Kathi, der kleinen Roserl und der Toni auf der Plattform.

Er begrüßt sie freudig.

Frau Maderl lispelt Herrn von Pammer die Geschichte von der alten Kastnerin zu, die ihren Sohn die Toni nicht hat heiraten lassen. Er kennt sie, alle kennen sie, aber er nickt nur erstaunt.

Wenn Frauen etwas erzählen, muß man immer machen, als ob es einem ganz neu wäre, denkt er.

„Was gibt's denn? Erzählt's ihnen was Pikantes?" fragte Maderl lachend.

„Aber Xaver!" fährt sie entrüstet auf. „Von der Kastnerin hab' ich dem Herrn Baron erzählt," sagte sie wispelnd.

„Die alte Geschichte!"

Ja, es ist eine alte Geschichte, die fast alle Mittelständler, die den Ausflug mitmachen, kennen. Aber immer wieder reden sie gern davon. Toni umgibt dadurch ein Reiz von Romantik, die schöne Toni mit den schwarzen Flechten, „die ewige Braut ihres Führers," wie sie sagen. Denn, daß sich da ganz heimlich etwas weiterspinnt, eine große, stille Liebe, denken alle.

Und dies macht den Kastner noch interessanter beim klatsch- und ratschsüchtigen Kleinwien.

Die Toni sieht bleicher aus wie früher, ihre Augen strahlen feuchter und größer, und ihre Flechten erscheinen noch schwärzer.

Berger schüttelt den Damen eben die Hände. Und sein forschender Blick trifft die Toni! — „Ein hübsches

Raſſeweib, da glaub' ich, daß die dem Kaſtner gefallet!" denkt er.

Berger haßte eigentlich dieſen weichen, ſchönen, redſeligen Dr. Kaſtner. Seine Theorie vom „geiſtigen Proletariat", die er im Bureau ſchon zur Genüge wiederholt hatte, fiel ihm ein. Im übrigen war Dr. Kaſtner nicht mit im Zuge. Er hatte wieder einmal ſehr viel zu tun und wollte erſt in ſpäter Nachmittagsſtunde nachkommen.

Man ſtieg in Lieſing aus, wo bereits eine Muſikkapelle auf die Gäſte wartete, und ging dann begleitet von den Klängen derſelben zu Fuß nach Perchtolsdorf, wo bei einem Wirt, der Parteigenoſſe war, das Mittagsmahl eingenommen werden ſollte.

Zwar war ein anderes Gaſthaus renommierter, aber die Führer wollten, daß der Parteigenoſſe unterſtützt würde. Im übrigen würde man dort auch Anhänger von Perchtolsdorf und Umgebung treffen.

Beim gemeinſamen Marſch hatte ſich Maderl unverſehens von ſeiner Gattin getrennt und war zu Ende des Zuges geſchlüpft, um dem Mädchen nahe zu kommen, das es ihm ſchon in Wien am Südbahnhof angetan hatte.

Ritter von Pammer hatte noch mit ihm die fünf verſchiedenen Arten des Anſprechens einer fremden Dame durchgenommen, die zum Don Juan-Repertoire Pammers gehörten, und dann war dieſer an die Seite der Frau Poldi Maderl getreten, um ihr ganz ſeine Dienſte zu widmen.

„Wann ich der gnädigen Frau das Kragerl tragen därfet!“ flötete er in seinen höchsten Tönen.

Frau Maderl war von Pammers Liebenswürdigkeit ganz entzückt. „Man merkt ihm gleich den Baron an,“ dachte sie und schielte verliebt auf seine Lackstiefeln aus der Mödlinger Schuhfabrik.

Um ihren Gemahl kümmerte sie sich weiter nicht, der sollte nur mit seinen Saufkollegen hinterher trollen; sie hatte ja Gesellschaft, reizende, anregende Gesellschaft.

„Dös Handerl, das Sie haben, gnä' Frau, und die Taille, ideal!“ flötete Ritter von Pammer.

„Gehn's, Sie Schmeichler, eine alte Frau dürfen's net frozzeln!“

„A alte Frau, daß ich net lach', ein königliches, reifes Vollweiberl sind's, Frau Maderl, so voll und rund, wie ein gesunder Apfel, so richtig zum Anbeißen!“

„Aber, Herr Baron, dös tat mir ja weh, wenn's mich anbeißen,“ kicherte Frau Poldi Maderl.

„Gewiß, ich gebet schon acht, daß ich kein edlen Teil verletzet!“ replizierte Ritter von Pammer.

„So Lackstiefel muß sich mein Mann auch machen lassen!“ sagte sie wieder, um ihm zu schmeicheln.

Einstweilen stampft ihr Mann durch den Kalkstaub der Landstraße hinten, weit hinten einher.

„Da ist sie!“ Endlich hatte er sie erblickt. Ein junger Mann mit zwei jungen Mädchen kam daher. Maderl merkte sofort, daß sein Ideal nur als unnötiger Ballast, als „Schwester“ oder „Elefant“, mitging.

Ein ſchneller Entſchluß, und mit all' ſeiner breiten, biederen Behäbigkeit ſtand er vor dem Trio.

„Sie, lieber Freund, unterhalten mir dös ſchöne Fräulein doch zu wenig," ſagte er lachend. „Als Herr vom Vergnügungskomitee hab' ich aber ſpeziell für die Unterhaltung der Damen zu ſorgen. Maderl iſt mein Name," ſagte er dann groß und wichtig. „Ich darf doch dem Fräulein ein bißchen Geſellſchaft leiſten, während Sie ihr'm Schatzerl was Schönes ins Ohr ſagen!"

„Meiner Braut, bitte!" ſagte in einer Anwandlung von Energie der junge Mann.

„Hoffentlich das andere Fräulein?! Sonſt würd' die Ehe nicht glücklich. Erſtens weil Sie die Frau langweileten und zweitens weil ich in ſie ſterblich verliebt wär'!"

Dabei hatte er ſich der ſchönen Kleinen genähert, und im Geſpräch war er ganz auf ihre Seite gekommen. Das Paar, froh, die Gardedame zu verlieren, ſchoß vor.

Maderl ſtand dem jungen, hübſchen Mächen allein gegenüber.

„So iſt's recht, Fräulein, ſo hab' ich's wollen! Aber jetzt ſage ich Ihnen gleich all's: Maderl iſt mein Name, a alter Wiener Fiakerbeſitzer, aber a ſchlechter Kerl, nur gute Roſſ' hab' ich bei der Stangen! Schad', daß ka Paarl net da iſt, daß ma zu Fuß ſchinakeln müſſen, ſonſt fahret ich Ihnen amal ſelbſt, und dös merken's ihnen, Fräulein, — mit mir fahrt man net ſchlecht!"

„So eine gute Meinung haben's von ſich ſelbſt!“ lachte das blonde Fräulein.

„Na, erlauben's, bin ich a zuwiderer Menſch? G'ſund und rund, die Augen und die Goſch' am rechten Fleck, a alter Wiener mit jungem Blut, — und auch da gut geſtellt, rechts beim Geldtaſcherl und links im Herzen!“

Er klopfte dabei auf ſeine Bruſt.

„Ja, a g'ſpaßiger Herr ſan's, dös hab' ich gleich kennt! Na ja, a Wiener Fiakerbeſitzer!“ meinte das Mädchen.

Alle Träume, die in einem jungen Wiener Mädchenherzen wach werden, wenn es den Namen Fiaker hört, hielten auch bei ihr ihren Einzug. Ein feſches Zeugerl, am Bock a feſcher Kerl, vier lautloſe Gummiräder und das luſtige Getrippel der kleinen leichten Pferdchen. Und drinnen im blauausgeſchlagenen Wagen, da ſitzt ſie ſelbſt, das Wiener Madel, in prächtigen, bunten Toiletten, einen Rieſenhut am Kopf, und ſchaut blaſiert und doch mit klopfendem Herzen auf das Publikum der Hauptallee! Praterfahrt, Luxus, Liebe, Fiaker und Wien, das alles klang und ſchwang bei dieſen Träumen mit.

„Ich ſelbſt fahr' Ihnen a mal mit meine feſcheſten Roſſ', hinaus bis Baden! Ja, meiner Seel, Mitzerl!“ redete er auf ſie ein: „Stellen's Ihnen vor, der feſche Maderl ſelbſt am Bock und ſein Ideal drin im Wagerl, wie die Roſſ' da laufen müſſen!“

Ja, das wäre feſch. Hatte ſie nicht ſelbſt einmal

in einer Wiener Geſchichte von Löwy im Extrablatt geleſen, daß ein verliebter Kavalier, ein hoher Ariſtokrat, damit es niemand merkte, täglich als Fiaker verkleidet ſeinen Schatz, ein Wäſchermädel, abholte zum Tanz.

Die Muſik vorne ſpielte einen luſtigen Marſch, ganz ſchwach nur klangen die Töne zu den beiden herüber, die immer weiter ſich von den anderen entfernt hatten.

„Hörſt es, Mitzerl, was der Wiener ſingt?“ ſagte er, und da ſie geſpannt auf die Muſik horchte, gab er ihr einen herzhaften Kuß!

„Aber, Herr Maderl?!“ ſeufzte ſie ſchon halb verſöhnt.

„Geh, ſag' Xaver zu mir, gelt!“ bat er ſie.

„Xaver!“

„So iſt's recht, Herzel, morgen fahren wir zuſammen, gelt?“

„O, morgen geht's nicht, morgen muß ich ins Geſchäft!“

„Schwänzt es halt! War net ſchlecht, ſo a Partie ausſchlagen!“

Nun mußten ſie aber daran denken, den anderen nachzukommen, damit die Sache nicht auffalle. Sie waren aber ſchon zu nahe beim Orte, um den Vorſprung unbemerkt einzuholen. Und darum ſaß ſchon alles im Gaſthaus, da Maderl mit der Mitzerl ankam.

Ein paar alte Herren lachten. Die jungen merkten es nicht, Frau Maderl aber kam auf ihn zu:

„Wo bleibst denn du mit dem Madel?“ fragte sie verdächtig.

„Ich bin doch vom Komitee, ich hab' ihr den Weg zeigen müssen, sie ist mit dem Zug gleich bis her g'fahren! Ich hab' doch Arbeit, umsonst hängen's mir ka so schwarzgelbe Schleifen her!“ fuhr er seine Frau grob an.

Das Mädchen weinte fast, da sie sich aus all' ihren schönen Träumen gerissen sah.

„Sie sind ja verheiratet, Sie Schlechter,“ sagte sie zu ihm.

„Hat mir aber bis jetzt nichts g'schadt. Gelten's, glauben's, meine Busserln san deswegen minder gut, und meine Ross' können net so laufen? Aber Mitzerl, g'scheit sein. Die Feschen bleiben net lang ledig, und die Verheirateten san alleweil d'solideren Verhältniss'!“

„Warum?“ fragte lächelnd die Mitzerl; das erschien ihr doch sonderbar.

„Warum? Weil einem die Ehekrüppeln nur mit der eigenen Frau hintergehn!“

„Aber auch dös möcht' ich von meinem Geliebten net!“

„San Sie gar so anspruchsvoll, Fräulein?!“ sagte er gedehnt, sie mit einem frechen Blick von der Seite ansehend.

Einstweilen saßen die anderen fröhlich beisammen, aßen gut, tranken gut und sprachen dazu von der Not des Mittelstandes.

Die Einsichtigeren schalteten heute jedes Gespräch über die wirtschaftliche Lage aus und widmeten sich

ganz den anwesenden Damen. Unwillkürlich hatte man sich schon paarweise zusammen gefunden und verblieb so den ganzen Tag.

Man marschierte nachmittags weiter nach einem im Walde gelegenen Restaurant; dort sollte erst der offizielle Teil des Festes beginnen. Glückshafen, Tanz, Vorträge, Reden!

Nachmittags zwischen fünf und sechs sollte auch Dr. Kastner dorthin nach kommen. Alle wußten es, und jeder wiederholte es dem anderen; schier zehnmal hatte die arme Toni diese Art der Anspielung schon hören müssen.

Aber sie trug dies mit Geduld. Sie hatte es gewußt, ehe sie sich entschloß, an dem heutigen Feste teilzunehmen, daß sie die Zielscheibe allen möglichen Klatsches sein würde. Aber hätte sie fehlen sollen, daß man noch mehr redete? Sie und Dr. Kastner hatten sich gegenseitig nichts vorzuwerfen, sie durften sich ruhig auch in der Öffentlichkeit entgegentreten, durften selbst mit einander vor aller Augen reden. — Ja, speziell dieser letzte Gedanke war in ihr aufgestiegen. Würde er sie jetzt noch ansprechen? — Würde er das vertraute „Du" wählen? — Sie fragte sich immer wieder. Sie suchte sich das vorzustellen. Ihr Herz schlug laut und vernehmlich. — Ob die alte Frau auch käme?! — Dieser Gedanke quälte sie besonders. Gern hätte sie wen gefragt, aber sie traute sich nicht.

Einstweilen hatte sie in Offizial Berger einen lauten, äußerst geschwätzigen, aber für sie nicht un-

intereſſanten Geſellſchafter gefunden. Da er ſie beim Einſteigen in Wien mit Liebl und deſſen Frau getroffen hatte, war er von ihnen gar nicht mehr gewichen. Sein langes, blaſſes Geſicht grinſte die ganze Zeit liſtig, wenn er die wohlbeleibten Bürger und Bürgerfrauen um ſich fühlte. Seine Ironie brach bald durch, da er ſie ſchlemmen und zechen ſah.

Ja, der Mittelſtand! — Und flugs war auch ſchon ſein Hauptſtück, die Frage vom „geiſtigen Proletarier", am Tapet. Sogar Fräulein Toni verſchonte er nicht mit ſeinen Tiraden.

Dieſe hörte anfangs aufmerkſam zu; für alle Gründe, die für und wider die neue Bewegung ſprachen, intereſſierte ſie ſich. Sie verfolgte alle Artikel in den Zeitungen, kannte alle Reden Dr. Kaſtners, und hatte mit Liebl oft davon geſprochen.

Die Gegengründe Bergers waren ihr neu, manche von ihnen erſchienen ihr aber ſtichhaltig.

Während ſie des Nachmittags durch den Wald dahingingen, begann Berger abermals davon; aber während er des Vormittags mehr in abſtrakten Begriffen geredet, zielten jetzt ſeine Spitzen gegen Dr. Kaſtner und Liebl.

Er hatte Mut bekommen. Das ſchöne Ding an ſeiner Seite konnte doch unmöglich auf die neue Bewegung, die ihr ihr Lebensglück zerſtört, gut zu ſprechen ſein. Und wenn es nur ein einfaches, ſchüchternes, junges Mädchen geweſen wäre, das er aus all' dem Schwarm für ſeine Theorie hätte bekehren können, er hätte ſich gefreut.

Ja, gerade bei dieſer Toni Salinger hätte es ihm Spaß gemacht, bei der Tochter ſeines verehrten Chefs, bei der Schwägerin ſeines Kollegen Liebl, der am lauteſten die gegenteilige Meinung ausſprach, bei der Exbraut des Dr. Kaſtner.

Warum? Fand er Gefallen an dem hübſchen Ding? — Er fragte ſich ſelber. — Ja, — etwas wie eine trotzige, boshafte Liebe zu dieſem erſten Opfer der neuen Bewegung war in ſeinem alten Herzen aufgeſtiegen. Wenn er bekäme, was dem Dr. Kaſtner verwehrt war? Wenn er ſie ſich eroberte, ſie zu ſeiner Frau machte, die Braut des Mittelſtändlers, zur Frau des geiſtigen Proletariers?

Toni hörte ſeinen Ausführungen aufmerkſam zu; die ganze Welt, die ihr daraus erwuchs, war ihr neu. Sie war bis jetzt gewohnt, den Beamten, ihren Vater, ihren Schwager, die Kollegen desſelben für würdevolle, einflußreiche, geachtete Leute anzuſehen. Und nun kam einer und riß mit dem beißenden Hohne ſeiner Sprache all' dieſe Würde ein: geiſtige Proletarier waren ſie, Leute, die für ihre Arbeit kaum genug bekamen, um ſich ſatt zu eſſen, um ſich ſtandesgemäß zu kleiden, Leute, die niemals auch nur einen kleinen Beſitz ihr eigen nennen konnten.

Lange hielt ſie ihm ſtand, widerſprach ihm. Nein, ſo arg konnte es nicht ſein; aber dann belegte er ſeine Ausſprüche mit Beiſpielen, die oft kraß zu nennen waren. Er fuhr fort:

„Sehn Sie, ich hab' mich bis heute, trotzdem ich Altphilologie ſtudiert habe, trotzdem ich elf Jahre

diene, nicht verheiraten können. Hundert und etliche Gulden hab' ich monatlich! Gerad genug, um zu essen und zu trinken, kaum ausreichend mehr zu Kleidung und Wohnung. Freilich, ich habe einen guten Nebenverdienst, ich gebe Gymnasiasten Stunden und bekomme dafür zwei Gulden; aber das ist meine Sache, dafür ruiniere ich mir meine Nerven gründlich. Ein Staatsbeamter, der auf einen Nebenverdienst angewiesen ist, das ist von vornherein ein Skandal!"

So redete er weiter, klagte Staat und Gesellschaft an, ließ sein eigenes Leben vor ihr Revue passieren und stellte sich dabei wie einen Märtyrer hin: Er, der verurteilt war, sich mit wesenlosen Zahlen herumzuplagen, dumme Jungen zu unterrichten, und zu weit Höherem bestimmt wäre! —

Dabei sorgte er doch nur für sich, für diesen schlanken Körper, der nicht so angefressen war, wie die Leiber dieser Mittelständler!

Wie gewöhnlich hatte sich Berger schon in die Wut geredet, so daß Toni ob seines Eifers amüsiert lachen mußte.

Das schmeichelte ihm beinahe.

„Ich sehe, Sie verstehen, was ich meine!" sagte er.

Man war in der Waldrestauration angekommen, man gruppierte sich zwanglos um die Tische im Grün; Maderl hatte die kleine, blonde Mitzerl wieder ganz versöhnt gemacht, denn er hatte ihr wahre Schauergeschichten erzählt, was er von seiner Frau auszustehen habe, und sie hatte aufseufzend gemeint: „Na, ja dann"! — Dann wollte sie wahrscheinlich sagen, war

es doch eine andere Sache, und ſie könnte ſchon in ſo eine Fahrt nach Baden willigen.

Frau Maderl war ebenfalls ſehr nahe an Ritter von Pammers Seite gerückt. Er hatte ſie ſchon zu verſchiedenen Malen gefragt, ob er ihre holden Wangen denn gar nie anbeißen dürfe.

Aber ſie hatte ihm das rundweg mit leuchtenden, verliebten Augen abgeſchlagen.

Die Muſik ſpielte einen Walzer; nur die jüngſten Paare traten in die Glasveranda, wo getanzt wurde; die älteren und geſetzteren nahmen ihre Jauſe ein und warteten erſt zum Tanzen den Einbruch der Dunkelheit ab. Der „Heurige“ herrſchte bei den Herren vor, die Damen tranken Kaffee, aßen Guglhupf und manche rauchten ſogar ein Zigarettchen; zu dieſen gehörte Herrn Maderls Ideal „Mitzerl“.

„Sehn's, wie's Sie können!“ triumphierte er. Auch Berger, der ſchlanke Berger, ſprach dem Weine gehörig zu, das merkte Toni.

Dabei ſprach er immer fort, machte boshafte Bemerkungen über die anderen Gäſte; nur gegen Fräulein Toni war er von größter Zuvorkommenheit und Liebenswürdigkeit.

Als er eben wieder angelegentlich ſich mit ihr unterhielt, da intonierte die Muſik plötzlich einen Tuſch.

Dr. Kaſtner ſtand allſeits grüßend in der Mitte der Gäſte.

„Der Hanswurſt!“ entfuhr es Berger.

Ein böſer Blick traf ihn aus Tonis Augen, der ihm ſagte, daß ſie noch immer jenen Mann achte und liebe.

„Schaun's mich nur nicht so böse an," sagte er herablassend lächelnd, „ich hab' im Affekt höchstens die Wahrheit gesagt, und die hört man hier in Ihrer Gesellschaft selten!"

Aber Toni sah von ihm weg und erwiderte nichts. — Da wußte Berger, daß er verspielt hatte.

Wut und Zorn packten ihn. Na, natürlich, den ganzen Tag war er ein angenehmer, gerngesehener Gesellschafter gewesen. Jetzt, da dieser blonde, schöne Mann mit dem weichen biederen Schlapphut, dem ewigen Gehrock und den lustigen, verträumten Augen erschien, da war er abgetan. Einer Wahrheit wegen! dachte er.

Plötzlich sprang er auf. Mit leisem ironischen Lächeln sagte er: „Dr. Kastner hat noch keinen Platz, ich werde ihm den meinen abtreten, wenn Sie gestatten!"

Aber Toni war nicht das Mädel, um sich diese Bosheit ruhig gefallen zu lassen; so durfte ein Herr Berger mit ihr nicht reden, nicht umspringen, sie nicht behandeln wollen.

„Bitte, gehn Sie nur," sagte sie, „ich wünsche es sogar!"

Kastner hatte, ohne eine Miene zu verziehen, eben herübergegrüßt, und sie hatte, ohne den Blick zu heben, bleich zurückgenickt; dann hatte sie ihre Schwester sofort neben sich auf den leergewordenen Stuhl gezogen.

Sie war noch lange nicht der Spielball jedes frechen Menschen, weil sie einer nicht zur Frau ge-

nommen, dachte ſie. Kein Mann — wer immer es wäre, ſollte ſich heute mehr neben ſie ſetzen.

Eine Gruppe Herren und Damen umſtanden Dr. Kaſtner; jeder wollte ihn am Tiſch haben.

Am lauteſten brüllte Maderl: „Gehn's, Doktor, ſein's net ſad, ſetzen ſie ſich zu mir, ich hab' ein feſches Madel aufzwickt!"

Aber Kaſtner ſah über ihn weg, als hörte er ihn nicht. Endlich nahm er bei einer Gruppe radikaler Mittelſtändler Platz, die ſofort von der Politik und der wirtſchaftlichen Lage anfingen. Erleichtert ſeufzte Toni auf und drückte Frau Kathis Hand feſter. Die Blicke ſo und ſo vieler Neugieriger, die ſie beobachtet hatten, da Kaſtner ſie gegrüßt, wandten ſich wieder ab.

Die Stimmung wurde allerſeits lauter und luſtiger. Immer mehr Paare drehten ſich im Tanz; ſogar der dicke Maderl tanzte einen Zweiſchrittwalzer und erzählte der blonden Mitzi wahre Romane aus der Zeit, da er noch die Fiakerbälle beſuchte. Ritter von Pammer walzte unausgeſetzt in ſteifer Kavaliershaltung mit Frau Poldi Maderl, der er die ſchönſten Sachen ins Ohr flüſterte. Das war für ihn einmal etwas anderes, als die jungen Gänſe von Ladenmädchen, dachte er erfreut. Wohgefällig ſah Herr Maderl dem Paare nach. Ritter von Pammer war ein Ehrenmann, der ihm für den heutigen Tag die Frau gründlich vom Leibe hielt; dafür würde er aber auch nicht ſchundig ſein, aus einer Flaſche Gerebeltem ſollten mindeſtens zwei werden.

Am Honoratiorentiſch ſtiegen die erſten Reden; ein Kolonialwarenhändler ſprach auf den tapferen

Führer und unerſchrockenen Vorkämpfer Dr. Kaſtner; Dr. Kaſtner dankte ſeinen lieben Wienerinnen und Wienern für das zahlreiche Erſcheinen und freute ſich ſpeziell, daß die Damen ſo zahlreich erſchienen wären, was beweiſe, welch' tiefe Wurzel die neue Bewegung ſchon in den Bürgerfamilien Wiens gefunden, welch' Zuſammenhalt aber auch in dieſen Familien wäre, wo die Frau teilnehme an den Kämpfen des Mannes, und er erhob ſchließlich das Glas auf die liebenswürdigen und ſchönen Mitſtreiterinnen.

Alles brüllte und ſchrie Beifall, die Gläſer ſtießen zuſammen, nur von einem Tiſch in der äußerſten Ecke des Gartens, wo eine hagere Geſtalt allein bei einem halben Liter Wein ſaß, tönte das Wort „Hanswurſt" herüber.

Toni wußte ſofort, wer der Rufer war; einige ſahen ſich wütend nach Berger um.

„Schmeißt ihn naus!" rufen mehrere Stimmen. Aber mit vom Trunke geröteten Wangen grinſte frech, auf ſeinem Platz verweilend, Offizial Berger zu den aufgeregten Parteigenoſſen hinüber.

Dr. Kaſtner würdigt ihn auch diesmal keines Blickes, obwohl er den Zuruf gehört, obwohl auch er den Mann wohl kennt.

Erſt als die Erregung der meiſten im Taumel der zuſammenklirrenden Gläſer verloren gegangen iſt, fragte er Liebl, ohne daß es wer anderer merkte „Was hat denn dieſer unheimliche Berger heute?"

„Wahrſcheinlich ſeinen täglichen Rauſch, da wird er immer zum geiſtigen Proletarier!"

Dr. Kaſtner lächelt. Wenn nur der Wein aus dieſem Sonderling ſpricht, ſo kann der ihm wohl nicht gefährlich werden. Aber er beſchließt doch, den Mann im Auge zu behalten.

Langſam ſenkt ſich der Abend über den Garten, die Lichter und Lampions werden angezündet, traulich rücken die Paare näher, weicher und ſchmeichelhafter locken die Geigen, ſüffiger und ſüßer ſchmeckt der Wein.

Ein Hauch wahrer, friedlicher und doch bewegter Gemütlichkeit liegt über dieſem dichtbeſetzten Garten. Als wären alle Sorge, aller Kummer, aller Zank und Streit von hier gebannt, als wären es luſtige Götter, die vom Himmel herniedergeſtiegen wären, um hier ſorglos fröhlich zu ſein. Da und dort lacht ſchon ein feiſter, dicker Herr weinſelig und überlaut auf, da und dort kichert es und kreiſcht eine Weiberſtimme. Ein dreiſter Jüngling preßt einen ſchallenden Kuß auf die Lippen ſeiner Nachbarin, erhält dafür einen leichten Klaps; keinem Menſchen fällt es mehr ein, ſich darüber zu entrüſten, im Gegenteil, man ruft „bravo“ dazu und lacht laut mit.

Ein um das andere Paar ſtreift eng verſchlungen am Waldesrand, die Kellner bringen wieder vollbeſetzte Schüſſeln, große Zweiliterflaſchen voll goldigen Weins, und ſüß und ſchmeichelnd perlend jauchzen die Geigen, — ein Wiener Lied halb feſch, halb ſentimental wird von allen mitgeſungen, man hängt ſich in den Arm des Nachbarn und lacht und tobt und trällert und küßt. Ein großer Bund von Brüdern und Schweſtern ſcheint hier zu ſein.

Nun hat selbst Frau Maderl sich vom Ritter von Pammer „beißen“ lassen, — aber er mußte es sehr behutsam machen, daß es der Herr Gemahl nicht sah.

Dr. Kastner sieht das alles, er fühlt den Dunst von Wein und Liebe, der hier alles einschläfert, noch als etwas Unbehagliches. Denn er hat noch nicht so lange getrunken und gezecht wie die anderen, aber bald wird es auch ihm behaglicher. Zu was denn grübeln? Noch ein Viertel, noch ein freundschaftlicher Händedruck eines bereits angezechten ehrlichen Handwerksmannes, noch ein Viertel! Und schon fühlte er sich wohl.

Die Frauen und Mädchen sehn ihn mit begehrlichen Blicken an, manch' eine wirft ihm eine Kußhand zu, manch' eine ladet ihn ein, sich neben sie zu setzen.

Da kommt er auch am Tisch vorüber, wo Berger allein zechend sitzt. Er will ihn durch Güte versöhnen, denkt er als echter, gutmütiger Wiener!

Er tritt zu ihm hin. „Was ist denn, Herr Berger, so allein, so brummig, so ungnädig?“

„Der Große ist immer allein!“ sagte Berger lallend, „ich setz' mich nicht zu der versoffenen Bande!“

„Sie haben ja selbst schon genug Wein!“ sagt Dr. Kastner, den Bergers Rede ärgerte.

„Natürlich, aber meinen ehrlichen Rausch will ich für mich haben — Der Wein — der Wein,“ sagt Berger dann stockend und sich aufrichtend: „der fangt die dort ein, für sie und fürs Elend! Der Wein macht ihnen und uns die Arbeit leicht!“

„Ich verstehe Sie nicht recht! fragt Kastner.

„Sie machen's ja mit denen, wie die Europäer einst mit den Indianern," schreit er. „Sie machen sie mit Alkohol willig und dienstbar, und wenn sie b'soffen am Boden liegen, dann gehn sie über sie hinweg . . . zum Ruhm!"

Berger hat die letzten Worte laut, aber unverständlich hinausgeschrieen, dann torkelt er ein wenig und fällt auf seinen Stuhl zurück.

„Sie sind nicht normal!" sagt Dr. Kastner und geht weiter.

Bald hatte er den unangenehmen Zwischenfall vergessen; nur die kleine Wahrheit, die in den Worten des betrunkener Berger steckt, geht ihm noch nach.

Da endlich alles aufbricht, um heimzuwandern, merkt man erst, wie lustig man ist, wie viel man getrunken.

„Aber einen echten Wiener geniert so etwas nicht!" meint einer, und alle wackelnden Brüder und Schwestern stimmen lachend ein.

Geht man allein nicht sicher, so hängt man sich in des Nachbarn oder der schönen Nachbarin Arm.

„Hast net meinen Mann g'sehn, — hast net mein Weib gesehn?!" hört man halb betrunkene Ehegatten noch fragen.

„Der wird schon kommen, der wird schon voraus sein," heißt es, und das sorgende Gemüt ist wieder beruhigt.

Aus dem dunklen Wald tönt lallendes Singen,

kreischendes Lallen, im dürren Laub knackt es unheimlich, wenn sich ein Pärchen verirrt.

Schimpfend, lachend, stolpernd torkelt Berger dem Zug der Bacchanten nach; er sieht angestrengt vor sich, er brummt und flucht: „Wo ist denn das Frauenzimmer?!“

Aber von Toni ist nichts zu sehen. Allein ist sie vorangeeilt, allein mit Tränen in den Augen stapft sie durch den Wald, nicht einmal Dr. Kastner stützt ihren Arm, — sie muß allein mitten unter Dutzenden von Betrunkenen dahingehen. —

Das ist ihr Los!

VII.

Offizial Berger war am nächſten Tage nicht ins Bureau gekommen; er hatte denſelben vielmehr dazu benützt, um ſeinen Rauſch auszuſchlafen.

Dafür konnte man ihn tags darauf im Bureau gehörig wettern und ſchimpfen hören.

„Geht man einmal mit dieſem Geſindel, ſo züchten ſie einem einen Mordsaffen an!“ begann er.

„Den wirſt du dir ſchon ſelbſt angeſoffen haben,“ antwortete ihm Liebl.

„Na, natürlich, mit den Wölfen muß man heulen und mit den Mittelſtändlern ſaufen!“ Und nun begann er dem Hauptmann Schuſter und dem Revidenten Auracher von dem Ausflug zu erzählen.

„Ein Zug von Bacchanten, verſtehen's, alles beſoffen, verſtehen's! Kerle mit zentnerſchweren Bäuchen, rechts und links in ein Frauenzimmer gehängt! — Zum Schreien, Kinder, das hättet ihr ſehen ſollen! — Und in der Mitte, wie ein Gott, der Hanswurſt, der Dr. Kaſtner, der ſchöne Mann! So beraten ſie über ihre wirtſchaftliche Lage. — Ich behaupte, daß die Kerle überhaupt nicht mehr arbeiten können, nur freſſen nnd ſaufen! Ja, das treffen ſie! Aber ich,

ich habe es dem Hanswurſt geſagt, daß er Augen gemacht hat und davon iſt. Nur ſchade, Liebl, daß du deine brave Frau und das Fräulein Salinger mitgenommen haſt, — in ſolche Geſellſchaft!"

So ſchimpfte, ſtichelte und witzelte er fort. „Aber ich ſelbſt werde den Herrn Rat erſuchen, er möge ſeine arme Tochter, an der dieſer Kaſtner ohnehin ſo ſchlecht gehandelt hat, nicht mehr in dieſe Geſellſchaft laſſen! Ja, das werde ich tun!" ſagte er beſtimmt.

Er hatte ſich ſo in das alles hineingeredet, daß er nicht mehr davon los konnte.

Tatſächlich betrat er ſpäter das Bureau ſeines Chefs.

Erſtaunt drehte ſich dieſer um: „Nun, Herr Berger, mit was kann ich dienen?"

„Ich komme in einer mehr privaten Angelegenheit, Herr Rat."

„Laſſen Sie hören."

„Ich habe jüngſt den Herbſtausflug der Mittelſtandspartei mitgemacht, an dem ich auch Ihr Fräulein Tochter traf!"

Das Geſicht Salingers hellte ſich auf.

„Da hab' ich nun bemerkt, daß der Ton, der dort herrſcht, einem jungen Mädchen wenig Freude machen kann, das im Geiſte der Anſtändigkeit erzogen iſt!"

„Oho!" rief Salinger.

„Verſtehen Sie mich recht, Herr Rat; bei dem Intereſſe, das ich Ihrer Familie, Ihnen und nicht zuletzt Ihrer Fräulein Tochter entgegenbringe, berührte es mich peinlich, dieſelbe in ſolcher Umgebung zu ſehen!"

„Sie haben recht, es war nicht mein Wille, daß ſie hinging!“

„Erlauben Sie mir noch die Bemerkung, Herr Rat, Sie müſſen Ihre Tochter auch außerhalb des Bannkreiſes dieſes Dr. Kaſtner halten!“

„War er vielleicht wieder zudringlich zu ihr?!“ ſagte erſchreckt Rat Salinger.

„Nein, nein, das hat er gar nicht notwendig. Die Atmoſphäre iſt ja ſo von Lieb' und Luſt geſchwängert, daß ihm alle Herzen zufliegen!“

„Ich verſtehe Sie nicht!“

„Nun denn, Herr Rat, ich meine es ehrlich mit Ihrer Tochter; vielleicht daß ſie ihre unglückliche Liebe zu dieſem Dr. Kaſtner einmal überwinden wird, vielleicht daß ſie ſpäter genug Neigung aufbringt — Herr Rat, daß ſie einſtmals meine Frau würde!“ — Er ſagte es ſtockend und doch liſtig lächelnd, den Eindruck beobachtend, den ſeine Worte auf den alten Herrn machten.

„Ich bin nicht der Jüngſte“, fuhr er fort, „aber ich habe im Kampf des Lebens gelernt, zu verdienen und eine Frau zu ſchätzen.“

Einen Augenblick ſah Rat Salinger den Mann groß an. Ja, wie kam dieſer Graukopf dazu, ſo zu ſprechen, wie kam er auf den Gedanken, ſich ſeiner Tochter anzunehmen, ſie heiraten zu wollen!

Aber er dachte nicht länger darüber nach. Der Antrag Bergers kam ihm wie eine Genugtuung, wie eine notwendige Fügung vor gegen das Unrecht, das Dr. Kaſtner ſeiner Tochter zugefügt.

„Ich danke Ihnen, lieber Herr Berger, für Ihre Aufmerksamkeit. Wir wollen meiner Toni noch Zeit lassen, — nicht wahr? Aber die Gelegenheit, sie näher kennen zu lernen, will ich Ihnen geben, indem ich Sie bitte, uns öfters zu besuchen."

Berger fühlte, daß dies für heute genug sei, und empfahl sich.

Wortlos drückte ihm Rat Salinger die Hand. Eine tiefe Anhänglichkeit gegen seinen Untergebenen stieg in ihm auf, der für das Wohl seiner Tochter so besorgt war, der, obwohl in den Vierzig, dennoch in Liebe für sie erglühte. — Ja, so konnte es doch noch möglich sein, daß sich ein sichergestellter Staatsbeamter für seine Tochter fände, statt dieses Dr. Kastners. Vielleicht, daß auf diese Weise noch alles gut würde.

Einstweilen erzählte Ritter vom Pammer drinnen im Bureau den aufhorchenden Kollegen, wie fesch es auf dem Fest gewesen, und wußte nicht genug von Frau Poldi Maderls Liebenswürdigkeit und ihres Gatten Freigebigkeit zu erzählen, der ihm drei Flaschen „Gerebelten" gezahlt hatte, weil er so brav bei seiner sekanten Alten ausgehalten.

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Herbst war einstweilen ins Land gezogen, der Spätherbst mit all' seiner Buntheit, mit seinen eiskalten, schneidigen Stürmen. Wie lange konnte es dauern, und die ersten Schneeflocken tanzten lustig hernieder.

Im gemütlichen, altmodischen Wohnzimmer des kleinen Häuschens saß Toni und las die Zeitung. Im weißen Kachelofen knisterte ein wärmendes Feuer,

Herr Rat ſah beim Fenſter hinaus in den kahlen Garten. Seine armen Bäume waren entlaubt, ſeine Blumen verblüht, ſeine Beete leer, nur da und dort ſchliefen unter ſchützendem Tannenreiſig eine Anzahl Roſenſtöcke den Winterſchlaf.

Und doch war ein Gefühl von ruhiger Zufriedenheit, von friedlichem Behagen über ihn gekommen, wie wenn er ſich und ſein Töchterlein geborgen wußte vor allen Stürmen.

Wenn wirklich aus den Beziehungen ſeiner Tochter zu Berger etwas erwüchſe, ſo war das kein Sturm, ſondern ein ſtilles, ſehr beſcheidenes Glück. Das beruhigte ihn. Freilich bis jetzt hatte er kaum mit Toni darüber geſprochen, — es widerſtrebte ihm, dieſes Thema anzuſchlagen. Das Mädchen erſchien ihm wie ein Kind gegenüber dieſem reifen, überreifen, lebensenttäuſchten Berger.

Und dieſer wollte heute mit ihm darüber reden. — Er mußte endlich Bergers wegen Klarheit in die Sache bringen.

„Gelt, ſo eine warme Stube im Winter iſt gemütlich, ſie iſt das Symbol eines ſicheren Heims!“ ſagte Rat Salinger zu Toni.

„Ja, ja,“ antwortete dieſe tonlos und las weiter.

„Was lieſt du denn da?“ fragte er die Tochter.

„Ach, von der neuen Partei, die große Proteſtverſammlung gegen die Konſumvereine,“ meinte ſie.

Rat Salingers Stirn verfinſterte ſich. Noch immer brachte Toni dieſer Sache Intereſſe entgegen, das hieß für ihn ſoviel, als daß ſie den Dr. Kaſtner noch

immer verehrte, all' ſeinen Taten und Reden noch immer die größte Aufmerkſamkeit ſchenkte.

„Wie du dich ſo für die Politik intereſſieren kannſt," ſagte er dann trocken.

„Ich leſ' es halt gern, weil das auch Sachen ſind, die die Frauen betreffen!"

„Geh, geh, das überſpannte Zeug!"

„Vater," begann ſie mit Eifer, „das iſt kein überſpanntes Zeug. Hier handelt es ſich um das Wohl und Wehe von tauſenden Kleingewerbetreibender, von tauſenden von Bürgerfamilien, denen der Verdienſt geſchmälert, ja ganz entzogen wird!"

„Du redeſt ja, — wie ein Buch! — Nein" ſagte er plötzlich zornig werdend, „wie der Kaſtner redeſt du! — Glaubſt du, ich merke es nicht, wie du jedes Wort von ihm verfolgſt, wie du jede ſeiner Äußerungen dir einprägſt. Mädel, ſchlag' dir doch endlich dieſe dumme Kinderſchwärmerei aus dem Kopf! Werd' vernünftig! Was kümmert er dich noch! — Aber nein, du trauerſt ihm nach, verehrſt ihn weiter, — und ſiehſt dabei nicht, daß ein anderer Mann in einer fixen Stellung, ein ſolider, reifer Mann ſich dir nähert, dich wirklich liebt, dich zur Frau begehrt!"

„Vater!" ruft gequält Toni.

„Nein, Mädel, diesmal laß deinen Vater ſtatt deiner handeln, daß nicht wieder eine ſo unglückliche Sache daraus wird; gelt, Toni, ich darf dem Offizial Berger, wenn er das nächſtemal kommt, dein Jawort geben? Gelt, ich darf?"

„Nie, nie, Vater, dem niemals!" rief Toni beſtimmt.

„Sei doch g'ſcheit, Madel, ſo was dürfſt nicht ausſchlagen, — ſo eine gute Partie!“

„Den Berger, dieſen falſchen, alten Heuchler und Intriganten,“ rief die Toni. „Von dem mag ich nichts wiſſen!“

„Ja, Madel, wie redeſt denn, ich bitte mir doch mehr Achtung meinen Beamten gegenüber aus?“

„Nein, vor dem kann ich keine Achtung haben; wie der ſich auf dem Herbſtfeſte gegen mich, gegen Dr. Kaſtner, gegen alle benommen hat!“

„Ach Unſinn, fangſt mir ſchon wieder mit dem Kaſtner an; ich will den Namen nicht mehr hören. Du wirſt den Berger heiraten. Wunder genug, daß dich einer noch mag, nachdem die ganze Stadt von deinem Verhältnis zum anderen weiß.“

Es klingelte. Das Mädchen meldete, daß Offizial Berger draußen ſei.

„Ich komme zu ihm hinaus, führen Sie ihn ins Kabinet! — Und du, Toni, von dir will ich keine Widerrede hören, du wirſt ihn heiraten, du wirſt ihm dein Jawort geben, wenn ich ihn dir ſpäter herüberſchicke!“

Toni antwortete kein Wort. Aber eben darin ſah Salinger eine leiſe Zuſtimmung. — — —

„So lieber Berger, ſetzen Sie ſich her, nehmen Sie ſich eine Zigarre, — und laſſen Sie zuerſt mich reden, ehe Sie loslegen. Ich weiß ja, was Sie wollen, ich kenn' ja Ihre ehrlichen Abſichten!“

Berger nickte beifällig.

„Meine Toni iſt noch nicht ganz ſo weit, wie wir

zwei, lieber Berger. Bei der ist noch immer ein bißchen vom anderen übrig drin im Herzen!"

Bergers Stirne verfinsterte sich: „Wenn ich hoffen dürfte, daß es mir gelänge, sie endlich zu erobern," sagte er devot.

Aber in seinem Innern flammte es wie Zorn und Wut auf. Seit Wochen verfolgte er dieses Mädchen mit Bitten und Briefen. Gerade ihr Trotz, ihr Stolz reizte ihn, steigerte seine Leidenschaft. Daß einst dieser Dr. Kastner seine Hand nach ihr ausgestreckt hatte, das schreckte ihn lange nicht mehr zurück, das machte ihn doppelt verliebt in sie. Wenn er sie so weit hätte, daß sie in seinen Armen dem anderen abschwören, daß sie ihm zugeben würde, daß diese kurz aufflammende Liebe ein Unding gewesen, dann hätte er über ihn triumphiert. Er, der Ältere, Graue, im Leben müde Gewordene, wollte mit diesem Liebling des Schicksals wenigstens den Kampf um ein Weib aufnehmen.

Wenn er vielleicht darauf gekommen wäre, daß diese sich vielleicht heimlich trafen, er hätte ihn wie einen Buben gestellt. Eisig kühl und kalt, fast mit Verachtung war sie ihm all' die Zeit über begegnet, aber er hatte nicht nachgegeben. Es war bei ihm zur fixen Idee geworden, sie zu besitzen.

„Du mußt sie gewinnen!" dachte er noch immer. Da unterbrach ihn der Rat in seinen Träumen.

„Gehen Sie hinunter, versuchen Sie selbst Ihr Glück. Meinen Segen haben Sie, wenn Sie ihr Herz haben."

Da war er hinuntergestürmt, einen Augenblick

hatte er vor der Tür Halt gemacht, dabei hatten ſich ſeine Züge verändert. Gewaltſam hatte er alle Aufregung zurückgedrängt, ſich, ſeinem Herzen, ſeiner Leidenſchaft Ruhe gebietend.

Dann war er eingetreten.

„Grüß' Gott, Fräulein Toni!"

„Guten Tag, Herr Berger!" Es klang kühl.

„Könnte ich jetzt nicht endlich mit Ihnen ruhig über eine Angelegenheit reden, die uns beide betrifft?" fragte er.

„O ja, Herr Berger, ich bin bereit, Sie zu hören!" hatte Toni geantwortet.

„Es geht alles gut!" dachte er frohlockend und begann:

„Ich bin kein ſtolzer Mann mehr, Fräulein Toni, ſonſt käme ich nicht immer wieder mit der einen Bitte, zu Ihnen, mit dem einen Flehen! Ich bin kein junger Fant mehr, Fräulein Toni, ſonſt wäre ich längſt beleidigt geweſen! Aber ich achte und verſtehe Ihren Schmerz, ich begreife es, die Wunde, die Ihrem Herzen geſchlagen wurde, iſt zu groß, als daß ſie ſchnell vernarben könnte. Aber ich will mich Ihnen als Arzt anbieten, ſie ſoll, ſie muß heilen, dafür will ich ſorgen."

„Sie trauen ſich zu viel zu. — Die Wunde, die nach Ihren ſchönen Worten mir geſchlagen wurde, hat mir ein Freund geſchlagen, — und ſein Feind könnte ſie heilen?"

„Sein Feind, bin ich denn ſein Feind! Weil ich ſeine jugendlichen Anſichten nicht teile, weil ich an ſeine Miſſion nicht glaube?"

„Ja, Sie ſind ſein Feind, weil Sie ſo weſensverſchieden ſind, wie nur ein Feind ſein kann!“

„Alſo bin ich ſchlecht, ganz ſchlecht!“ lächelte bitter Berger.

„Jedenfalls iſt er gut!“

„Eine merkwürdige Werbung, bei der einem die zukünftige Braut die Eigenſchaften ihres verfloſſenen Liebhabers ſchildert!“ ruft plötzlich ſpöttiſch Berger. „Aber jungen Mädchen verzeiht man viel, beſonders wenn man ſie ſo liebt wie ich, beſonders, wenn ſie ſo weiche ſympathiſche Arme haben, wie Sie, ſo tränenfeuchte, große Augen, ſo rabenſchwarze Flechten!“

Er hatte ſeine Hände nach ihr ausgeſtreckt!

„Toni, nehmen Sie mich, Toni, flüchten Sie ſich vor ihm zu mir, hier ſind Sie geſchützt, ich treibe ihn aus, dieſen Satan!“

Er ſah ſie begehrend, lockend an, er grinſte faſt vor freudigem Verſprechen.

Da lief ein Schauer voll Ekel durch ihre Glieder. ‚Nein, den nicht, das iſt der Verſucher, der Verſucher, der mordet meine Seele, — meine Liebe zu ihm!‘

Und plötzlich ſchrie ſie: „Gehn Sie, Sie Feind! Weg, weg, — ich mag Sie nicht ſehn. Es iſt ja kein Funken Wahrheit an Ihnen, kein Funken Wahrheit!“

Kalt, höhniſch lächelnd ſtand er da, ihr den Ausgang verſperrend.

Durch ihre Stimme war Rat Salinger aufmerkſam geworden und eben ins Zimmer getreten.

„Was gibt es da für eine Szene!“

„Ihre Tochter weiſt mir die Tür, Herr Rat!“

ſagte er kalt. „Sie hätten ſie beſſer erziehen ſollen, dann hätte ſie Ihnen den erſten Kummer erſpart, oder wäre wenigſtens jetzt einem anſtändigen Menſchen, der es ehrlich mit ihr meint, anſtändig begegnet.“

„Hinaus!“ rief wie raſend Toni. „Ich kann ihn nicht ſehen. Er will mich ja nur, um mich zu morden, meine Seele zu morden!“

Rat Salinger war ſelbſt über die Aufregung, in die Toni gekommen war, entſetzt. Sie blickte ihn wie eine Irre an.

Da ſtürzte Salinger auf ſein Kind zu und ſchlang die Arme wie ſchützend um ſie.

Kalt lächelnd ſtand noch immer Berger da.

„Bravo, bravo!“ rief er. „So iſt's recht!“

„Gehn Sie doch, Sie ſehn, daß Sie hier überflüſſig ſind!“ rief jetzt Salinger ihn an.

„Ja, Sie haben recht, ich bin hier überflüſſig“, ſagte ſcharf Berger. „Hier gehört höchſtens die Rute her. Aber das Inſtrument ſcheint in Ihrem Hauſe nie beſtanden zu haben!“

„Hinaus!“ rief nun auch Salinger.

„O, bitte, ich gehe ſchon, ich gehe ſchon.“ lachte Berger und verſchwand nach einer tadelloſen Verbeugung aus dem Zimmer.

„Bagage!“ murmelte er auf der Straße ſchier ein dutzendmal.

Dann ging er in das nächſte Gaſthaus und trank mit den Kutſchern und Dienſtmännern um die Wette. Und als er den erſten Liter Wein ausgetrunken hatte,

da begann er auf die Beamten, auf den Mitelſtand, auf die aufgeblaſenen Bürgerstöchter zu ſchimpfen.

Schwer bezecht wankte er heim und immer wiederholte er in ſeinem Rauſch die Worte: „Bagage, Mittelſtand!! Hanswurſt, Frauenzimmer!“

Die Leute ſahen ihm nach, da er in der Nacht herumtorkelte, — und ſchüttelten die Köpfe.

‚Ein k. k. Staatsbeamter und total betrunken!‘ — Wenn ſie erſt das gewußt hätten.

— — — — — — — — — — — — — —

Fuhrwerksbeſitzer Maderl hatte wirklich die Liebe, die auch in ihm an jenem Herbſtausflug erwacht war, nicht ſo ernſt und tragiſch genommen, wie Offizial Berger, der gleich an Heirat, Rache, Eiferſucht und weiß Gott was dachte.

Dafür war Maderl wirklich eine viel zu ſelbſtzufriedene Natur. Wenn man wie er in der Ehe genügend Aufregungen ausgeſetzt iſt, ſo ſucht man wenigſtens außerhalb derſelben Ruhe und ſtilles Glück. Und beides konnte ihm die kleine, goldblonde Mitzi in reichlichem Maße geben, wenn er ihr dafür ſchöne Toiletten kaufte und ſie zu möglichſt ſchönen Vergnügungen führte.

Nun, war Maderl der Mann dafür; kein anderer wußte in Wien beſſer Beſcheid, wo man ſich königlich amüſieren konnte, als er, und keiner amüſierte ſich auch beſſer, als er. Wein, Weib, Geſang, das war freilich für ſeine Anſprüche präpariert, ſein Lebenselement. Ein guter Tropfen „Heurigen“, ein feſches, luſtiges leichtſinniges Wiener Madel, und dazu ein

Wiener Lied voll Frechheit und Sentimentalität, das war sein Eldorado.

In den ersten Jahren der Ehe hatte er auf all' diese Dinge verzichten müssen, denn Frau Poldi wollte aus ihm, wie sie sagte, einen brauchbaren Menschen machen, wenn sie schon so viel Geld in sein Geschäft gesteckt hatte, — aber jetzt, da er der neuen Partei beigetreten war, da sie selbst an den rauschenden Festen als Vorstandsdame teilgenommen, da war sie milder gestimmt, schwieg, wenn er tagelang vom Hause weg blieb, schwieg, wenn er vorgab, mit Freunden Beratungen zu pflegen, und schwieg selbst, wenn er zu diesem Zwecke das „feschefte Zeugerl" selbst benötigte.

Sie schwieg, und Herr Maderl lachte oft ob ihrer Kurzsichtigkeit, wie er meinte. Die ganze Stadt beneidete ihn um die fesche Mitzi, nur seine Frau hatte davon noch nicht Wind bekommen. Und doch wußte sie davon, — aber sie hatte ihre Gründe, warum sie schwieg, ihre triftigen, sehr triftigen Gründe.

Sein Geschäft ging von selber, pflegte er zu sagen. Was sollte er fort hinter seinen Fiakern daher sein. Die beste Reklame für sein Zeugel war dasjenige, in dem er sich selbst mit seiner Mitzerl zeigte. Die „Fiaker-Mitzerl" — auf einmal hatte ihr irgend einer der Kavaliere diesen Namen gegeben, da er sie mit Herrn Maderl in der Csarda gesehen.

Die Csarda im Prater, das war der richtige Ort, wo sich Maderl gern vergnügte. Schon sein „Zeugel" machte Aufsehen, wenn es vor dem Tor neben den unnummerierten Fiakern der Lebemänner

ſtand. Die jungen Kavaliere, die hier mit Theaterdamen Unſummen verzechten, frugen oft neugierig, wem das hübſche Geſpann gehöre, und ſtolz ſtellte ſich Maderl als Beſitzer vor, wurde in ihren Kreis gezogen, ſchon der hübſchen Mitzerl wegen, und gab zum Schluß wohl auch zum Gaudium aller ein Wiener Kouplet zum beſten.

Für die jungen Lebemänner war Maderl halb die komiſche Figur, halb der typiſche Repräſentant des echten Altwienertums, der flotte, feſche Fiaker. Mitzerl hielt ſich anfangs im Hintergrund, weil ſie wohl fühlte, daß dieſe Geſellſchaft für ſie allzu frei war. Aber da ihr die Kavaliere freundlich begegneten, taute ſie auf, und bald war ſie, wie Maderl der männliche, der weibliche Repräſentant des Altwienertums, das Wiener Madel, von dem ſo und ſo viele Kouplets und Lieder erzählten, das reſche, feſche, gutherzige Ding.

Und bald gehörte zu ſo einer „Drahrerei" in der Cſarda unbedingt, wenn es gemütlich und luſtig zugehn ſollte, Maderl und ſeine Mitzi. Dieſes fremde und doch ſo heimiſche Element gehörte für die blaſierten Lebemänner zur Unterhaltung. Die köſtlichen Ausſprüche, der ſchlagende Witz, die luſtige Geſchwätzigkeit Maderls amüſierte ſie.

„Maderl, da ſetzt' dich her, ſing' uns eines, nachher zahl' ich einen Champus!"

„Maderl, das Lied vom alten Draher, dann bekommſt von mir ein neues Juckergeſchirr zum Präſent."

So rief man ihm zu, und er folgte den jungen

Grafen und Baronen gerne, tat ihnen ihren Willen und war geſchmeichelt, mit ihnen verkehren zu dürfen.

Daß dieſelben dabei mit Fräulein Mitzerl anzubandeln verſuchten, ſtörte weniger ihn, denn das Mädchen ſelber; der Grundzug Kleinbürgertums, der in ihr trotz des flotten Lebens zurückgeblieben war, ſträubte ſich dagegen. Darum bat ſie Maderl öfters, von dieſen Leuten fern zu bleiben, zumal das übermäßige Trinken auch ſeiner Geſundheit ſchade. — Aber er meinte, das ginge nicht. Und ſo war er immer häufiger und häufiger dort zu ſehen. Mitzerl blieb dann öfters zuhauſe, doch da ließ er ſich noch mehr gehen, trank noch mehr und wurde immer mehr der Spaßmacher und Hofnarr dieſer Verſchwender.

„Maderl, mach' einen guten Witz!" lallte der junge Graf Matkowitz fortwährend, und da Maderl nichts einfiel, ſo nahm er den Champagnerkübel und warf ihn in den großen, die ganze Wand des Saales bedeckenden Spiegel. Ein Aufſchrei des Entſetzens bei den Weibern und ein lautes Gebrüll der Kavaliere; dann zahlte Graf Matkowitz, der ſein großes Erbteil ſchon zu zwei Dritteln verlumpt hatte, ohne mit der Wimper zu zucken, die 400 Gulden für den Spiegel.

Derlei koſtſpielige „gute Witze" waren an der Tagesordnung, wenn die Stimmung vorgerückter war, und Maderl war immer der Witzmacher, deſſen Witze die jungen Kavaliere gut und teuer bezahlen mußten.

Die plumpſte und dümmſte Art der Verſchwendung war ihnen eben recht. Geld ſpielte bei ihnen keine Rolle, weil ſie es entweder in Mengen beſaßen oder

in Tausenden und Zehntausenden bei Wucherern liehen, die auf ihre Schlösser und Besitzungen rechneten.

Man war wieder einmal gelangweilt in der Csarda zusammengesessen, dem Maderl wollte kein guter Witz einfallen — schließlich machte einer den Vorschlag, die „Weiber" mit den Fiakern heimzufahren und selbst in ein ganz kleines, verrufenes Vergnügungslokal an der Linie zu gehen. Maderl sollte sie alle mit seinem Zeugerl hinfahren und als Kollegen ausgeben. Die kostbaren Hüte wurden eingedrückt, die Regenhüte der übrigen Fiakerkutscher aufgesetzt; Graf Matkowitz zog sogar das graukarrierte Sacco seines Kutschers an und ließ diesen in seinem Gehrock nach Hause fahren.

Endlich war man fertig zur „Hetz". Maderl setzte sich auf den Bock, die drei Kavaliere in den Wagen, und unter Absingen des Fiakerliedes wurde der Prater verlassen. Nun ließ Maderl die Pferde schießen; in einer halben Stunde war man vor dem Lokal.

Man stieg ab, Maderl mußte zu allen „du" sagen, damit die Illusion größer wäre und die gemischte Gesellschaft, die sich im Lokal, wo Volkssänger auftraten, aufhielt, sie nicht gleich erkannte.

Ein Hausknecht mußte bei den Pferden stehen bleiben. Graf Matkowitz drückte ihm einen Fünfguldenschein in die Hand.

Das war das Zeichen zum Alarm. — Einen Fünfguldenschein, das waren Kavaliere. Der Mann erzählte es sofort dem Kellner, der Kellner den Gästen; bald grüßte sie ein verwegener Bursche devot, bald

nickte ihnen ein fragwürdiges Frauenzimmer frech zu. Kurz, nach Verlauf einer halben Stunde war ihr Tisch umringt von Weibern und Kerlen, die sich von ihnen die Zechen zahlen ließen.

Es bedurfte der ganzen Grobheit Maderls, um die Gesellschaft irgendwie im Zaume zu halten und die drei Kavaliere vor Annäherungen an die „Damen" abzuhalten.

Nach Mitternacht verließen sie glücklich, aber doch sehr unsicher das Lokal. Es war ein Wunder, daß es nicht zu Tätlichkeiten gekommen war.

Solche Ausflüge machten Maderl vollends populär und unentbehrlich bei den leichtsinnigen, jungen Lebemännern.

Daß er dabei seine Frau tagelang kaum zu Gesicht bekam, kümmerte ihn wenig. Er hatte ja so viel zu tun, um sich und die Kavaliere zu unterhalten.

Für Zeiten war auf diese Weise seine schätzbare Kraft der Mittelstandspartei entzogen. Liebl und Kastner grämten sich darob nicht sehr.

Im Laufe der Zeit hatte Kastner wohl gelernt, seine Anhänger zu unterscheiden und zu werten. Freilich, kaum einer hatte nicht diesen sträflichen Zug zum Wohlleben in sich, kaum einer ersehnte und erhoffte sich von Dr. Kastners Pläne etwas anderes, als daß er nicht mehr arbeiten werde brauchen, sondern als besitzender Mann seinen Arbeitern nur anschaffen.

Längst hatte Dr. Kastner einen guten Teil seiner idealen und hochfahrenden Pläne geopfert und sein Augenmerk mehr auf praktische, auf momentane Hilfe

gerichtet. Längst waren aber auch seine Pläne bescheidener und realer geworden und mehr auf momentanen Erfolg berechnet.

Er fühlte, diesen Leuten mußte alles handgreiflich gezeigt werden, und nur ihr momentaner Vorteil war auch sein Vorteil.

So war man nach und nach an die einzelnen Gruppen von Gewerben, die verwandtes Rohmaterial verarbeiteten, herangetreten und hatte Einkaufsgenossenschaften errichtet, die ihnen ermöglichten, die Rohmaterialien billiger und eventuell auf Kredit zu erhalten.

Wo dies nicht am Platze war, wurden gemeinsame Verkaufsstellen im Anschluß an die Innungen und Vereine errichtet. Daß hier freilich das Parteiinteresse ziemlich stark zurücktreten mußte, war klar. Aber immerhin kam dafür der Hauptanteil am Erfolg der Partei zugute.

Dr. Kastner war ununterbrochen tätig; die halbe Nacht mußte er oft opfern, um mit den Sachen fertig zu werden. Tagsüber hieß es, in der freien Zeit mit den Vorständen verhandeln, sich in die Materie einarbeiten, Lieferanten, Geschäfte aufsuchen.

Daß bei dieser fieberhaften Tätigkeit Liebl vor allem ihm half, daß aber trotzdem seine Nerven überanstrengt wurden, war selbstverständig.

Müde, abgespannt kam er nach Hause, in Gedanken bei seinen Plänen, verzehrte er Mittagsmahl und Abendessen. Kaum ein oder das andere gleichgültige Wort wurde mit der alten Mutter gewechselt, die ihn wie ein stiller Geist fort umgab und umschwebte. Nur

wenn er, um ſeine Nerven zu beruhigen — wie er ſagte, — der Weinflaſche allzu ſehr zuſprach, die am Tiſche ſtand, dann ſagte ſie ſtrenge:

„Aber Franz, das iſt Gift für dich!“ und ſtellte ſie in die Kredenz.

Dieſe Bevormundung ärgerte ihn, verleidete ihm die wenigen Augenblicke, die er in ſeinem Heim war. Drum aß er oft des Abends außer Hauſe, irgend eine Verabredung vorſchützend, und kam erſt ſpät heim, blieb dann, obwohl von der Tagesarbeit und vom Alkoholgenuß müde und ſchläfrig, dennoch auf, hielt ſich mit einem Glaſe Kognak wach und arbeitete bis zum Morgen.

Die maßloſe Arbeit hatte anfangs ſeine Gedanken an Toni gewaltſam zurückgedrängt; das Zureden der Mutter, ihr ja nichts in den Weg zu legen, wenn ſich ihr vielleicht ein anderes Glück biete, hatte ihn für Monate vernünftig gemacht.

Die Sache war erledigt; was wollte er noch daran rühren. Freilich, es fehlte nicht an boshaften Zuträgern, die ihm die Nachricht brachten, daß Offizial Berger Toni umſchwärme und um ihre Hand angehalten habe. Aber den Ärger, der im Augenblick bei den Gedanken an die Möglichkeit einer ſolchen Verbindung in ihm aufſtieg, wußte er bald zu unterdrücken.

Nein, ſo gering durfte er von Toni nicht denken, dachte er und beruhigte ſich wieder. Und ſelbſt wenn ſie dieſem Menſchen die Hand zum Lebensbunde reichen würde, was könnte er dagegen tun? Er mußte die Zähne zuſammenbeißen und ſchweigen.

Liebl ſelbſt hatte ihn eines Tages, da er gemerkt hatte, der Gedanke an die Möglichkeit einer ſolchen Verbindung quälte ihn, mit der Nachricht beruhigt, Toni habe die Hand Bergers rundweg ausgeſchlagen.

„Siehſt du, ſie iſt ein ganzes Madel!“

„Bravo!“ hatte Kaſtner überfreudig geantwortet.

Wieder war der Lenz und der Sommer ins Land gezogen, wieder war es in den Häuſern unerträglich ſchwül, und es duldete auch Dr. Kaſtner nicht daheim.

Er hatte eine Verſammlung vorgeſchützt und war am Spätnachmittag durch die Auen zum Prater gewandelt, hatte ſich dort in einem jener zahlreichen, für das Volk beſtimmten Reſtaurants geſetzt, wo das Bier beſonders friſch lief, und wollte einmal ſich allein erholen und vergnügen; es einmal auch ſo gut haben, wie die Schar der Kleingewerbetreibenden, deren Lage er verbeſſern ſollte.

Nur einmal einen Abend Ruhe, Ablenkung, Vergeſſen! Nur einmal wieder naiver, genießender Menſch ſein!

Am äußerſten Ende des Gaſtgartens, ſchon faſt am Staketenzaun, der an der Straße hinlief, hatte er an einem Tiſch Platz genommen und ſah vor ſich hin in den Garten und dann wieder durch das dichte Laubwerk hinaus auf die Straße, wo das Wien der umliegenden Bezirke ſich Kühlung verſchaffen wollte.

Lange ſah er hinaus! Alle möglichen Leute huſchten vorüber, ſteife Gigerln, feſche Ladenmädchen in netten, reinlichen Sommerkleidchen, die die Lungen

vom Staub der Läden reinigen wollten und gleichzeitig die Herrenwelt musterten.

Wenn er so ein lustiges Ding oder gleich zwei, drei solche zu sich hereinrief und sie zu einem bescheidenen Mahl lüde, nur um einmal wieder ihr dummes, lustiges Gezwitscher zu hören, nur um einmal ihre kleinen Sorgen, ihr stilles Hoffen kennen zu lernen, das würde ihn ablenken, zerstreuen, ergötzen!

Der Spaß galt! Die nächste Kolonne wollte er auffordern, mit ihm zu soupieren. Reisfleisch, Gulasch, Bäuschel oder sonst eine der hiesigen Delikatessen, und dazu Bier oder gar schlechten Landwein.

Er lächelte. Das wäre ein harmloser Spaß, den ihm selbst ein strenger Parteimann nicht übel nehmen würde.

Er sah durch den Zaun! Die nicht, nein, die war zu schmutzig, die beiden?! Nein, die hatten gar zu traurige Gesichter, gar zu schlanke Hüften.

Die da! — Ja, war das nicht die Salinger-Toni? — Er sprang auf. — Natürlich war sie's. Wie er nur nicht gleich daran dachte; die mußte an seiner Seite Platz nehmen. Ah was, er wollte sich ja nur zerstreuen, ablenken!

„Toni!" Schon stand er vor ihr.

Sie war erschreckt zusammengefahren, und doch war sie gar nicht erstaunt. Sie sah ihn wie hilfesuchend an.

„Geh, setz' dich doch zu mir, ich sitz' da ganz allein!"

„Was würden die Leute sagen, Herr Doktor, — wir zwei!"

„Die Leute, laß die Leute! Willſt du mir denn gar keinen Gefallen tun? Magſt mich vielleicht gar nicht mehr?!“

Sie wurde purpurrot. „Wenn Sie es durchaus wünſchen. Aber es iſt nicht recht von Ihnen, noch weniger von mir!“

„Geh, geh!“ Er nahm ſie unter den Arm und führte ſie an ſeinen Tiſch.

„Ja, wie geht's dir denn? Mach' kein ſo trauriges Geſichterl, Toni, ſonſt kenne ich dich gar nicht wieder. Komm, vertreib' mir die Grillen, ich bin ein müder, geplagter und alter Mann geworden, ſeit wir uns das letzte Mal geſehen und geſprochen haben!“

„Mußt du dich ſo plagen?“ ſagte ſie leiſe im beſorgten Ton. „An deinen Schläfen ſchimmert ſchon ein graues Haar!“

„Und dabei bin ich erſt dreiunddreißig! Aber, du, Toni, du biſt noch ſchöner geworden, noch viel, viel ſchöner!“

„Nicht, nicht!“ bat ſie gequält.

„Gelt, es iſt ſchade um uns zwei!“ ſagte er dann reſigniert.

„Um mich iſt net ſchad, — und du, du,“ fuhr ſie ſtockend fort, „gehſt ja den Weg zur Höh'!“

„Haſt du dir dieſe Phraſe von meiner Mutter gemerkt?“

Sie nickte.

Er ließ ihr ein Eſſen kommen, obwohl ſie ſich ſträubte, ſie müſſe um neun Uhr zu Hauſe ſein.

Kaſtner meinte, da hätte ſie faſt zwei Stunden Zeit. Er rückte näher zu ihr. Wie Trotz gegen die Lehren ſeiner Mutter ſtieg es in ihm auf. Dort ſaß jeder Ladenſchwengel mit ſeiner Geliebten; und er ſollte hier allein ſitzen.

Sie ſprachen von der Vergangenheit, ſcheu, ſchüchtern; als habe ſie ein ſchweres Unrecht begangen, antwortete ſie. Hin und wieder ſah ſie ihn bewundernd an.

„Biſt du meiner Mutter noch böſe?“

Sie ſchüttelte das ſchwarze Köpfchen.

„Biſt du mir böſe?“

„Aber was denkſt du denn!“ rief ſie lauter, dabei errötend. Ein glückliches Lächeln huſchte um ihr Geſicht.

„Dein Beruf iſt ja eine Art Prieſtertum!“ ſagte ſie ſtolz.

„Glaubſt, Tonerl! Ein Prieſtertum?!“ er rief es beluſtigt. „Nein, Tonerl, Prieſter kennen dieſe Phäaken nicht, drum haben ſie auch gar nicht das Recht, von mir das Zölibat zu verlangen. Ihr Führer ſollte ſie an Wohlleben überbieten, aber nicht ihr Prieſter ſein!“

„Pfui, Franz, das ſagſt du nur ſo; das iſt nicht dein Ernſt!“

„Nein, es darf wenigſtens nicht mein Ernſt ſein! Aber deswegen laſſen wir unſere Köpfe nicht hängen.“

„Proſt, Toni!“ er ſtieß mit ihr an, ſah ihr tief ins Auge und ſagte dann: „Toni, ich lieb' dich noch ſo heiß und ſtark wie damals!“

„Franz, Franz!“ rief ſie halb gequält, halb glücklich.

Er war ihr näher gerückt, er hatte ſeinen Arm in den ihren gelegt.

Was gingen ihn heute, an dieſem ſchwülen Sommerabend, die Ermahnungen ſeiner Mutter, die Vorſätze an, die er vor ein bis zwei Jahren gefaßt hatte!

Eine langverhaltene Lebensluſt und Freudigkeit kam über ihn. Er wollte jung, toll, ausgelaſſen ſein wie die anderen.

Den Kopf wie ſchuldbewußt geſenkt, die Hand Kaſtners in der ihren, ſo ſaß Toni da.

Was hatte ſie denn von ihrem jungen, ſtillen Leben als ihn, ihn, den ſie verehrte, ihn, für den ſie duldete, ihn, dem ſie folgte — ſelbſt wenn er Verbotenes, Unrechtes von ihr verlangen würde.

Hätte ſie getan, was ſich für ſie gehörte, ſie hätte, da er ſie anſprach, kein Wort erwidert und wäre ruhig ihres Weges gegangen. Aber was hätte dann ihr ganzes Leben für einen Zweck?

„Toni, wir können nicht voneinander laſſen, wir werden uns immer lieb haben müſſen!“ begann er wieder. „Es iſt unrecht, wenn ich's von dir verlange; aber gelt, du wirſt mich nicht vergeſſen?“

Er wußte ſelbſt nicht, was er von ihr verlangte. Er, der Dr. Kaſtner, dem alles bereitwillig diente, er glaubte, auch dieſes Mädchen wäre nur für ihn da, für ſie gäbe es nur ein Glück, — das in ihm lag.

„Nie will ich dich vergeſſen!“ ſie ſagte es mit einer Duldermiene.

Von fernher trug die Luft einen luſtigen Marſch herüber, den eine Muſikkapelle irgendwo ſpielte.

„Nun wollen wir aber uns dieſe kurze Stunde des Alleinſeins nicht vergrämen; luſtig, fröhlich wollen wir ſein, ehe wir wieder die Fahrt ins Leben, ins graue Leben antreten! — Komm, trink, das Bier iſt friſch, der Abend iſt ſchwül. Ich begleite dich dann noch ein Stückchen, daß kein frecher Herr meine Tonerl anredet!"

Wie er ſo mit ihr redet, kommt eine innere leuchtende Freudigkeit über ſie. Was wollen denn die Leute? Sie können ſie hindern, Dr. Kaſtner zu heiraten. Aber ihn zu lieben, ſo recht vom Herzen heraus, recht warm und herzlich zu lieben, das können ſie ihr nicht verbieten! — Er, der Dr. Kaſtner, den alle lieben, den die Frauen mit verliebten Augen anſehen — er liebt nur ſie allein.

Und plötzlich bricht bei ihr das Herz durch. „Haſt du mich auch noch lieb? Denkſt hin und wieder an mich? An dein armes, verlaſſenes Tonerl?" So quellen ihr die Fragen heraus. Und Kaſtner nimmt ihren Kopf und drückt ihn leiſe an ſeine Bruſt. — So ſitzen ſie eine Zeit im Dunkel.

Lau ſtreicht die Abendluft über ſie weg, die Linden duften in den nahen Gärten; ferne, ganz ferne erſcheint das Reſtaurationsgebäude, von dem matt die Lichter herüberleuchten — da reißt er plötzlich ihren Kopf zu ſich herauf und preßt ſeine brennenden Lippen darauf.

Für Augenblicke verſinkt die ganze Welt für Toni! ‚Glück, Glück!' ſchreit es in ihr.

Dann iſt's, als wenn auch er aus einem tiefen Traum erwachte.

„Komm!“ ſagte er, „wir wollen gehen!“

Er ruft den Kellner, zahlt. Eng aneinander gepreßt, verlaſſen ſie eilig den Garten.

Durch die Auen hinüber nach Erdberg, wo die Toni wohnt, denkt er.

Einſtweilen iſt es ganz dunkel geworden. Stumm, als ſollte kein Wort verraten, was in ihren Herzen eben vorging, gehen ſie durch die ſchützenden Alleen dahin, — nur dann und wann drückt ſie ſeinen Arm feſter, wie um ſich zu vergewiſſern, daß er noch an ihrer Seite geht.

Da ſie ſchon die glitzernde Flut des Donaukanals vor ſich ſehen, küßt er noch einmal ihren Mund, aber nicht ſo ſtürmiſch wie zuerſt, weicher, gezogener — trauriger faſt.

Dann ſchüttelt er ihr die Hand und ſagt: „Gelt, Tonerl, du wirſt g'ſcheit ſein!“

„Ja, Franz!“ Es tönt wie ein Gelöbnis. „Lebe wohl!“

Schon will ſie fragen, wann ſie ſich wiederſehen, aber es dünkt ihr banal; derlei Stunden ſind zu hoch heilig, um ſie öfters zu wiederholen, denkt ſie in Dankbarkeit.

Iſt's Glück, iſt's Sehnſucht, iſt's Trauer, das ihr Herz bewegt? Sie weiß es nicht, ſie hat nur den Wunſch, möglichſt unbemerkt in ihre Kammer huſchen zu können, um im Dunkel ſtundenlang noch wach zu liegen und nur an ihn und ſeine Küſſe zu denken.

Bald iſt ſie daheim. Der Vater geht noch im Garten zwiſchen ſeinen Blumen auf und ab. Sie ſieht

ihn durchs Kammerfenſter. Sie aber huſcht in ihr Bett, das Fenſter ſteht weit offen; die Blumen duften, die Johanniskäfer ſchwirren durch die Nacht.

Lau iſt der Abend, koſend weich die Luft, die zu ihr hereinſtreicht, ſo weich, ſo ſüß, ſo mild wie ſein letzter Kuß.

VIII.

Dr. Kaſtner war wieder in den Prater zurückgegangen. Wie von einer unſichtbaren Macht getrieben, war er dahin geeilt. Tauſend Gedanken, tauſend Vorwürfe ſtürmten auf ihn ein. Aber er unterdrückte ſie. Sein Trotz ließ ſie bald verſtummen.

Was er tut, kann er verantworten, ſagte er ſich. Und doch wurden die Vorwürfe immer wieder laut. Er war bis zur Cſarda vorgekommen; ſchmachtende Zigeunermuſik klang durch die Nacht. Die tut wohl, denkt er, die nimmt die Gedanken und trägt ſie in alle Winde. Er geht hinein, ſetzt ſich hin, läßt ſich einen feurigen Rotwein kommen; der paßt zur Muſik. Wie er ſo ganz in ſich ſelbſt verſunken da ſaß, klopfte ihm plötzlich eine breite Männerhand auf den Rücken.

„Ja, Doktor, was blaſen Sie denn da Trübſal?“

Maderl iſt's. „Daß man ihna a mol ſicht!“ fügte er noch bei.

Er begrüßte ihn. Um ſich aus all den dummen, quälenden Gedanken zu reißen, iſt dieſer behäbige, leichtſinnige, gutherzige Maderl eben recht.

„Nehmen's doch neben mir Platz!“ forderte ihn Kaſtner auf.

„Ich hab' Kavaliergesellschaft oben im kleinen Saal! I druck mich aber und komm dann herunter. Mein Zeugel steht draußen; wir können überall hin damit!"

„Is recht!" sagte Dr. Kastner in einer Anwandlung von guter Laune. „Kommen's nur bald!"

Maderl war sehr geschmeichelt. Endlich war es ihm gelungen, einmal bei Kastner mit einer Einladung anzukommen. Ja, er war ja ein fescher Kerl, nur durfte er nicht seine Menge Freunde und Parteigenossen um sich haben, vor denen er sich Reserve auferlegen mußte.

Bald war er wieder da, nahm an seinem Tische Platz. „Ich mach' Ihnen einen Vorschlag, Herr Doktor, drahn mir heut amal um, die Nacht! — Ich fahr' Sie hinaus nach Lainz oder Schönbrunn zum Dommeyer!"

„Von hier, vom Prater?!" In Dr. Kastner stieg auf einmal die Lust zu solch einem tollen Abenteuer auf.

„Was ist denn dabei, mit solche Roß, wie ich bei der Stangen hab'!"

„Gut, es gilt!"

Warum sollte er nicht auch einmal so lustig und toll sein wie die anderen? Den Anfang hatte er heute abend schon mit der Toni gemacht. Es gab ihm einen Riß im Herzen. Es war Sünde, Unrecht, so an dem Mädchen zu handeln. — Aber was?! Taten's die anderen besser? Von diesen feisten, vergnüglichen Wienern mußte er lernen!

Einen Augenblick dachte er dann, daß seine Mutter ihn daheim erwarten würde, da er früh heim kommen wollte.

Aber dann meinte er wieder; was lag daran, ſie ſollte warten. Er war dreiunddreißig Jahre, er brauchte ſich nicht bevormunden zu laſſen.

Wenn man ſchon Junggeſelle bleiben ſoll, dann will man auch die Annehmlichkeiten eines ſolchen Lebens durchkoſten, tun können, was man will!

Schon ſaß er im feſchen Fiakerzeugel vor der Cſarda — ein Ruck, und die Pferdchen trabten dahin; ſchief vorgebeugt ſaß der dicke Maderl am Bock, ſo feierlich, als dürfte er heute den Kaiſer fahren.

In Schönbrunn angekommen, ſetzte man ſich in den Garten zu Dommeyer. Noch war er ziemlich beſetzt. Die raſche Fahrt im offenen Wagen hatte Kaſtner beruhigt. Ein gemütliches Lächeln lag um ſeinen Mund, ſeine Augen leuchteten vergnügt.

„Genießen, phäakenhaft ſtumpfſinnig und gemütlich genießen.“

„Sie hetzen Ihnen viel zu ſehr ab für die Leut'. Die dankens Ihnen net. — Hauptſach' iſt, man laßt ſich's ſelbſt ſo gut gehn, wie's möglich iſt. Die paar Jahrln, die man auf dera kugelrunden Wölt is, derf ma ſich net verleiden laſſen. A g'mütlicher, ſicherer Verdienſt, a gute Koſt, a feſches Weib und an feinen Trunk. Mehr braucht der Menſch net!“ ſo begann Maderl zu philoſophieren.

Beluſtigt hörte Kaſtner dieſem Phäaken zu.

Hatten ſie im Grunde nicht recht, die Seßhaften am Donauſtrand, die er von ihren vollbeſetzten Tafeln weg zum Kampf führen wollte? Wenn man ſeinen Kindern nichts anderes als dieſen frohen Sinn, die

Freude an kleinen Vergnügen, die Luſt an Speiſe und Trank hinterläßt, iſt das nicht mehr wert, als eine volle Million und ein grübelndes Hirn, ein unzufriedener Sinn?

Und da hatte er ſich eingebildet, mit einigen Schlagern, mit einigen Hilfsmitteln dieſe Leute zu ändern, ſie vor dem Untergang zu retten!

Ja, ſie gingen zugrunde, aber es war kein ſchmerzlicher Tod, es war ein Einſchlummern, ein allmähliches Verſchwinden.

In von Kämpfen beunruhigten Zeiten wurden immer die Genußſüchtigen und Ruhigeren zurückgedrängt.

Es war ein natürliches Verſchwinden, ein achtungsvolles Zurückziehen vor den kommenden ſchlechten Zeiten!

Kein Beſiegtwerden!

Was wollte er denn? Sie beſſern? Sie zu Grüblern, ſie zu haſtenden, kämpfenden, hungernden, ſparenden Menſchen machen?

Wie er ſo Maderl anſah, dem außer der Bildung weder die guten Manieren, der gute Geſchmack, der gute Humor fehlte?

„Einen Vöslauer Goldegg!“ beſtellte plötzlich Kaſtner. O, er fühlte, auch in ihm ſtak ſolch ein Lebenskünſtler; ſein Vater war nicht umſonſt ein Altwiener geweſen.

Maderl begann zu erzählen von den früheren Zeiten, wie's da hier noch ausgeſehen habe, wie er noch mit ſeinem Vater im Wagerl herausgefahren ſei und

die Menagerie beſichtigen durfte. Jede Tierphyſiognomie hatte er ſich ſeit dieſem berühmten Ausflug eingeprägt; noch heute könnte er den Affen, den Bären, den Löwen nachmachen.

Da mußte Kaſtner wirklich von Herzen lachen. Wie naiv und glücklich mußte der Menſch das Leben aufgefaßt haben!

Maderl fuhr fort, erzählte von ſeiner erſten Liebe, erzählte von ſeiner letzten Liebe, ſo wie ein junger Burſch, ſo ſelbſtverſtändlich, als wäre er noch ledig. — Er ſchien das ſo natürlich zu finden, daß er ſeine Frau hinterging, daß er daraus wirklich gar kein Hehl machte.

„Das goldene Herz und das weite Gewiſſen," dachte Kaſtner. Was war er für ein Träumer, daß er ſich bis jetzt all dieſes Menſchlichen und Allzumenſchlichen in der Partei entzogen hatte.

Er trank ein Glas nach dem anderen, er fühlte wirklich Durſt in der Kehle, — noch eine Flaſche, — und noch eine, — und nun begann er ſelbſt zu philoſophieren, ſo leichthin, ſo lächelnd. 's Weinerl! ja 's Weinerl! hatte wieder einmal ſeine Schuldigkeit getan.

Es löſte ſeine Zunge, es vertrieb alle böſen Sorgen, alle quälenden Gedanken, es ließ ihn alles im roſigen Licht ſehen, es kitzelte ihn faſt, daß er immerfort lächeln, glücklich zufrieden vor ſich hinlächeln mußte.

Seine und Maderls Stimmung wurde immer fideler; zum Schluß tranken ſie ſogar Bruderſchaft.

„Phäaken ſeid ihr, verfreſſene, verſoffene, aber ſauliebe Kerle!“ ſagte er lächelnd zu Maderl, der ihn küßte.

Im Garten war es ſchon ganz leer; die beiden ſaßen allein.

„Ja, ſaufen und freſſen können wir, aber wenn du nur ein biſſerl willſt, nachher kannſt es auch! Phäaken ſan mir, aber du, du biſt der König der Phäaken!“

Dr. Kaſtner lachte laut über dieſes Wort, das ihm ſchmeichelte.

Der König der Phäaken! Kein feiſter Gambrinus, o nein, ein nobler, jugendlicher, ſchlanker Mann, mit zwei leuchtenden, wein- und liebesſeligen Augen!

Endlich fuhren ſie heim. Es mochte zwei, drei Uhr morgens ſein, da Kaſtner, ein Wiener Lied pfeifend, die Treppe zu ſeiner Wohnung hinaufſchritt. Er mußte ziemlich laut geweſen ſein, denn eine Tür öffnete ſich, — die Mutter ſtand mit erhobener Kerze zwiſchen derſelben.

„Grüß Gott, Mutter!“ rief er in ſeiner weinſeligen Laune.

Sie aber ſah ihn ſtarr und ſtrafend an. „Wie dein Vater, ſo kommſt du heute heim?!“ Es klang wie ein ſchwerer Vorwurf.

Einen Augenblick zuckte Kaſtner zuſammen, dann ſagte er patzig:

„Geh ſchlafen, Mutter, — mein Vater war ein ehrenwerter Mann, und wenn er manchmal ein Glas über den Durſt trank, ſo hat er nur recht getan!“

Dann ging er pfeifend weiter in ſein Zimmer!

Heute hatte er der Mutter ſeinen Nacken gezeigt; er wollte ſich doch nicht immer ducken und immer kuſchen.

„Der Wein und das Weib!“ Die gehörten nun einmal zum Leben, und ihm, ihm wollte man ſie nehmen? —

Er ſchmiß ſeine Schuhe gegen die Wand, er warf ſeine Kleider wütend in eine Ecke. Ja, er würde noch gerade ſo ſaufen, gerade ſo brav und ehrlich ſaufen wie ſein Vater, wenn er die Toni nicht bekäme. —

Dann ſchlief er ein. Als er am nächſten Morgen erwachte, da hatte er alle böſen Vorſätze, da hatte er den Wein, den Maderl — die Toni längſt vergeſſen, — ſchnell zog er ſich an, er mußte in die Kanzlei, die Leute warteten auf ihn. Er hatte ja eine Menge, Menge wichtiger Arbeit und die Leute eine Menge, Menge kleiner und großer Sorgen.

— — — — — — — — — — — — — — —

In der Abteilung V a herrſchte eine unbeſchreibliche Aufregung. In einem ſozialdemokratiſchen Blatte war ein Artikel erſchienen, der in humorvoller, aber beißender Weiſe die Zuſtände in einem k. k. Amte geißelte, die alten Unſitten rügte, die Lebensverhältniſſe der einzelnen Beamten im kraſſeſten Lichte zeichnete.

Nepotismus, Saufereien im Amte, Benehmen der k. k. Beamten außer dem Amte, Beteiligung derſelben an politiſchen Dingen, kurz, es war kein Zweifel, jeder irgendwie Eingeweihte mußte die Abteilung V a erkennen, und, was noch ſchlimmer war,

im Grunde waren das alles Wahrheiten, die nur einer aus der Mitte der Beamten verraten haben konnte.

Berger, der die letzte Zeit mißmutig und einsilbig gewesen war, war der einzige, der sich über den Artikel zu freuen schien.

„Haben's es gelesen, was da steht?" Er lachte boshaft. „Na, da sind wir schön hergenommen. Grad, daß es uns nicht Idioten schimpft. Der stichelt aber ordentlich an uns herum. Na, warten's ab. Das kostet dem Alten seine Stelle. Im Reichstag werden's gleich deswegen interpellieren, und das Ministerium wird eine Untersuchung einleiten! Ha, ha, ha, mir kann's recht sein!"

Er lachte und rieb sich die Hände.

Seit jener Szene im Hause Salingers, da ihm dieser die Tür gewiesen, hatte er mit ihm kein Wort gewechselt. Heute wollte er der erste sein, der ihm den Artikel zeigen sollte.

„Herr Rat, da ist ein Artikel, der uns betrifft!" sagte er kurz, da er ihm das Zeitungsblatt in das Zimmer brachte, und ging wieder.

Lange las Rat Salinger an dem Artikel, dann warf er ihn wütend fort.

„Eine solche Gemeinheit! Wie perfid da alles dargestellt war," dachte er. „Das konnte nur ein Eingeweihter geschrieben haben. Ein Beamter nach dem alten Regime, der längst nicht mehr fähig wäre, die verantwortungsvolle Stelle eines Chefs einzunehmen, wurde er darin genannt, ein Vorstand, der die Sauforgien seiner Untergebenen durch freiwillige

Bierſpenden an ſeinem Namens- und Geburtstag fördere, der ſelbſt mit ihnen zeche, deſſen Schwiegerſohn als zweiter Vorſtand der Abteilung gewiſſen, neuauftauchenden Parteiunternehmungen ſelbſt während der Bureauzeit, die ohnehin ſehr lax eingehalten werde, ſeine Kraft widme."

Ein leiſer Verdacht ſtieg in Rat Salinger auf, ob nicht dieſer Aufſatz ein Racheakt Bergers wäre. Aber er konnte daran nicht glauben. So ſchlecht war er nicht, ſo könnte ihn nur Toni ſich in ihrer Phantaſie darſtellen.

Schon im Laufe des Vormittags erſchien ein Beamter des Miniſteriums, der Rat Salinger im Namen des Perſonalreferenten erſuchte, ihm doch den Zuſammenhang dieſes Aufſatzes zu erklären.

„Der Herr Hofrat iſt ſelbſtverſtändlich, wie wir alle überzeugt, daß dieſe Anſchuldigungen nichts als grobe Lügen und Verleumdungen ſind, Herr Rat; aber eben darum bittet er ſie, ſich ſofort ſchriftlich dazu zu äußern!"

„Eine Rechtfertigung, eine Unterſuchung auf ſolch ein Zeitungsgeſchmiere hin?" brauſte Salinger auf.

„Ich würde Ihnen im eigenen Intereſſe raten, mündlich oder ſchriftlich ſich darüber auszuſprechen; man muß darauf Wert legen, weil die Sache öffentlich zur Sprache gekommen iſt und möglicherweiſe ſchon heute Anfragen an den Miniſter im Parlament geſtellt werden können."

„Mich rechtfertigen, nein, mein lieber Miniſterialſekretär, das tue ich nicht, das können Sie Ihrem

Herrn Hofrat ſagen. Er muß ſelbſt wiſſen, wie weit die Sachen auf Wahrheit beruhen! Ich rühre keinen Finger!“

Was waren das für Zeiten, ein Beamter, der vierzig und mehr Jahre treu ſeinen Dienſt getan, ſollte wegen ſo eines Geſchwätzes zur Rechenſchaft gezogen werden. Das leuchtete dem alten Salinger nicht ein.

Lieber geht er in Penſion. —

Kopfſchüttelnd verläßt der junge Miniſterialbeamte das Bureau Salingers. Der Artikel ſchien alſo doch Wahrheiten zu enthalten. Kein Zweifel, der Hofrat wird eine Unterſuchung einleiten und er, er wird das Protokoll führen, die Beamten verhören. Er wird ſich ein unſterbliches Verdienſt um den Staat erwerben und bei der Beförderung berückſichtigt werden.

Entrüſtet war Salinger, gleich nachdem der Abgeſandte des Perſonalreferenten ihn verlaſſen hatte, zu ſeinen Untergebenen ins große Bureau getreten. Entrüſtet hatte er ihnen von dem Beſuch Mitteilung gemacht, entrüſtet hatte er betont, daß es unglaublich ſei, daß man einem ſolchen Geſchmiere Beachtung ſchenke.

Die Herren ſtimmten ihm meiſt zu; nur Berger meinte ſo obenhin, heutzutage fürchte auch das Miniſterium die Macht der Preſſe.

„Man müſſe eine Gegenerklärung verfaſſen,“ meinte Auracher. Aber bald ſahen alle ein, daß da wenig zu leugnen, wenig zu beſchönigen ſei.

Die älteren Beamten ließen mißmutig die Köpfe hängen, die jüngeren lachten und tranken wie ſonſt; ſie traf ja das kaum.

Nur Rat Salinger war bis in das tiefste Mark entrüstet. Keine andere Abteilung hatte so viel Arbeit, so viel Verantwortung wie seine, keine mußte so selbstständig arbeiten, wie diese, gefaulenzt wurde bei ihm nicht; aber danach frug man oben nicht, die Arbeit galt wenig, ja der juristisch gebildete Ministerialbeamte schätzte sie gering, obwohl auch er sein ganzes geschultes Hirn hätte zusammennehmen müssen, um sie zu verrichten. Oben galt nur das Betragen, das Decorum — wie bei den Schulbuben.

Er aber, er, der Rat Salinger, der seit zwanzig Jahren dieser Abteilung vorstand, wird diesmal dem Ministerium gegenüber nicht nachgeben; genug Schikanen hat er von ihnen ertragen. Diesmal bleibt er stark, trotzig — und wenn es zu seiner Pensionierung käme. Seinen vollen Gehalt mußten sie ihm ja geben, da er vierzig Dienstjahre hatte; auf die kleine Aktivitätszulage käme es ihm nicht an.

Es dauerte wenige Tage, da erschien derselbe junge Ministerialbeamte in der Abteilung V a und teilte Herrn Rat Salinger mit, so leid es ihm täte, müsse er im Auftrage des Herrn Hofrat ein Protokoll mit ihm und seinen Untergebenen aufnehmen.

Einen Augenblick sah ihn Rat Salinger betroffen an, dann sagte er verächtlich:

„Sie? Ja, kennen Sie denn die Gebarungen und Arbeiten meiner Leute? Verstehen Sie denn unser Ressort?"

Der höfliche junge Jurist fuhr zuerst auf, dann aber sagte er trocken:

„Es handelt sich hier um eine disziplinäre Untersuchung, Herr Rechnungsrat, um eine rein disziplinäre! Von Bierfässeln und Festgelagen verstehe ich denn doch etwas! Hi, hi, hi!“ lächelte er listig. „Ich darf Sie also bitten, mir folgende Fragen zu beantworten?“ Er blätterte in seiner Mappe herum, suchte den Zeitungsartikel vor, an welchem er sich blaue Striche und Zeichen hingemacht hatte. Ad 1, ad 2. — u. s. f. Alles fein säuberlich exzerpiert, und die einzelnen Delikte herauskonstruiert.

„Ich verweigere Ihnen jede Antwort!“ sagte Salinger wütend.

„Ich muß diese Äußerung zu Protokoll nehmen!“ sagte seufzend der junge Beamte. „Darf ich Sie hier um Ihre Unterschrift bitten?“

Rasch entschlossen nimmt Salinger die Feder zur Hand, seine zierliche, verschnörkelte Schrift wächst heute fast ins Riesenhafte, groß setzt er drunter:

„Ich verweigere jede Auskunft und sehe mich durch die gegen mich gerichtete Untersuchung in meiner Ehre gekränkt, sehe den Glauben an mich erschüttert, weswegen ich, fußend auf meine zweiundvierzigjährige Tätigkeit, um meine Pensionierung bitte. Rechnungsrat Salinger.“

„Wenn Sie sie nur erhalten!“ sagte überernst aufseufzend der junge Ministerialbeamte.

„Erhalten, nicht erhalten?! Sie haben wenig Vertrauen an die Ehrlichkeit des Staatshaushaltes und sind doch erst wenige Jahre im Dienst. — Wir vom alten Schrot und Korn — Herr Baron —

haben uns einen anderen Glauben bewahrt!" Er sagte es hochgehobenen Hauptes, murmelte einen gleichgültigen Gruß, ließ die Schlüssel zu dem Schreibtisch vor dem Beamten liegen — und verließ das Bureau, — für immer, für immer! Er dachte es fast freudig, da er aus dem hundertwinkligen grauen Hause schritt.

Oben nahm der Beamte die übrigen Herren vor und freute sich innerlich über Salinger, der die Sache auf diese Weise zum Skandal, zur Sensation gemacht. — Er, er durfte die Untersuchung führen, die um so wichtiger würde, je mehr die Sache anwuchs, — er würde bei der Beförderung sicher vor der Zeit berücksichtigt werden. —

Rat Salinger war in den schwülen Sommertag hinausgetreten. Nun war alles anders, wie er es sich gedacht. Kein schöner, festlicher Abschied, kein Ehrengeschenk von den Untergebenen, kein Abschiedstrunk, an den noch alle hätten zurückdenken müssen. — Still, nein fluchtartig, wie heimlich, ohne Abschied verließ er den alten Bau.

Sang- und klanglos, wie er durch vierzig Jahre sang- und klanglos dahingelebt, dahingearbeitet. Was sollten die Leute auch viel Aufhebens machen, er hatte seinen Gehalt immer richtig bekommen, er würde der Gnade einer Pension teilhaftig werden, einer Gnade, die er sich in Form von monatlichen Abzügen längst erkauft.

Aber der Tag war so schön und heiß, alles hatte heute etwas Festliches, alles kam ihm ganz anders vor, als all die langen Jahre. Er durfte endlich

ruhen, endlich ausruhen. O, er hatte nicht gewartet, bis ſie ihm den Abſchied gaben, bis ihn ein neidiſcher Untergebener von ſeinem Poſten weggedrängt, um ihn ſelbſt einzunehmen. Er ſelbſt hat heute ſeinen Abſchied genommen. —

Wenn dies alles doch nur von einem Untergebenen angezettelt wäre!? dachte er wieder. Von Berger vielleicht?

Toni hatte dieſer Tage ganz beſtimmt behauptet, im Wortlaut des Artikels Ausdrücke Bergers zu erkennen.

Ach was, Weibereinbildung!

Als er zu Hauſe ankam, ging er vorerſt in den Garten — zu ſeinen Blumen. Er kannte ſie ja gar nicht, wie ſie voll und ganz ihre Hälſe zur Sonne erhoben an einem warmen Sommertag. Er war ja nur ſonſt zeitlich früh bei ihnen, da ſie noch gar nicht die Kelche öffneten, oder abends, da ſie dieſelben ſchon ſcheu ſchloſſen.

Heute ſah er ſie nun in der Mittagsſtunde, in der Mittagspracht. Das lenkte ihn ab, das beruhigte ihn.

In der Laube fand er Toni mit einer Handarbeit ſitzen. Sie war in der letzten Zeit wieder beſſerer Laune, ihre Wangen wurden röter.

‚Es war doch gut,‘ dachte er, ‚daß er mit dieſem Berger Schluß gemacht hatte. Ja, es war gut!‘

War's wirklich gut? — Unwillkürlich mußte er wieder daran denken. Hatte dieſer Menſch ſich nicht doch auf dieſe Weiſe gerächt!? —

Er ging raſch den Wortlaut, den Zuſammenhang des Artikels durch, die Zeit des Erſcheinens — und plötzlich ſtand er ſtill. Ja, Berger war es, dieſer ſchuftige Berger, dem er ſo manches im Bureau durch die Finger geſehen, dem er ob ſeiner Gereiztheit manches nicht ſo angerechnet, wie er hätte ſollen. Seine Toni war doch ein vernünftiges Mädchen, daß ſie dieſes Schuftes Hand ausgeſchlagen. Lieber penſionierter Rechnungsrat als der Schwiegervater dieſes Kerls! —

Aber die Strafe wird ihn ereilen. Das iſt ſicher. Es gibt noch eine Gerechtigkeit. Ganz von dieſen Gefühlen durchdrungen, trat er zu Toni in die Laube.

„Na, Vater, ſo früh ſchon aus dem Bureau?“

„Ich werd' jetzt oft früher noch im Garten ſein,“ ſagte er gleichgültig, und dann ſetzte er anſcheinend ruhig bei, während ſeine Stimme zitterte: „Ich geh' jetzt in Penſion!“

Toni ſchien ſeine Aufregung nicht merken zu wollen. „Haſt recht, Vater, gönn' dir endlich Ruhe! Du brauchſt es ja!“ Sie ſtreichelte ſeine grauen Haare.

Eine Weile ſaßen ſie zuſammen in der Laube und ſprachen nichts; Toni hütete ſich, ihn nach der eigentlichen Urſache zu fragen; ſie ahnte, daß es der Zeitungsartikel ſei, deſſen Autor Berger ſein müſſe. Liebl hatte ihr jüngſt ihren Verdacht beſtätigt.

„Bring mir einen Wein!“ ſagte er dann. „Ich bin in Ehren alt geworden, ich will's für mich feiern, daß ich endlich meine Ruhe habe!“

Während Toni ins Haus geeilt war, um das Gewünſchte zu holen, hatte ſich Salinger erhoben und

war wieder zwiſchen ſeine Blumen getreten. Aber ſein Blick drängte weiter hinaus. Er ſah die mächtigen Neubauten rechts und links ſeinen Garten einfaſſen, er ſah die neue Zeit gegen ſein Häuschen Sturm laufen, die neue Zeit, die auch ihn zu Fall gebracht, die Zeit der Hinterliſt, in der ſich Untergebene gegen Vorgeſetzte auflehnen, in der nur der Schein, das Äußerliche mehr gilt, nicht die Arbeit.

Was hatte er denn noch in ihr zu ſuchen? Verſtecken, zurückziehen wollte und ſollte er ſich, wie hier ſein Häuschen, — mitten im Grün, mitten unter Blumen.

Die anderen konnten ſich Zinspaläſte bauen, er blieb in ſeinem Häuschen, er blieb im ſtillen Winkel; ſo war er gefeit. Es kommt noch die Zeit, da ſie ſich nach ſolch einem Landhaus, ſolch einem Garten zurückſehnen.

Toni erſchien mit der Weinflaſche. Ja, jetzt war es aus mit dem Kompromiß zwiſchen alt und jung, jetzt gehörte er wirklich ganz dem Alten.

Er nahm ein Glas. „Schenk' ein," ſagte er.

Stumm ſtieß er mit Toni an. Die Rührung, der Schmerz hatte ihm die Rede verſchlagen. Stumm trank er, wie bei einem Leichenſchmaus.

Der Wein brannte und kratzte ihn in der Kehle, aber er überwand ſich und trank ihn hinunter. Er war nun einmal auch ſo ein Altwiener, der aus allem Feſte machte, aus den traurigen, aus den heiteren Begebenheiten, und ſich gerne ſelbſt ehrte, wenn ihn gerade kein anderer ehrte.

„Siehſt, Toni, jetzt bleiben wir zwei zuſammen,

wie zwei Kanarienvögel in ihrem goldigen Käfig; aber die Vögerln wollen's nicht anders, die sind froh, daß sie sicher geborgen sind!"

„Gewiß, Vater," sagte Toni gehorsam. Und doch war in ihr etwas, das sie antrieb, die Flügel zu heben, das sie aus diesem engen Käfig ins Grün hinausdrängte. Aber sie schwieg. Wie konnte es der Vater verstehen? Wie konnte er es billigen?

Am Nachmittag kam Prälat Hauensteiner auf Besuch, und lange wandelten die beiden durch die Beete des Gartens.

Allen Groll, den Salinger vormittags zurückgedrängt hatte, ließ er vor dem Altersgenossen aus.

‚Ka' Treu' und Glauben ist mehr in der Welt! Der Bruder verrät den Bruder, der Freund den Freund! Drum wolle er nicht mitmachen, drum gehe er in Pension. Sie sollen nur allein so fort arbeiten, dann werden sie sehen, wohin das führt. Selbst die Liebe wär' vom Erdboden verschwunden, die reine, aufopferungsfähige Liebe!'

Da lächelte Prälat Hauensteiner schlau: „Glaubst, Salinger? Frag' deine Toni, ob's das alles nimmer gibt! — Laß die kleinen Menschen sein, wie sie sind, lach' darüber! Je schlechter sie sind und handeln, desto ärmer müssen sie innerlich sein. Eine Fliege hat dich gestochen, mußt du denken, und mußt dem Stich keine Beachtung schenken. Erst wenn du dich darüber grämst, erst wenn du die Wunde immer wieder aufreißt, dann wird sie schlimm!"

„Es gibt aber auch giftige Fliegen!"

„Nein, Salinger, die Fliegen, deren Stich giftig ist, die haben sich das Gift bei einem anderen Menschen geholt!“

Das war wieder Prälat Hauensteiners milde, philosophische Lebensauffassung, an der ihn jeder erkennen mußte.

Freilich, Salinger war unversöhnlicher, bei ihm griff alles tiefer.

Er konnte nur poltern, nicht lächeln.

Toni war fortgegangen, um eine Freundin zu besuchen. Hauensteiner hatte sich ebenfalls empfohlen.

So blieb Rat Salinger allein in seinem Garten. Als es dunkler wurde, fühlte er sich selbst heute dort nicht wohl. Er war im Herzen zu tief getroffen, — niemand war bei ihm, selbst die Toni nicht.

Er nahm Hut und Rock, er wollte ein bißchen in der Umgebung bummeln, zwischen die Neubauten hinaus zur Donau gehen.

Seine Verbitterung ließ ihn unwillkürlich weiter gehen, er kam zur Brücke, er ging der Allee entlang den Praterauen zu.

Wie überlaut die Menschen heute sind, wie viele Liebespaare da herum laufen. — Das war doch früher alles nicht, dachte er. Da laufen die halbwüchsigen Buben mit den halbwüchsigen Mädeln herum, und die Eltern dulden das, beaufsichtigen sie wenigstens nicht genügend.

Drin im Dunkel auf einer Bank unter einem mächtigen Baum nimmt er Platz; hier fühlt er sich

wohl, hier im Dunkeln, indes im Scheine der Laternen vorne Paare wandeln.

Lange ſchaut er in Gedanken verſunken vor ſich hin. Um Jahre zurück, durch Jahrzehnte hervor. Der heutige Tag iſt ein Endſtein in einer langen, namenlos langen Reihe von Werktagen.

Er ſtarrt vor ſich hin, — ohne ſich deſſen bewußt zu ſein, die Menſchen muſternd.

Da iſt er auch vor Jahrzehnten mit ſeiner Braut gegangen! Arm in Arm! Hoffnungsfreudig! —

Er blickt vor ſich. — Auf einmal fährt er ſich über die Augen, er ſieht doch nicht falſch, — nein, er muß falſch ſehen. Da geht Toni mit Dr. Kaſtner — ganz langſam, Arm in Arm!

Wie iſt das möglich, ſie hatte ihm doch verſprochen, nicht mehr mit dieſem zu gehen? — Hintergeht auch ſie ihn, ſie, ſein Kind, das er über alles liebt, verrät auch ſie ihn?! —

Starr vor Schrecken bleibt er ſitzen.

Sie kommen näher.

Er hört ihre Stimme, es klingt ihm ins Ohr, wie Gemurmel, und doch deutlich.

„Der arme Vater iſt troſtlos wegen des Artikels, er geht in Penſion!“ Toni erzählt es erregt dem Dr. Kaſtner. „Nur deswegen hab' ich dich abgelauert, um dich um Rat zu fragen, — ich bin überzeugt, daß Berger der Urheber iſt.“

Mehr verſteht er nicht. — Erſchöpft bleibt er im Dunkeln ſitzen, während das Paar längſt vorüber iſt.

Er verſteht ſie nicht mehr, er verſteht die ganze Zeit nicht mehr!

Um mit dem ehemaligen Bräutigam über ihn zu reden, um ihr wundes Herz auszuſchütten, flüchtet ſie zu Kaſtner, — ja, iſt er nicht ihr Vater, kann er ſie nicht tröſten, kann ſie ihn nicht tröſten!? — Zu Fremden geht ſein eigen Fleiſch und Blut! —

Langſam, zitternd erhebt er ſich, auf den Stock geſtützt wankt er heim, immerfort das Haupt ſchüttelnd.

Er verſteht die neue Zeit nimmer, er verſteht ſein Töchterl nimmer, er iſt ein alter Mann geworden, ja, ein alter Mann.

Soll er ſie zur Rede ſtellen, wenn ſie nach Hauſe kommt, ſoll er den Stock gegen ſie erheben? — Seine Hand zittert ja, ſein Herz iſt ſchwach. —

Was ſoll das auch alles nützen.

Er verſteht die Welt um ſich nicht mehr, — — ja, ja, es wird wohl ſchon ſo ſein — er iſt ein alter Mann!

Schwül weht der Abendwind vom Prater herüber. Rat Salinger aber ſtellt ſeinen Kragen auf, — ihn fröſtelt.

IX.

Die Unterſuchung im Amte hatte eine Zeit alle Gemüter erregt, war ſelbſt von den Bekannten beſprochen worden, und aller Groll hatte ſich über Berger zuſammengezogen, der auch dem Protokollführer Angaben gemacht hatte, die ſeinen Artikel nur verſchärften. In die Enge getrieben, hatte er ſich ſchließlich als den Autor bekannt, und nach langem Hin und Her endeten die Verhandlungen damit, daß auch Offizial Berger in Penſion gehen mußte. Er ſelbſt hatte, da er ſich in eine Verſetzung nicht fügen wollte, darauf gedrungen. So hatte er eine ſichere kleine Penſion, konnte mehr Nachhilfeſtunden geben und noch als Journaliſt ſich ſein Brot verdienen.

Nach und nach war die ganze Unterſuchung, nachdem ſie zwei Opfer gefordert, im Sande verlaufen. Zwar wollte man zuerſt die ſämtlichen Beamten der Abteilung Va verſetzen und neue Beamte zu derſelben Arbeit heranziehen; aber dadurch wäre das Reſſort, das langjährige Praxis erforderte, geſchädigt worden. So ließ man ſchließlich alle wieder beiſammen, überzeugt, daß ihre Sitten und Unſitten

ihnen und ihrer Arbeit wenig ſchaden würden. Hätte man teilweiſe neue Kräfte herangezogen, der Geiſt der Abteilung hätte ſie wieder zu echten, rechten Schlemmern und Säufern gemacht.

An Stelle Rat Salingers wurde Dr. Wenk zum Vorſtand ernannt, jener Doktor Wenk, der ſelbſt Jahre und Jahre auf der Abteilung geweſen, dann nachträglich ſeine juriſtiſchen Examina gemacht hatte und ſchließlich ins Miniſterium ſelbſt als Konzeptsbeamter kam, wo er trotz ſeines Fleißes ſich nicht recht beliebt machen konnte, wo ſein Bierkrügel am Schreibtiſch allgemeines Entſetzen erregte.

Darum ſah der Perſonalreferent es ſchließlich als eine ideale Löſung an, als Dr. Wenk wieder zur Abteilung V a zurückkehrte, deren Arbeit er kannte, deren Sitten er teilte. So hatte die Abteilung V a einen Konzeptsbeamten als Chef — wohl der Beginn zu einem Umſchwung —, und man war Dr. Wenk los, trotzdem ſeine Fähigkeiten für ſich ausnützend.

Die Beamten von V a hielten ſich die Bäuche vor Lachen, da ſie hörten, wer ihr neuer Chef werden würde. Freilich, manche meinten, er hätte ſich in all den Jahren geändert, und trauten dem Frieden nicht.

Und richtig, eines ſchönen Vormittags erſchien der Herr Hofrat ſelbſt mit Dr. Wenk, um den neuen Chef mit Würde und Nachdruck einzuführen.

Dr. Wenk war noch ſtärker geworden wie früher, ſein ſchwammiges Geſicht war noch aufgedunſener; aber die Uniform ſchien heute ſeine Körperfülle zu-

ſammenzuhalten, der Degen ihn militäriſch ſtrammer zu machen. Der mächtige Hornzwicker baumelte nervös auf ſeiner Naſe, da ihm jeder einzelne Beamte vorgeſtellt wurde.

„Wir kennen uns ſchon," ſagte er zu dieſem und jenem mit Würde.

Nach einigen ſtrengen, aber gnädigen Worten des Hofrats, der ſich der trügeriſchen Hoffnung hingab, daß nun auch ein neuer Geiſt in die Abteilung V a einziehen würde, nahm Dr. Wenk das Wort.

Sein tiefer Baß klang ein bißchen aſthmatiſch, aber höchſt würdevoll und bieder. Er ſprach von der Arbeit, die wir dem Staate zu leiſten haben, von der Gewiſſenhaftigkeit, vom Appell, von weiß Gott was, und als der Hofrat nach dieſen Worten verſchwunden war, dröhnte auch ſchon Dr. Wenks Stimme durch das Zimmer:

„Wanjek, Amtsdiener, alter Gauner, bringe mir ein Goulaſch und zwei Krügeln Bier, — die Sache hat mich angeſtrengt."

„Ein Goulaſch — zwei Krügel Bier!" — Es wurde zum Feldgeſchrei, und Wanjek ſchleppte heute für die anderen Beamten ſo viel Frühſtück und Bier ins Amt, wie ſchon lange nicht. —

So war wieder bald alles im alten Geleiſe, und Liebl und wer ſonſt Luſt hatte, hatte wieder genügend Zeit zur Politik.

Es war gut ſo, denn Dr. Kaſtner brauchte den treuergebenen Liebl jetzt mehr wie je. Die Beteiligung an den Verſammlungen wurde immer ſtärker; längſt

hatten ſich die Kleingewerbetreibenden der Nachbarbezirke angeſchloſſen, und endlich mußte er auch daran gehen, ihnen ſtatt Verſprechungen Tatſachen zu bieten. Nun waren neue Gemeindewahlen ausgeſchrieben, und es lag daran, alles aufzubieten; denn wollte er mit ſeinen Ideen durchdringen, ſo war dort der richtige Ort, um zu beginnen. Im Reichsrat hielten ja die Sprachſtreitigkeiten alle Gemüter gefangen, und um den Landtag kümmerte ſich der Wiener weniger. Die Gemeinde war ſein Feld, eine neue Straßenlaterne wirkt oft Wunder, eine neue Trambahnlinie erſt recht!

Daher war Dr. Kaſtner fieberhaft tätig. Alle Abende fand man ihn in einer anderen Verſammlung; hielt er nicht ſelber welche ab, ſo trat er als Diskuſſionsredner in den Verſammlungen der Gegner auf.

Viele kamen aus Neugierde, um den neuen Volksmann zu hören. Seine friſche, heitere Art, ſein derber Witz fanden viele Liebhaber, und wenn er gar gegen beſtehende Größen, gegen Bürgermeiſter, Gemeinderatsmitglieder loszog, ſo freuten ſich alle, Freund und Feind.

Es war ein heißer, erbitterter Kampf. Speziell die Sozialdemokraten ſchenkten der neuen Partei Beachtung, die übrigen lächelten mehr über ſie. Aber je ſtärker man den Gegner einſchätzte, deſto beſſer war es für ihn, und ſo fanden ſich viele, die von den Sozialdemokraten, deren Ideen ihnen und ihrem kleinen Beſitz doch wenig ſympathiſch waren, zu der neuen Partei umſattelten.

Kurz, es war nach hartem Kampfe möglich,

Dr. Kaſtner in den Gemeinderat zu bringen. „Ein Wilder," nannten ihn die einen, „ein Mittelſtändler" die anderen Blätter.

Man lächelte, machte Witze, nannte ihn den Greißlervertreter! Aber Tatſache war, daß er doch Sitz und Stimme erhalten hatte. Ein Schritt vorwärts zur Höhe.

Im Stammquartier wurde das natürlich gehörig gefeiert. Maderl wollte ihn im blumengeſchmückten Fiaker heimführen; aber Dr. Kaſtner bat ſich aus, zu Fuß nach Hauſe gehen zu dürfen.

Er war heute wirklich müde geworden, der Sieg war kein leichter geweſen.

Und wie er ſo dahinſchritt, fühlte er, wie die Ermüdung und Abſpannung der letzten Wochen herauskam. Nun hatte er glücklich nach hartem Kampf, nach vieler Mühe, nach vielen Konzeſſionen das erreicht, dachte er, was jeder Kramer, jeder Fuhrwerksbeſitzer, jeder Kohlenhändler meiſt mühelos erreichen konnte.

Er, der Juriſt, er, der Streber, er, der Nimmermüde, er, der überehrgeizigen Mutter einziger, ehrgeiziger Sohn — war Gemeindebevollmächtigter, Mitglied des Gemeinderats.

Er lachte höhniſch auf; war das ein Ruhm! Und ob dieſes Ruhmes hatte er ſeiner Mutter heilig verſprechen müſſen, nicht zu heiraten, die Frauen zu meiden, ſich von ſeinen Zielen nicht abbringen zu laſſen und weiß Gott was.

Plötzlich kam es ihm vor, als ſei er durch über-

eifrige Freunde in ein ganz falſches Geleiſe geſchleudert worden, in ein Geleiſe, deſſen Endſtation nicht allzu weit ſei.

Freilich, für den Anfang war's ja gut, aber was würde das Ende ſein?!

Wie er ſo langſam durch die Nacht ſchritt und eigentlich mit ſeinen Erfolgen unzufrieden war, mußte er an die arme Toni denken.

War es ihrer und ſeiner würdig, ſich hie und da wie ſcheue, dumme, kindiſche Liebespaare zu treffen, ſchnell einen verſtohlenen Kuß auszutauſchen und ſich dann wieder zu trennen?

Durfte er dieſes Mädchen wie eine Geliebte behandeln, durfte er ihre Liebe zu ihm in ſolcher Weiſe ausnützen?

Freilich, ſie kam freiwillig, aber was hieß freiwillig, wenn man unter dem Banne der Liebe ſteht.

Er wußte, ſie liebte ihn, ſie verzehrte ſich vor Liebe nach ihm, — aber dennoch hatte er kein Recht, nachdem er von einer Heirat zurückgeſtanden, ſie noch weiter als Geliebte zu behandeln.

Feig und ſchlecht war es. Er dachte, was ſeine Mutter dazu ſagen würde, wenn ſie es hörte. Und die Schamröte ſtieg ihm zu Kopf.

Die Jugend eines Mädels auf dieſe Weiſe zerſtören, das war ſchlecht, denn wo ſein Kuß brannte, da konnte keine andere neue Liebe erſtehen!

Er quälte ſie nur, er hielt ſie nur hin, er zog falſche Gedanken in ihr groß. Denn er wußte, heiraten

würde er dies Mädel nie, dazu hatte er die Sache ſchon zu ſehr überwunden.

Was wollte er noch?

Wenn's ihm um einen Kuß nur wär'?! Es gab Mädchen genug, die ſich von ihm gern küſſen laſſen würden. —

Und wieder, wie ſchon ſo oft, reifte durch dieſe Erwägung der Gedanke, der feſte Entſchluß in ihm, dem Mädchen klaren Wein einzuſchenken, ſie nicht hinzuhalten, ganz mit ihr zu brechen.

Sie würde keine Träne darob weinen können, ſie wußte ja, wie die Sache läge, ſie war ſo vernünftig, wie er es von ihr ſchon oft verlangt.

Sie würde auch diesmal, das letztemal, „vernünftig" ſein!

Nur allem, was man im Leben tat, einen inneren Zweck geben! Nur nicht immer als echter Wiener tändeln, nicht immer lavieren wollen! —

Aus jedem Blick, aus jeder Bewegung ſeiner Mutter hatte er in der letzten Zeit herausgefühlt, daß ſie mit ihm unzufrieden war. Sollte ſie etwas wiſſen? Nein. Denn ſonſt hätte ſie ihn längſt zur Rede geſtellt. Aber es war klar, das ſcharfe Mutterauge erkannte ſofort, daß er innerlich unruhig, daß er fahrig, daß er mit ſich ſelbſt unzufrieden war.

Frau Kaſtner kannte ihren Sohn genau; das Räuſchchen, das er in jener Nacht gebracht, hatte ſie ihm nicht verziehen. Darum hatte ihr Blick etwas Hartes, Strafendes. Und ſie wußte, wie ſie Franz gezogen hatte, würde dies nicht ohne Wirkung auf ihn bleiben.

Denn — Gottlob, sie hatte Macht über ihren Sohn, wirkliche Macht, ihr Blick zwang ihn, ihr Wort war ihm Befehl, ihre Mißbilligung kränkte ihn. Sie hatte ihm nicht nur einmal das Leben geschenkt, nein hundertmal hatte er es von ihr erhalten.

„Die eiserne Frau," so hatte sie Toni einmal genannt. Ja, eine eiserne, starke, unbeugsame zielbewußte Frau, das war sie; dabei war sie kein Weib, das männliche Allüren hatte, nein, sie war frauenhaft, matronenhaft in ihrer Art, sie hatte viel Herz und Gemüt, sie hatte viel Liebe, aber sie zwang alles zurück, sie beherrschte sich.

Auch jetzt, da ihr Haar immer grauer geworden war, stand sie dem großen Kaufladen ganz allein vor. Freilich, oft bedrückte sie der Gedanke, was mit dem lieben, alten Laden sein würde, wenn sie stürbe. Denn daß Franz absolut kein Talent zur Führung eines solchen Geschäftes hatte, war klar; daß er übrigens auch nicht seine Juristerei und alles an den Nagel hängen konnte, um Kaufmann zu werden, verstand sich von selbst.

Sollte ihr Laden, für den sie gelebt, in dem sie gelebt, aus dem sie gelebt, plötzlich in andere Hände übergehen? — Mit dem Gedanken konnte sie sich nicht vertraut machen.

Wenn sie eine Tochter gehabt hätte, sie hätte sie kaufmännisch herangezogen und hätte ihr einst den Laden übergeben. — Wenn sie sich um irgendwen umsehen würde, der ihr eine Tochter ersetzte. Irgendwen, Toni vielleicht? Und sie dann im Laufe der

Jahre so hart und fest und eisern machen könnte, daß sie einst, wenn sie stürbe, ihre Stelle bei Franz einnehme. —

Allein, ganz allein war Frau Kastner ihr ganzes Leben gewesen, allein, da ihr junger Mann mit seinen Freunden im Gasthaus trank, allein, da sie alle Arbeiten fürs Geschäft verrichtete, allein, da ihr Franz jahrelang in der Fremde gewesen, allein, da ihr Franz jetzt seit Jahren zu Hause war.

Zu Hause? Ja, wann war er denn zu Hause, wann teilte er denn eine Stunde mit ihr? Und wenn er es wirklich tat, dann fühlte sie, wie er, der große Mann, den Zwang des Elternhauses, der Mutter drückend empfand.

Sie war ja das Alleinsein so gewohnt; freilich, die Abende wurden oft lang, wenn sie noch ihren Franz erwartete, — aber sie nützte sie zur Arbeit aus. Sie hätte sich ja Freundinnen anschaffen können, alte, geschwätzige Frauen, die ihr von allen möglichen Dingen und Menschen erzählten, die ihr gleichgültig waren, — aber zu was? Sie liebte Altersgenossinnen nicht, die hatten alle jene Frische des Geistes, jene Sicherheit des Urteils nicht mehr, und hätten sie nicht verstanden.

So blieb sie weiter allein, allein in Gedanken an der Zukunft ihres Sohnes webend, den sie längst anderen geopfert und der ihr doch immer bleiben würde, so lange er den Weg ging, den sie ihn gewiesen. — — — —

Im kleinen Hause des Rechnungsrates Salinger in Erdberg ging es gar still und traurig zu. Seit er

wenige Tage nach der Szene sein Pensionsdekret bekommen, seitdem er seine Toni im Abenddunkel am Arm Dr. Kastners wandelnd sah, hatte er den Glauben an die Menschen verloren, war er ganz still geworden und lebte nur seinen Blumen.

Er hatte nicht einmal seine Tochter zur Rede gestellt, er wußte, er hatte ja keine Gewalt über sie; sie sollte nur gehen, mit wem sie wollte, hatte er im ersten Groll gedacht. Aber dann hatte er bemerkt, daß sie fast nie mehr das Haus verließ, und hatte sich zufrieden gegeben. Das arme Mädel trug eben auch an einem schweren Kummer, konnte vielleicht auch nicht mehr an die Menschen glauben.

Aber Toni glaubte noch an sie, wenigstens an den einen, einzigen; er war ihr gut, er war stark; was er wollte, war ihr Schicksal. Wenn er sie einmal geküßt, so war das ein Glück, so heilig, daß sie es sich nicht nochmals wünschen wollte.

Sie waren kein Liebespaar, nein, sie waren zwei Leute, die eines hohen Zweckes wegen aufeinander verzichten.

Und wenn sie sich dann und wann in einem Kuß fanden, so war das nur eine Besieglung ihres Verzichtes. Sie hatte sich ihm, seinen Zielen geweiht. Ihr Leben hatte nur Zweck, weil sie sein Steigen verfolgen, weil sie an seine Mission glauben durfte. Ihr Leben hatte nur Zweck, indem sie ihre Blicke wunschlos auf ihn richtete, immer höher.

So hatte nach und nach in ihr eine Art ent-

sagender Liebe und freudigen Entsagens Platz gegriffen, das sie ganz beherschte.

Der Mann, den sie früher so weit geachtet, daß sie ihn noch recht herzlich gerne haben konnte, war zum Ideal, ja zur Idealgestalt geworden, — ihre Liebe hatte sich in Bewunderung, in Anbetung umgesetzt.

Ihre müßige Zeit verbrachte sie mit der Lektüre seiner Reden, mit der Lektüre einschlägiger Bücher. —

Langsam ging dabei Rat Salinger zwischen seinen Beeten auf und ab und setzte Stöcklinge und Setzlinge für das nächste Frühjahr.

Freilich, so lange wie heuer hatte er dazu nie gebraucht, denn das Blut schoß ihm so leicht in den Kopf, wenn er sich bückte, und immer wieder quälten ihn während der Beschäftigung die dummen Gedanken an das Leid, das er erfahren. — Er kämpfte wohl gegen sie an, aber immer wieder siegten sie über ihn, und oft stand er plötzlich, ohne daß er es merkte, tief in Gedanken versunken da und lachte und hatte einen roten, blutroten Kopf.

Der Arzt und Prälat Hauensteiner rieten ihm Zerstreuung an; die hätte er ja bei seinen Blumen, meinte er. Man wollte ihn zu einer kleinen Reise überreden, aber auch dafür war er nicht zu haben.

„Ich will daheim sterben!" sagte er. Oft, oft wiederholte er derlei Aussprüche, die immer mit seinem baldigen Tode, den er nahen fühlte, in Zusammenhang standen.

Freunde und Bekannte suchten ihm das auszu-

reden. Aber er meinte, er fühle, etwas da drin ſei geriſſen, und darum ſchieße ihm auch das Blut ſo in den Kopf.

Er machte ſich auch in letzter Zeit viel Sorge um ſeine Tochter Toni. Was würde mit der ſein, wenn er ſtürbe? Er ſprach mit Prälat Hauenſteiner darüber; aber dieſer tröſtete ihn, er ſollte ſich keine Sorgen machen; wenn er ihn wirklich überleben würde, dann würde er ihm gerne dieſe Sorge abnehmen. —

Kaſtner hatte an Toni geſchrieben, um ihr endlich reinen Wein einzuſchenken, ſie ſollte abends um 7 Uhr an die Brücke kommen.

Es war ein kalter, unfreundlicher Herbſtabend, ſchon dunkel bereits, die Donau trug ſtinkigen Nebel mit ſich, — lange wartete Dr. Kaſtner. Er ärgerte ſich ſchon, daß Toni nicht kam. Sollte ſie ihren Sinn geändert haben, ſollte ſie ſeinen Plan ahnen, ſelbſt ſo denken wie er? War die Liebe in ihr erloſchen?

Ungeduldig ſtapfte er auf und ab. — Zwei, dreimal war er am Sprunge, zu gehen. — Dann kehrte er wieder um. Endlich, als er eine Stunde vergebens gewartet hatte, machte er ſich langſam auf den Weg; eine innere Unruhe hatte ſich ſeiner bemächtigt, er wollte ihr den Weg entgegengehen. Vielleicht kam ſie doch noch. Die Gaſſen der Vorſtadt begannen ſchon leer zu werden. Langſam, jeden Paſſanten muſternd, ſchritt er dahin.

Da ſah er auf einmal ſeine Mutter mit einem warmen Tuch über den Kopf raſch dahin eilen.

„Mutter, was iſt's denn?“ rief er ihr nach.

Sie wartete kaum, bis er ihr nachkam.

„Ja, wohin denn? Was iſt's denn?"

„Kommſt mit!" ſagte mit ruhiger, feſter Stimme Frau Kaſtner. „Den alten Salinger hat der Schlag getroffen, ich ſoll zu ihm, Prälat Hauenſteiner hat zu mir geſchickt!"

„Der Schlag getroffen, den alten Salinger!" wiederholte Dr. Kaſtner entſetzt zurückfahrend. „Ja, wann denn?!" Dann eilte er an ihrer Seite dahin, die alte Frau kam ihm kaum nach.

Da ſie am Tor des Salingerſchen Hauſes ſtanden, ſagt ſie, immer die Faſſung behaltend: „Und du, Franz, mach' keine Dummheiten. Laß dich vom Mitleid für die Toni nicht zu einem Schritt hinreißen, der dich ſpäter reuet, den ich dich nicht machen ließe. — Für das Madel wird geſorgt, — und wenn ich's zu mir nehmen müßt'. Aber du laß die Hand davon!"

Ohne ein Wort zu antworten, trat er mit ihr ein. Er bewunderte dieſe alte hagere Frau, die ſich immer beherrſchen konnte, die die Herrſchaft über ihren Verſtand nie verlor, wenn es auch in ihrem Gemüt tobte.

Die alte Magd öffnete weinend. „Eben iſt der Herr Rat hinübergeſchlummert, eben, der Herr Prälat hat ihm die Augen zugedrückt."

Sie traten ein. Der junge Arzt ſtand im Vorzimmer und ließ ſich von Hauenſteiner in ſeinen Pelz hineinhelfen. Er grüßte ſtumm und ging.

Hauenſteiner nickte Dr. Kaſtner zu, nahm Frau Kaſtner zur Seite und ſagte: „Ich hab' Sie rufen

laſſen, weil ich vom Verſtorbenen weiß, daß er auf Sie große Stücke gehalten hat; Sie müſſen ſich, bis Frau Liebl kommt, der Toni annehmen!"

„Das will ich gerne!"

Raſch entſchloſſen trat Frau Kaſtner ins Nebengemach; ſchüchtern, faſt ängſtlich folgte ihr Sohn.

Einige Augenblicke ſtanden beide ſelbſt tief ergriffen an der Leiche des alten Salinger. Am Bettesrand kauerte Toni in Tränen aufgelöſt und hatte die beiden nicht bemerkt.

Aber als ihr Schmerz ruhig war, da allmählich etwas wie Beſinnung ſich ihrer bemächtigte, wandte ſie den tränenfeuchten Blick und erkannte Dr. Kaſtner und ſeine Mutter.

In jedem anderen Zuſammenhang wäre die Toni ſcheu vor der alten, ſtrengen Frau zurückgewichen, — aber der Tod des Vaters, der Schmerz hatte ihre Gefühle wilder gemacht, unbändiger.

Mit einem Aufſchrei: „Franz, Franz, mei armer Vater!" ſtürzte ſie an Dr. Kaſtners Bruſt.

Und er ſelbſt, von Mitleid und Rührung ergriffen, ſchlang langſam, wie ſchützend und begütigend, die Arme um ſie.

Mit Tränen in den Augen ſah es die alte Kaſtnerin; ihres Verſprechens eingedenk, löſte ſie ſanft Tonis Arme von ihres Sohnes Schultern.

„Daher, daher, Toni, ich will dir a Mutter ſein!" ſagte ſie unter Tränen. „Eine Mutter, wie ich's dir verſprochen hab'. Komm, komm!"

Und ſie nahm den erſchlafften Körper Tonis in

ihre zarten, hageren Arme, schier um Kopfeslänge überragte er sie, — aber scheu, willig legte sie ihr Haupt auf die gebeugten Schultern der alten Frau.

„Franz, der Vater, der arme Vater!“ rief sie noch in ihrer Qual, — aber ruhiger schon, willenloser.

„Wir wollen ihn jetzt ruhen lassen, Toni; komm, komm ins Nebenzimmer und wein' dich aus. Hast immer auf die alte Kastnerin geschimpft, aber sie mag dich doch, gelt? — Und du mußt sie auch ein bisserl lieb haben, denn sie weiß, was Schmerz ist, ja Schmerz! Was weiß denn ein junger Mann, wie der Franz, davon, den lassen wir heut', der kann nichts helfen, — a alte arme Frau, Tonerl, mit einem alten armen Herzen, an dem du dein Herzerl ausschütten kannst, die brauchst!“

So redend, führte die Kastnerin die Toni ins Nebenzimmer, sie allmählich beschwichtigend.

„Jetzt haben wir an alles Mögliche zu denken, daß dem Vater auch alle Ehren zuteil werden, die ihm im Tode gebühren; und bis er draußen im Friedhof neben deiner Mutter ruht; dann wollen wir ihm von seinen Lieblingsblumen welche aufs Grab setzen, und wenn's dir zu einsam ist hier, dann kommst zu mir, der's auch oft einsam ist; ja, ja ich brauch' schon eine junge Hilfe, du hilfst mir's Geschäft führen und auf den Franz aufpassen, gelt?!“

So sprach sie begütigend, und die arme Toni nickte, hier und da aufschluchzend, wie in einem traumhaften Zustand dazu.

Aber der alten Kastnerin wurde auf einmal so

wohl ums Herz; ihr war es, als wenn da drinnen irgend etwas auftauen, weich werden, ſich löſen würde; ihr war es, als wenn ſie jetzt etwas gefunden hätte, was ihr gefehlt, etwas, was ſie tröſten, was ſie zerſtreuen, was ſie aufrichten ſollte in ihren alten Tagen.

„Hab' mir immer ein Töchterl gewünſcht, ſo wie dich, Toni, mit der man über alles reden, die man im Geſchäft zu allem brauchen kann. So ein Bub, wie der Franz, ſo ein garſtiger Bub, der gehört einem ja nimmer, ſobald er zur Schule geht, immer fort, immer zwiſchen anderen Leuten, immer gehört er anderen, immer denkt er anders!"

Ja, jetzt, da ſich ein zarter Mädchenkörper an ſie ſchmiegte in Schmerz und ſcheuer Achtung, da ward ihr erſt klar, daß ihr Sohn ihr fremd geworden die Jahre her, ſo furchtbar fremd. —

Man zündete die Lampe an, die Kaſtnerin ging in die Küche und ließ einen Tee machen.

Ohne Gruß, ſcheu, ſchuldbewußt war Dr. Kaſtner längſt aus dem Hauſe geſchlichen.

Prälat Hauenſteiner wollte die erſte Nacht bei ſeinem alten, toten Freunde wachen; die Kaſtnerin führte die ſchmerzgebeugte Toni in ihr Mädchenzimmer; ſie hatte ſich vorerſt geſträubt und wollte auch beim Vater wachen. Aber da hatte die alte Frau ſie ſanft gezwungen, ſchlafen zu gehen.

„Ich bleib' bei dir, komm, ich wach' bei dir!" ſagte die Kaſtnerin. Sie beugte ſich über die Troſtloſe, löſte ihr ſelbſt die Schuhe. „Gelt, dir geht's gut heute?!"

Sie zog ihr die Decke über den geſchmeidigen Körper, ſie hielt ihre Rechte lange, wie beſänftigend, über ihren heißen Kopf, auf ihre ſchwarzen Flechten.

Ruhig und ruhiger wird's in Tonis Herz; ein heißes Gefühl der Dankbarkeit, der Anhänglichkeit, der Liebe ſteigt in ihr auf; ſie nimmt die knochige, alte Hand der Kaſtnerin, ſie küßt ſie ab, ſie legt ſie unter ihre Wangen und fährt ſtreichelnd darüber.

„Mutter, Mutter!" liſpelt ſie.

Und allmählich verwirren ſich bei ihr die Begriffe, ſie ſchlummert ein, ſie träumt von ihrer eigenen Mutter, bald ſitzt wieder Franz an ihrem Bette, — bei Morgengrauen erwacht ſie — und ſchaut ins fahle Geſicht der Kaſtnerin, die auf einem harten Stuhl neben ihrem Bette eingeſchlafen iſt.

Und da fühlt die Toni, die nie ſo recht eine Mutter gekannt, daß ſich zwei Frauen, weſſ' Alter immer, weſſ' Weſen immer, in Schmerz und Trauer weit beſſer verſtehen, als der geliebteſte Mann das angebetetſte Weib.

— — — — — — — — — — — — — — —

Als Rat Salinger auf der Totenbahre lag, zeigte ſich erſt, wie beliebt er bei ſeinen Bekannten war. Von allen Seiten kamen Zuſchriften, viele ſandten Kränze, und wer irgendwie konnte, der machte ſeinen Kondolenzbeſuch.

Die ganze Abteilung V a, an der Spitze Dr. Wenk, war erſchienen, um ihrem ehemaligen Chef die letzte Ehre zu erweiſen.

Toni ließ alles ruhig über ſich ergehen. Liebl

und auch Kathi brachten den größten Teil der Zeit im Trauerhause zu.

Als sie eben fort waren, meldete die alte Magd, ein Herr sei da, der das Fräulein zu sprechen wünsche — einer, der schon öfters früher dagewesen.

Toni ließ den Herrn eintreten, doch da sie ihn erkannte, schreckte sie zurück.

„Hab' ich Sie so erschreckt, Fräulein Toni?!" sagte Berger mit niedergeschlagenen Augen. „Ich dachte, als alter Freund Ihrer Familie, als ein alter Verehrer Ihrer Schönheit dürfte auch ich Ihnen meine Teilnahme zu dem Tode des armen Herrn Rates ausdrücken!"

Da ermannte sich Toni. Was wollte jener graue, schlaue Fuchs hier, er, der ihrem Vater indirekt den Todesstoß gegeben?

„Erinnern Sie sich nicht, daß mein Vater Ihnen das letztemal die Tür gewiesen, da Sie da waren?"

„In der Erregung, Fräulein, und weil Sie ihn dazu veranlaßten!"

„Er tat sehr gut daran, Herr Berger, — und ich dächte, Sie hätten das nicht vergessen, da Sie sich so gründlich an ihm gerächt!"

„Ich tat nur meine Pflicht als Beamter und habe vom Staate wenig Dank dafür geerntet. Ihr Herr Vater und ich waren eigentlich Leidensgenossen!"

„Schätzen Sie sich nicht mit dem ehrlichen, braven Mann gleich ein!" rief sie barsch.

„Also auch als Waise unversöhnlich; noch immer wollen Sie von meiner ehrlichen Zuneigung, von meiner heißen Liebe nichts wissen?"

„Sie Unverſchämter, gehen Sie!“

„Wie ſtolz Sie gegen mich ſein können, und wie demütig gegen Dr. Kaſtner!“

„Vater, Schwager, Kathi, Frau Kaſtner!“ ſie rief in höchſter Angſt und laut, irgend wer mußte hier ſein, mußte ſie von dieſem Menſchen befreien.

Da lachte er wieder höhniſch. „Ja, ja, die Frau Kaſtner wird Ihnen helfen!“ Und ſtumm grüßend verließ er das Trauerhaus. Auch dieſer Anſchlag war ihm nicht geglückt; aber nur Geduld, dachte er, nur Geduld.

— — — — — — — — — — — — — —

Das Begräbnis hatte zeitig am Nachmittag ſtattgefunden. Nachdem vormittags der erſte Schnee gefallen, hatte es ſich um die Mittagsſtunde aufgeklärt, die Sonne leuchtete hernieder, da man Rat Salinger aus ſeinem Hauſe, von ſeinen Blumen weg zur letzten Ruhe trug.

Ein ſtattlicher Zug, das Leichenbegängnis eines Altwieners, den jeder im Bezirke kannte, den jeder ſchätzte, und mit deſſen Leichenzug jeder gehen wollte.

Prälat Hauenſteiner hielt als amtierender Geiſtlicher einen warmen, ganz perſönlichen Nachruf am offenen Grabe Salingers.

Dann ſollten ſich alle im kleinen Hauſe treffen; dort wollte man eine gemeinſame Jauſe einnehmen und raſch die Entſchlüſſe für die Zukunft fällen, die man ſchon drei Tage lang erwog.

Es war von vornherein klar, daß nun Liebl mit ſeiner Familie in das kleine Haus einziehen würde.

Kathi hatte freilich Toni aufgefordert, bei ihnen zu bleiben, aber davon wollte selbst Prälat Hauensteiner nichts wissen. Er kannte die Verhältnisse der Liebl'schen Ehe und wußte, daß da leicht ein Dritter stören konnte; auch gab's dabei für Toni nicht genügend Arbeit. Man durfte sie doch nicht nur so auf eine Ehe warten lassen. Sie sollte sich jetzt in irgend eine Arbeit einleben, irgend etwas lernen.

Daß Toni zu der alten Kastnerin ziehen sollte, fanden die meisten ganz am Platze. Nur Liebl verlangte, in diesem Falle etwas Näheres zu hören.

„Frau Kastner," sagte er, „Sie müssen mir verzeihen, aber es wird doch schwer halten, die beiden jungen Leute, die sich einst geliebt, unter demselben Dache nebeneinander leben zu lassen. Das würde beiden zur Qual sein, und würde auch ihr Verhältnis vor der Welt in falschem Lichte erscheinen lassen!"

Einen Augenblick rötete sich das blasse Gesicht der alten Kastnerin. Das war ein Punkt, an den sie kaum flüchtig gedacht. Aber rasch war sie entschlossen; das Mädchen mußte ihr bleiben; sie fühlte, sie war es ihr schuldig, ihr ein Heim, ihr ein Arbeitsgebiet zu geben.

„Wo sollt' die Toni denn besser aufgehoben sein, als bei mir? — Der Franz muß mir natürlich aus dem Haus. Ich glaub', es ist ihm lieber! Er nimmt sich Wohnung und Kanzlei im gleichem Hause!" sagte sie.

„Ja, wir wollen doch nicht, daß deswegen Ihr Sohn Sie verlassen muß!"

„Mein Sohn verläßt mich nicht, — aber es ist

längst notwendig, daß er beides im selben Hause hat. — Er ist alt genug, und die Bemutterung tut ihm nicht mehr gut!" Sie lächelte fein bei den letzten Worten.

Liebl nahm Dr. Kastner zur Seite und teilte ihm seiner Mutter Plan mit. Er war damit ganz einverstanden, er war Feuer und Flamme dafür.

Ja, sein gescheites Mutterl, die traf immer das Richtige. So war mit einem Schlage alles geregelt. Seine Schuld an Toni war ihm abgenommen; das Heim, das er ihr nicht bieten konnte, bot ihr seine Mutter. Die Zeit und Liebe, die er der Mutter nicht mehr widmen konnte, bot Toni dafür der Mutter. Und Toni hatte ein Arbeitsfeld, eine Lebensaufgabe und Mutterl eine Stütze, ein treues Wesen um sich.

Er selbst wollte Toni bitten, den Vorschlag anzunehmen. Aber er merkte, wie in den letzten Tagen die Augen seiner Mutter ihm hier im Hause überall folgten, ängstlich, forschend, damit er ja gegen Toni nicht zu weit ging.

Aber dennoch ging er sie suchen. Er fand sie in ihrem Zimmer. Sie hielt ein Blumenstöckchen in der Hand, das ihr Vater noch vor kurzem gesetzt. Sie weinte leise; — angstvoll schreckte sie zusammen, da er eintrat.

„Geh, geh, Franz, — ich könnt' es vor der Güte deiner Mutter nicht verantworten, wenn wir noch ein Wort der Heimlichkeit miteinander wechselten!"

„Nein, das will ich selbst nicht, Toni, — ich möchte dich nur bitten, den Vorschlag meiner Mutter anzunehmen. Das wär' ein Arbeitsfeld für dich, —

da hätteſt du wen, für den du ſorgen könnteſt, — ſie braucht's, die alte Frau, die Laſt wird ihr zu groß!"

„Ja, ich will, ich will ja gerne zu ihr, aber ich weiß nicht, ob ich darf, ich vertreib' ja dich, ich entfremd' dich ja der Mutter!"

„Tſchapperl, die Mutter wird ihren Sohn doch nicht vergeſſen, wenn er ein paar Häuſer weiter von ihr wohnt."

Da lächelte ſie glücklich. —

Alle Angſt, alle Scheu, alle Bangigkeit vor dieſer alten Frau, die ſie erſt in den letzten Tagen ſo richtig kennen gelernt hatte, war gewichen.

Sie fühlte aus den Worten und Plänen der Frau die Abſicht, ihr zu nützen, ſie zufrieden, ſie ruhig zu machen. — Ihr Herz und ihr Verſtand hatten ſich der armen Waiſe angenommen.

„Geh' jetzt!" bat Toni.

Einen Augenblick kam über Kaſtner, wie ſchon ſo oft, die Luſt, dieſes Mädchen in ſeine Arme zu ſchließen, ſie heiß zu küſſen, — aber er überwand ſie heute, — er durfte ſie nicht erniedrigen, ſie zum Undank, zur Heuchelei gegen die Mutter verleiten. Er gab ihr ſchlicht die Hand und ging. —

Noch am ſelben Abend führte Frau Kaſtner ihre neue Tochter in ihr Haus; wie ein Kind, das ſich in den alten Mauern fürchten könnte, führte ſie ſie an der Hand in das Gemach, das ſie für ſie gerichtet.

Ein lichtes, freundliches Zimmer, das zur Straße herausging.

„Das wird dein Zimmer ſein, Toni," ſagte ſie,

„es ist nicht groß, aber reinlich und alles Gerät ist alt und solid. — Da hab' ich dir eine kleine Bibliothek auf den Schreibtisch gestellt, daß du dich weiter bilden kannst. Bis deine Sachen kommen, schauen wir uns weiter um!"

Sie führte sie ins Kontor, zeigte ihr, wo sie vis-a-vis von ihrem Plätzchen ihr einen Sitz errichten würde.

„Daß wir immer zusammen sind," sagte sie.

Sie führte sie in die Lagerräume, wo die Waren lagen, ins Magazin, — kurz überall hin.

„Bisserl still wird dir's fürs erste bei uns vorkommen," meinte die Kastnerin, „aber weißt, beschauliche Ruhe ist das beste, was man im Leben haben kann. Da bleibt man klug und die Gedanken verirren sich nicht."

Des Abends saßen sie zusammen am runden Tisch beim Nachtmahl.

„Der Franz kommt wieder nicht! Siehst, jetzt ließ mich der Schlingel heut' schon wieder allein!" lächelte sie. „Aber ich bin schlauer, ich hab' mir was Junges ins Haus geholt. Ich bin nimmer allein!"

Sie bemutterte sie, glücklich für jemanden sorgen zu können. Dann und wann stiegen noch die Tränen in Tonis Augen auf, aber sie bezwang sie tapfer.

„Wein' nur, wein' nur!" sagte die alte Kastnerin, „Tränen sind die beste Medizin gegen den Schmerz!"

Da flossen ihr ohne Schluchzen leise die erlösenden Tränenbächlein über die Wangen.

Sie saßen lange auf, Toni an Frau Kastners Schultern gelehnt.

Mit der knochigen Hand ſtreichelte ſie ihr immerfort das Köpfchen.

„Muß alles überwunden ſein im Leben, — aber dann, wenn man's überſtanden hat, dann kommt einem oft ſogar das Leid wie ein Glück vor! — Glaubſt, ich hab's nicht auch oft hart im Leben gehabt; mein Mann war gut und lieb, aber ein bißerl leichtſinnig; dann iſt er mir geſtorben, und ich bin mit dem Buben allein da geſeſſen. — Glaubſt, der Bub hat mir nicht oft Kummer gemacht, — aber alles iſt zum Ertragen, und aller Schmerz wird zum Glück."

Der Bub, immer wieder ſprach die alte Frau von ihm, — der Bub!

Und Tonis Tränen hörten zu fließen auf.

Aufmerkſam, tief ergriffen hörte ſie zu, was dieſe Mutter von ihrem Sohn erzählte.

Sie ſprach lange, lange von ihm. Was hatten ſie denn Gemeinſames als ihn; um was ſorgten ſie ſich denn gemeinſam, als um ihn; was brachte ſie denn zuſammen, als der Schmerz um ihn!

Sie wußten es ſelbſt nicht, aber ſchon am erſten Abend ſprachen ſie von ihm, — und immer wieder, wenn ſie ſpäter zuſammen ſaßen, war das ihr einziges, nie verſiegendes, nie langweilig werdendes Geſpräch. —

Am nächſten Tag zog Doktor Kaſtner aus dem Hauſe. —

Morgens, als er das Haus verließ, ſah er durch das Hoffenſter Toni der Mutter gegenüber am Kontortiſch ſitzen.

Und er hörte, wie ſie, in Arbeit verſunken, ſie um etwas fragte!

„So iſt's doch zu machen, Frau Mutter?!"

‚Ja, ja, Frau Mutter!' Seine Mutter war eine Zauberin, und die Macht, die von ihr ausging, ihre eiſerne, eherne Güte, ihre milde, ſüße Strenge zwang alle!

Zweites Buch.

I.

Mehr als ein Jahrzehnt war ins Land gezogen. Nach außen hin waren nicht viel Veränderungen im politischen Leben Wiens vor sich gegangen; aber im Herzen der Bürger gährte und kochte es. Die Zahl der Ureingesessenen schmolz immer mehr zusammen, immer häufiger waren die Konkurse der Kleingewerbetreibenden, und immer wenigern war es möglich, der neuen Zeit erfolgreich stand zu halten oder gar mit ihr emporzukommen.

Lauter und lauter wurde ihr Schimpfen und Fluchen an den Wirtshaustischen, immer zorniger und weinroter ihre Köpfe. Es mußte anders werden, das stand fest. Es mußte anders werden, das hatten sie schon vor Jahren gerufen und riefen es noch heute.

Da und dort tauchten neue Vereinigungen auf, neue Parteien, die ihnen helfen wollten; aber sie schlossen sich vor allem jener Mittelstandspartei an, die Dr. Kastner vor etwa 15 Jahren ins Leben gerufen hatte. Die kleinen Mittel, die er ihnen verschafft, hatten kaum einige über Wasser halten können; darum schrie man nach einem Universalmittel, nach

etwas, was sie alle wieder wohlhabend und reich machen sollte.

„Man müsse den gemeinsamen Feind mit den eignen Waffen bekämpfen," hatte einer behauptet, und dieser alte Spruch fand allgemeine Zustimmung, allgemeinen Glauben.

Freilich, wie sollte das möglich sein? — Die Waffen der Großkaufleute, der Warenhäuser waren: größerer Umsatz, geringerer Gewinn, verhältnismäßig geringere Miete, Aufteilung in Spezialabteilungen, Verkauf von Lockmitteln zu lächerlich billigen Preisen.

Da war aus der Mitte der Mittelständler plötzlich, wohl mehr am Wirtshaustisch geboren, der Plan einer großen Vereinigung der Spezialgeschäftstreibenden zu einer Warenhausgesellschaft aufgetaucht. Man wußte nicht recht, wer der Vater dieser Idee sei; sicher war, daß es Dr. Kastner nicht gewesen, ja, daß dieser anfangs dem Plane nicht sympathisch gegenüber gestanden. Ein junger, feuriger Architekt, in dessen Kopf bereits der Riesenwarenhaus-Neubau zum Himmel wuchs, war von den jüngeren Mittelständlern der lauteste, der danach verlangte.

Eine große Warenhausgesellschaft! Ein Zusammenschluß der Spezialgeschäfte zu solch einem Riesenkaufhaus! Dieser Traum hielt auf einmal alle gefangen. — Damals gab es in Wien noch keine richtigen Warenhäuser großen Stils. Was sich so nannte, waren Konfektionsgeschäfte, die das ganze einschlägige Material, eventuell alle Bekleidungsgegenstände etc. führten. Desto verblüffender sollte so ein Haus wirken!

Ganz Wien mußte hinſtrömen, — das beteiligte Kleingewerbe war damit gerettet! Die Idee hatte in dem Architekten Werkbrecher, der jahrelang im Ausland gelebt und die kaufmänniſche Frage gar nicht verſtand, wie ſchon erwähnt, den lauteſten Agitator.

Werkbrecher war ein junger, immer künſtleriſch gekleideter Mann, der durch Liebl ſpeziell in die Kreiſe der Mittelſtändler eingeführt worden war. — „Ein Sezeſſioniſt!“ wie einige ſtolz meinten.

Auch dem Dr. Kaſtner gefiel der junge, feurige Mann gut, deſſen Ideen freilich ins Enorme wuchſen, deſſen Pläne allzu kühn waren.

Er ſelbſt war ja im Laufe der Jahre vorſichtiger, mißtrauiſcher, weniger waghalſig geworden. Schon begann ſein Haar grau zu werden, und noch immer war ſeine Partei in der Minorität, noch immer trotz aller Erfolge, lachte und höhnte die Preſſe über ſie.

Die Kanzlei Dr. Kaſtners hatte ja einen Rieſenzulauf, ſein Klientel war unabſehbar, aber dennoch fühlte er ſich nicht ganz wohl dabei. Die Bürgerkrone, die er in ſeinem Bezirke trug, kam ihm wie ein Kinderſpielzeug vor. War das einer Mutter Traum? Gemeinde-Vertreter? — Eine Bezirksgröße, die Hunderte von kleinen Geſchäftsleuten ehrerbietig grüßten, und auf deſſen großes Rettungswerk noch immer Tauſende warteten.

All' die kleinen Mittel, die er ihnen geraten, der gemeinſame Einkauf und Verkauf u. ſ. f., führten zu keinem großen Ziel, verbeſſerten kaum ihre Lage. Da kam, als die Unzufriedenheit am größten war,

die Warenhausidee in die Reihen des Mittelſtändlers gleich einem Blitz gefahren, der zündete.

In einer Verſammlung hatte man ſie zur Sprache gebracht; wirr, konfus waren die Vorſtellungen darüber. Aber Kaſtner merkte, daß ſie den Maſſen ſympathiſch war. Er verſprach ihnen ſchließlich, nach einigen Tagen eine Extraverſammlung zur Erledigung dieſer Frage einzuberufen. —

Die Zeit war kurz bis dorthin. Er und Liebl, die noch immer die Stützen der Partei waren, trafen ſich bald nachher, um unter ſich alles Für und Wider zu beſprechen und eventuell auch eine klarere, auf praktiſche Formen aufgebaute, detaillierte Idee auszuarbeiten.

Als Ort der Beſprechung wurde Liebs Wohnung auserſehen, das kleine Häuschen draußen in Erdberg, das Liebl von ſeinem Schwiegervater geerbt hatte.

Es hatte ſich in all' den Jahren da draußen wenig geändert; nur die Blumenbeete waren nicht ſo ſchön gehalten, wie zu Zeiten des alten Rechnungsrates.

Frau Kathi wirtſchaftete ſtill in dem kleinen Häuschen, zufrieden, in des Vaters Wohnung geborgen und ihr eignes Haus zu beſitzen Deſto lauter und luſtiger klang Kleinroſerls Stimme durch das Haus und die Gartenwege; Kleinroſerl hatte ſich zwiſchen den Blumen und Bäumen ſelbſt wie ein üppiger Strauch entwickelt. Sie war ein großes, ſtarkes, volles Fräulein geworden, deſſen blaue Augen luſtig in die Welt blickten, deſſen blonde Zöpfe längſt zu

einem großen Knoten aufgesteckt waren, und dessen Gestalt die Herren verschlangen, wenn sie über die Straße ging. Ein Prachtmädel, schon in Form und Linie mehr Weib, im schelmischen Blick noch ein koketter Fratz, dem es in jungen Jahren schon Spaß machte, den Männern die Köpfe zu verdrehen. Ja, Kleinroserl war ein großes Fräulein geworden, das schon Bälle besuchen durfte. Sie war jetzt neunzehn Jahre alt, aber fast schien sie älter und reifer.

Bei den Veranstaltungen der Mittelständler glänzte sie als eines der schönsten Mädchen, und der fleißige Liebl mußte es sich gefallen lassen, von der jüngeren Generation nur als der Vater jenes bildhübschen Mädel bekannt zu sein.

Er lächelte, und doch machte Roserl ihm und der Frau Kathi Sorge. Was würde aus dem vorlauten, liebesbedürftigen Kind werden? Der Reiz, der von ihr ausging, war für sie zugleich eine Gefahr. Sie war launisch, herrschsüchtig, vergnügungstoll, kurz, sie hatte alle Eigenschaften der einzigen Tochter, des einzigen, verzogenen Kindes. Über des Vaters und Mutters Gebot setzte sie sich hinweg; nur Onkel Kastner hatte Macht über sie; ihm, seinen Worten, seinen Ermahnungen gehorchte sie.

Eine heilige, ehrfürchtige Scheu ging für sie von ihm aus. — Erzogen in der Verherrlichung dieses Mannes, war er von Kindheit auf für sie das Ideal des Helden, des Mannes gewesen, das ehrfürchtige Ideal, wie für andere Mädchen der Literaturlehrer, der Sprachlehrer.

Wenn ſie als Backfiſch irgendwo ſein Bild fand, dann nahm ſie es zu ſich, bedeckte es mit tauſend Küſſen, — in ihrer höheren Töchterſchule hatte ſie einen heimlichen Kaſtnerbund gegründet, und wenn ſie ihm gar bei ſich zuhauſe begegnete und der ergraute Vierziger ihr ahnungslos die Wange ſtreichelte und ſie, wie er es aus früheren Zeiten gewohnt war, dutzte, dann lief ein heiliger Schauer durch ihre Glieder, eine tiefe, jungfräuliche Verehrung für jenen angebeteten, unerreichbaren hohen Mann.

„Setz' ihr den Kopf zurecht, Kaſtner! Dir folgt ſie!" pflegte Liebl oft zu ſagen, der den eigentlichen Grund ihres Gehorſams nicht kannte.

Und Dr. Kaſtner lächelte und tat Liebl ſeinen Willen. — So ein Kind war ja leicht zu meiſtern. Warum machte ſich Liebl ſoviel Sorgen?

Und wenn Liebl oft mit ihm davon ſprach, wie die Zukunft ſeiner Tochter ſich geſtalten würde, ob er ſie etwa ſtudieren laſſen ſollte, dann lachte Kaſtner nur auf:

„Die etwas ſtudieren, ſo ein Vollweib! Die muß ſobald als möglich heiraten, Kindlein in die Welt ſetzen! Enkelkinder! Liebl!"

Der Gedanke, Roſerl, die übermütige, kokette Roſerl baldmöglichſt zu verheiraten, mochte unbewußt bei Kaſtner und Liebl mitgeſprochen haben, da ſie dem Gedanken eines Warenhausprojektes des Architekten Werkbrecher näher treten wollten.

Denn es war kein Zweifel, der junge, leichtentzündbare Werkbrecher umſchwärmte Roſerl, und

ſeine Neigung für ſie ſchien mehr als eine flüchtige, mehr als eine oberflächliche zu ſein.

Er war der Mann, alles, was er unternahm, mit allen Mitteln durchzuſetzen, die ihm zu Gebote ſtanden.

So war Dr. Kaſtner, trotzdem er der Warenhausidee anfangs nicht ſympathiſch gegenüber geſtanden hatte, Liebl zu Liebe verſöhnlicher, konzilianter geworden.

In all' den Jahren hatte Kaſtner gelernt, das Perſönliche nicht aus dem Auge zu laſſen, den Wünſchen ſeiner Freunde und Anhänger ſich zu fügen, ihnen, wo es ging, zu helfen, dienſtbereit zu ſein.

Wenn damit Liebl die eine Sorge um die Zukunft ſeiner Tochter abgenommen werden konnte, wenn dieſer Werkbrecher den Auftrag des Baues bekäme, dann konnte er Roſerl heiraten!

Dieſer Gedanke beherrſchte Dr. Kaſtner, als er den Garten des Hauſes Liebls betrat, um alles Einſchlägige mit Liebl zu beraten; man hatte für ſpäter auch Architekt Werkbrecher zur Beratung eingeladen, um ſeine Anſichten, ſeine Pläne und Ideen zu hören.

Im Garten traf Dr. Kaſtner eben Fräulein Roſerl, die ſich zwiſchen den Beeten zu ſchaffen machte.

Sie errötete leiſe, da ſie den großen, ſtattlichen, im Laufe der Jahre voller und wuchtiger gewordenen Mann auf ſich zukommen ſah.

Noch ſchwärmte ſie immer für ihn, noch erſchien er ihr als das Ideal aller Männlichkeit. Seine gemeſſene, wohlwollende Ruhe, ſein ſicherer Schritt, ſein

hübſcher Kopf mit den gutmütig-luſtigen Augen, dem ſchönen, etwas angegrauten dunkelblonden Bart, die zurückgeſtrichenen, üppigen Haare, — das war der Mann, gegen den Werkbrecher ein Jüngling war. Werkbrecher, der unruhige, fahrige, mit dem unſtäten Blick, dem ſchnellen, faſt zappeligen Gang, den unruhigen, nervöſen Händen, der wechſelnden Stimmung.

„Nun, Roſerl, fleißig zwiſchen den Beeten, ſuchſt wohl einen Strauß für Werkbrecher zuſammen?“

„Nein, für Sie, Onkel!“ ſagte Roſerl ſchelmiſch aufblickend.

„Geh, was macht denn ein alter Mann, wie ich, mit Blumen?“

„Sie können ſie ja wieder wegſchmeißen!“

„Wirklich, du biſt großmütig und beſcheiden!“ lachte Kaſtner. „Aber, Mädel, ich will ſie mir aufheben, aufheben zum Andenken an dich und deine Verlobung mit Werkbrecher, denn ſo was ſcheint in der Luft zu liegen. Du ſchauſt ſo bräutlich drein, ſo ſchämig-errötend!“

Roſerl wurde noch röter. „Man muß doch ſehen, unter die Haube zu kommen, ſonſt verſäumt man den Anſchluß, wie Tante Toni!“ meinte ſie lachend.

Einen Augenblick ſah Dr. Kaſtner das junge Ding forſchend an. Lag Abſicht in dieſer Anſpielung, im Nennen des Namens Toni? Oder meinte ſie es nur ganz naiv. Weiß Gott, ſo ein junges, aufblühendes Mädchenherz iſt unergründlich. Aber er wollte jedenfalls ruhig Blut behalten.

„Tante Toni hätte öfters heiraten können, aber

ſie hat das Alleinſein vorgezogen und fühlt ſich bei meiner Mutter wohl!"

„Hoffentlich! — Ich möcht' nicht ledig bleiben!"

„Für jeden paßt es auch nicht!" ſagte Kaſtner ruhig und beſtimmt. „Möchteſt du denn gerne dieſen Werkbrecher zum Mann? Mir kannſt es ja ſagen, Roſerl!"

„Mei, er iſt ja noch nichts, nichts als ein Luftſchloßarchitekt!"

„Das ſind alle jungen Leute, Roſerl! Aber er gefällt dir doch?!"

„Arg jugendlich iſt er halt noch!" — meinte ſie altklug.

„Du wirſt doch keinen Mummelgreis zum Manne wollen?"

„Nein!" ſie lachte laut.

Wenn ſie Dr. Kaſtner gegenüber ſtand, dann kam ihr dieſer Werkbrecher immer unbedeutend, jünglinghaft vor, dann konnte ſie ſich gar nicht vorſtellen, daß ſie ihn ſonſt gern ſah, ſeine Komplimente gern hörte.

„Na, wir ſchauen, was ſich machen läßt!" meinte zum Abſchied Kaſtner.

„Ja, Onkel, gelten's, ja!" Es lag doch wie eine verſchämte Bitte darinnen.

Langſam ging Kaſtner allein die Gartenwege weiter zur Laube. Mehr als ein Jahrzehnt war vergangen, ſeit er hier als jugendlicher Brauſekopf ſeinen Arm zum erſtenmal um Tonis Taille gelegt. Damals hatte ſie auch jenen feuchten, ſammtigen Blick, den er

heute an ihrer Nichte Roſerl beobachtet, damals lachte einem auch aus ihren Augen die ganze Freudigkeit der Jugend entgegen, — nun war ſie ſtill geworden, ruhig und ſtill, wie ſeine Mutter.

Er traf ſie ſelten, und wenn er ſie traf, dann vermied er, ſie forſchend anzuſehen. Ihm war es, als ſpräche aus jenen herben Zügen ein Vorwurf für ihn — und für ſeine Mutter.

Nun ſchmachtete Tonis Leib und Seele ſchon ſeit mehr denn ein Jahrzehnt im Exil von ihm, in der Verbannung von ihm!

Von ſeiner Mutter hatte er ſich äußerlich immer mehr entfremdet. Sie war noch grauer, noch runzeliger geworden; aber ihre Augen leuchteten noch wachſamer, ihre Stimme war noch ſchriller, noch befehlender.

Es war, als hätten ſich ihre Sorgen und Aufgaben verdoppelt, ſeit ſie die Salingers Toni zu ſich genommen.

Lachend, aufatmend war Dr. Kaſtner damals nach dem Tode Salingers, da Toni in das Haus ſeiner Mutter kam, aus demſelben gezogen. — Es war ſo beſſer für ihn, für Toni, für ſeine Mutter!

Die Gemüter würden ſo ruhiger werden, dachte er. Seine Mutter verwendete alle Liebe, die ſie beſaß, an Toni. Und Toni trug alles dankbar und ſtill. In ihr war allmählich alle Liebe zu Kaſtner zu einer ſtummen Pflicht umgeſchlagen, zu einem Dienſt, den ſie ihm ſtändig, ſtündlich, täglich verrichten mußte. Sie hatte ſein Gut, ſein Erbteil redlich zu betreuen, hatte ſeine Mutter zu lieben und zu pflegen, — für

jetzt! Jene zwei resignierten und doch so hoffnungsvollen Worte brachte sie freilich trotz allem Ankämpfen nicht aus ihrem Sinn.

Du mußt deine Pflicht tun, mußt sein Gut verwalten, sein Erbteil zusammenhalten und mehren, mußt seine alte Mutter lieben und pflegen — jetzt, jetzt, — und dann später wird dir der Dank werden! Der Dank für deine vertrauerte Jugend! — Sie dachte es oft, aber es hielt sie aufrecht. „Du bist mir eine gute Magd gewesen, — all' die Jahre," wird er sprechen, „nun sollst du neben mir am Königstrone Platz nehmen, sollst die Königin sein!" — So träumte sie, wenn sie durch die dumpfen Lagerkeller des alten Hauses schritt, wenn sie allein über lange Zahlenreihen im Kontor gebeugt saß, wenn sie nachts wach lag und die große alte Standuhr im Nebenzimmer unheimlich laut schlagen hörte! —

„Du bist eine gute Magd gewesen." Wie sehnte, wie dürstete sie nach diesem Ausspruch all' die Jahre her, wenn er für wenige Augenblicke kam, um nach der Mutter zu sehen, um rasch einen Bissen bei ihnen zu essen.

Die Mutter freilich ließ sie fast nie einen Augenblick mit ihm allein. Nicht, daß sie Toni nicht getraut hätte; aber ihr war, als müßte sie fort über ihren Sohn wachen, auch jetzt noch, da seine Haare grau wurden.

Und Kastner fühlte immer noch diese Bevormundung, fühlte, wie die Mutter dadurch die Möglichkeit, ruhig, gleichgültig gegeneinander zu werden, von ihnen nahm.

Zehn Jahre ſind eine lange Zeit; in zehn Jahren hätten längſt die Wunden heilen müſſen, die er ihrem Herzen geſchlagen, hätte der Mann im Lebenskampf längſt auch ſeine Jugendſchwärmerei vergeſſen müſſen, — wenn die Mutter durch ihre Wachſamkeit die Flamme nicht immer wieder künſtlich geſchürt hätte.

Wenn dann Dr. Kaſtner wieder Toni in ſeinem eigenen Hauſe ſchalten und walten geſehen, wenn er gemerkt hatte, wie ſie alle verhaltene Liebe an die alte Frau zu wenden ſchien, wie ſie ſich zu ſammeln, zu zähmen, zu zügeln ſuchte, wenn er da war, da wurde auch in ihm die alte Liebe wieder wach.

Dröhnend tönte oft ſein Schritt durch die Nacht, wenn er das Elternhaus verließ, dröhnend vor verhaltenem Zorn, vor verhaltener Leidenſchaft!

Aber bald hatte er ſich mitten im Tageskampf, mitten in der Arbeit wiedergefunden. ‚Du haſt verzichtet, ſie hat verzichtet, rühr' nicht daran.' —

Und er ſah ſie vor ſich ſtehen, in ihrem glatten, engliſchen ſchwarzen Kleide, das ihre voll gewordene Geſtalt kaum umſchließen konnte, die Augen wie ein Backfiſch geſenkt, die ſchwarzen Flechten klöſterlich zurückgeſtrichen, um den Mund einen wehen Dulderzug. Ein Weib, das ſich, das ihre Schönheit bezwungen.

„Sein Weib!" Ja, ſein Weib! Denn zäher, inniger hätte ſie als ſein Eheweib nicht an ihm hängen können, getreuer hätte ſie ſeine Mutter als ihre Schwiegertochter nicht betreuen können, pflichtbewußter

hätte sie als sein Eheweib nicht sein Gut verwalten können.

„Sein nutzloses, keusches, jungfräuliches Weib!“ —

Und immer wieder stieg von Zeit zu Zeit jener tiefe Ärger gegen die Alleinherrschaft seiner Mutter über sein Handeln und Wollen auf, jener tiefe Ärger gegen diese alte, eherne Frau, die ihn, die Toni, die ihre und seine Gefühle und Wünsche mit eiserner Faust zwang.

Darum mied er nach solchen Besuchen wieder für Wochen das Haus der Mutter, und dann saßen die beiden Frauen beisammen und sprachen, wie Altersgenossinnen, von ihm, vom Buben.

Sie grollten ihm nicht, daß er so selten kam, sie verfolgten von ihrem stillen Winkel aus sein Steigen, seine Arbeiten, und in Tonis Seele legte sich wieder alles laute Begehren, alles Sehnen nach ihm, sie wurde wieder still und war glücklich, für ihn sorgen, für ihn arbeiten zu können.

„Es ist doch ganz behaglich und hübsch bei uns, gelt, Toni?!“ sagte dann die alte Frau, deren Körperkräfte anfingen nachzulassen und die sich jetzt oft stützen mußte. „Aber der Bub versteht das nicht! der ist gewohnt, es immer laut um sich zu haben! — Und gerade so ein stiller Winkel tät' ihm besonders gut!“

Toni nickte. Aber sie dachte: „Still, wirklich still ist es hier nur, wenn er nicht da ist.“ Wenn er da war, dann tobte und lebte alles, dann lag etwas wie eine nervöse Erregtheit über alles um sie. Selbst

die alte Frau erſchien ihr in anderem Lichte, unruhiger, forſchender, unzufriedener, ängſtlicher.

Im Geſchäft hatte die Kaſtnerin wirklich an Toni eine brauchbare Stütze und Hilfe gefunden. Unabläſſig war ſie dort zu ſehen, lange ſaß ſie oft des Nachmittags über die Bücher gebeugt und rechnete und ſchrieb. Kaum daß ſie in Monaten einmal dasſelbe verließ. Im Anfang hatten ſie die Leute erſtaunt angeſchaut! Die Kaſtnerin hatte eine Hilfe?! Dann lächelte Marie ſchlau und meinte, die Kaſtnerin zieht ſich eine Schwiegertochter heran, und bald hatte man das auch vergeſſen. Die Jahre hatten das alles verwiſcht. Es war, als wäre es immer ſo geweſen.

In der letzten Zeit war die Toni des Morgens immer öfter zur Kirche gegangen. All ihre verhaltene Sehnſucht und Glut ſchien in Glauben und überirdiſche Liebe umzuſchlagen. Die alte Kaſtnerin ließ ſie gewähren. Aber ſie ſchüttelte für ſich das graue Haupt dazu.

Und doch war ſie ſo froh, nach all' den einſamen Jahren endlich irgend wen um ſich zu haben, der ſie pflegte und liebte, der ihr einen Teil ihrer Laſt, ihrer Sorgen abnahm. — — — —

Doktor Kaſtner hatte den Kopf voll von der Warenhausangelegenheit. Freilich hieß dies den Teufel durch Beelzebub austreiben, wenn man plötzlich den Schaden, den einem die Großen zufügten, mit dem bekämpfen wollte, womit ſie einen den Schaden zufügten.

Er war zur Laube geſchritten, wo er Liebl zu

finden hoffte, der alles einschlägige Material beschaffen wollte, um sich über das Für und Wider klar zu werden.

Ein kleiner Teil von Kleingewerbetreibenden konnte daran gewinnen, und der andere Teil wurde damit von den eigenen Kollegen bitter bekämpft. Aber ein gesunder Kampf im eigenen Lager erschien Kastner notwendig; bevor nicht so und so viele Auchgeschäftsleute verschwunden wären, wäre für die Ehrlichen, Rührigen kein Platz, keine genügende Kundschaft da. Eine gewisse Größe der Geschäftsumlagen war bei den gesteigerten Bedürfnissen der Massen notwendig.

„Nun, Liebl, wie steht es?! Hast du dich um alles umgeschaut?"

Liebl zeigte Stöße von Broschüren, Berechnungen, Prospekten. Er selbst war, trotzdem er sonst ruhig und vorsichtig dachte, durch den jugendlichen Feuereifer Werkbrechers in dieser Angelegenheit mitgerissen worden.

Gleich diesem schwebte auch ihm ein mächtiger, künstlerischer Neubau vor Augen, der allein ganz Wien anziehen mußte. Frei und von allen Seiten zugänglich gelegen, mit mächtigen Portalen, riesigen Spiegelscheiben! Eine Sehenswürdigkeit mit allem Komfort eingerichtet, mit aller Bequemlichkeit versehen, Fahrstühle in alle Stockwerke, alles elektrisch erleuchtet. Prachtvolle, luftige Räume.

Der Besucher, der das Parterre betritt, findet dort alle erdenklichen Einzelgeschäfte zusammen unter

einem Dache. Wo es die große Zahl von Anhängern unmöglich machte, an einen oder den anderen der Spezialgeſchäftstreibenden eine Abteilung zu übergeben, da ſollten die Innungen und Vereine herangezogen werden. Knöpfe von der Vereinigung der Knopfdrechsler, Mützen von der Mützenmachervereinigung u. ſ. w. Alſo die meiſten Waren vom Kleinlieferanten ſelbſt.

Daß es zu hunderterlei Streitigkeiten kommen würde, ahnte freilich Liebl ſelbſt; aber eine ſtramme, unbeugſame Leitung mußte alle zuſammen halten, jeden ernſten Hader vermeiden.

Die Art und Weiſe der Vereinigung der Spezialgeſchäftsbetriebe zum Warenhausbetrieb dachte Liebl, beeinflußt von einer Idee, die ein Dr. Rutz dem Mittelſtand im Deutſchen Reiche vorgeſchlagen hatte, folgendermaßen:

„Die Inhaber oder Leiter der bisherigen Spezialgeſchäfte werden als Abteilungsvorſtände im Betrieb des von ihnen begründeten Warenhauſes übernommen; auch das Perſonal mit Branchenkenntnis würde teilweiſe übernommen werden.

Man mußte ſich das etwa wie eine gemeinſame, permanente Ausſtellung denken.

Die jetzigen Geſchäfte würden als „Einlagen“ von der Geſellſchaft gewiſſermaßen übernommen. Die jetzigen Inhaber würden dann als Leiter von Nebengeſchäften, Filialen etc. für die Geſellſchaft tätig ſein.“

Die eine Frage war äußerſt ſchwierig zu löſen, ob man nicht alle Geſchäfte einer Branche erwerben,

ihre Reſtbeſtände billig veräußern und ſo ſchon die für ein Warenhaus notwendigen Lockmittel bekommen ſollte; freilich würde das Lager dadurch viel zu ſehr anwachſen und die Verſchiedenheit der Artikel den Einzelverkauf erſchweren.

Die Hauptfrage aber war die Finanzierung der Idee. Hatte man das Material zum Verkauf auf die obige Weiſe, d. h. durch Heranziehung von Spezialgeſchäften zu Geſellſchaften, ſo war freilich eine der größten Auslagen, das Schaffen eines Lagers, vermieden. Aber woher das übrige Geld herbeiſchaffen, das für den Bau, das Perſonal, die Reklame etc. notwendig war. Vor allem war die Emiſſion einer Anleihe ins Auge zu faſſen. Ferner hoffte man durch Zuſchüſſe aus ſtaatlichen und gemeindlichen Fonds die Mittel zum Warenhaus aufzubringen.

Als Liebl nun im großen und ganzen jene Ideen und Formen ſeinem Freunde Kaſtner entwickelte, da waren die Hauptbedenken, die Dr. Kaſtner gegen die Sache hatte, und die ſich ihm bei jedem Punkte vordrängten, in ihm durch die Größe des ganzen Unternehmens beſiegt.

Seit Jahren wandte er ſeine Kraft an Kleinigkeiten, die ſeinem großzügigen Talent, ſeiner ganzen genialen Veranlagung gar nicht entſprachen. Nun ſah er endlich einen großen Plan, eine gewaltige Idee vor ſich. Freilich eine Rieſenlaſt von Arbeit und Sorge, aber das ſtörte ihn nicht.

Der Tropfen kaufmänniſchen Blutes, der in ſeinen Adern als Erbteil der Eltern ſteckte, erwachte; es

reizte ihn, so als Großkaufmann einmal denken und handeln zu können, wie er es in seinen kühnen Jugendträumen ersehnt.

Ein Riesenbetrieb, der ganz Wien anlocken sollte, sollte das werden. Er selbst wollte die Sache in die Hand nehmen; aber eiserne Strenge war notwendig, um die Phäaken zu zähmen, um sie sich dienstbar zu machen.

Strenge Normen mußten aufgestellt werden; niemand, dessen Waren nicht erstklassig waren, durfte berücksichtigt werden. —

„Ja, ich mach's!" sagte er endlich zu Liebl. „Gib mir das Material zum Durchstudieren, daß ich in der nächsten Versammlung der Partei mit einem fertigen Plan entgegentrete." Und Liebl gab ihm die Akten.

„Nun, da du dich der Sache annimmst, glaub' ich auch daran!" sagte Liebl erfreut. „Vielleicht gelingt es uns, diesmal etwas Ganzes zu leisten. Etwas Vorbildliches!"

„Vielleicht, aber nur, wenn wir streng zu Werke gehen und auf guter kaufmännischer Grundlage aufbauen, kann es gelingen! — Werkbrecher ist da! — Gut, er soll kommen!" Roserl brachte ihn. Der junge Mann verbeugte sich rasch. Er hatte unter dem Arm ebenfalls eine große Mappe. „Die Pläne," sagte er, „zum Bau!"

„Sie gehen ja hitzig ins Zeug! Aber es ist recht; je fertiger die Sache der Versammlung unterbreitet werden kann, desto besser ist es!"

Es war schon selbstverständlich in diesem Momente,

daß Werkbrecher und kein anderer den Bau ausführen würde.

Liebl winkte Roserl, sie sollte sich zurückziehen, und Werkbrecher blieb mit den übrigen allein.

Er war, wie immer, elegant gekleidet; ohne viel Umstände begann er seine Pläne zu entwickeln. Seine Augen sahen dabei ins Leere, er sprach fast visionär.

Es mußte ein ganz moderner Bau werden, ein eigener neuer Stil für den eigenen neuen Bau, der dem Gewerbe dienen sollte. Eine mächtige Front, die geschickt in möglichst viele Scheiben und Abteilungen von außen geteilt sei, bis zum dritten Stock mit Kacheln getäfelt. Hohe, ragende Säulen, die sich bis zur Höhe fortsetzten, und in die die Eisenschienen gekleidet werden müßten. —

Die einzelnen Stockwerke durch eine mächtige Treppe, die von einem Lichthof in der Mitte aus hinaufstief, verbunden; zu den Seiten dieses Zentrums die Fahrstühle.

Die Ornamentik schlicht, aber solide, möglichst laut und licht!

Er öffnete mit vor Erregung zitternden Fingern die große Mappe und entnahm ihr die Pläne. Erst die vier Fronten, dann die Durchschnitte, dann die der einzelnen Stockwerke.

Dr. Kastner und Liebl lauschten. Hier sprach ein großes architektonisches Talent zu ihnen, dem man einmal Gelegenheit gab, sich auszuleben. Die beiden, die in derlei Fragen Laien waren, staunten über seine

ſchnellarbeitende Phantaſie, der Zirkel und Bleiſtift ſo raſch gefolgt.

„Wir müſſen aber wiſſen, was das koſten wird!“ ſagte endlich Dr. Kaſtner.

Einen Augenblick ſtutzte Werkbrecher. An das hatte er ſelbſt noch nicht gedacht. Er überlegte und nannte eine Summe, die Kaſtner und Liebl zu hoch ſchien. —

„Es darf nicht ſo teuer werden. Ein ſolcher Bau würde ſich nie rentieren, lieber Werkbrecher!“

Man begann zu rechnen und eine Summe zu nennen, die man eventuell für den Bau ſamt Grund auf einem hervorragend guten Platze in den Voranſchlag einſtellen wollte.

Werkbrecher war ſchließlich auch damit zufrieden. Ihm war es im Moment nur darum, ſein Traumgebild endlich zur Ausführung zu bringen. Er wollte gern da und dort Erſparungen machen.

Endlich wurde er damit betraut, die Voranſchläge des Baues näher auszuarbeiten und ſie dann ebenfalls der Verſammlung vorzulegen, die zur Gründung einer Warenhausgeſellſchaft ſchreiten ſollte.

Glücklich ging Werkbrecher von dannen. Im Hauſe lauerte Roſerl auf ihn.

„Haſt du den Bau bekommen?!“ fragte ſie.

„Ja, Schatz!“ antwortete er glücklich.

„Dann wird alles gut!“ meinte ſie erfreut.

„Bis übers Jahr können wir heiraten, Roſerl, aber bis dahin biſt du mir treu. Ich werde eine Menge Arbeit haben, faſt zu viel für einen Menſchen!“

„Ich will dir's tragen helfen! — Kuß, Oswald, Kuß!“ rief sie dann ausgelassen. Und Werkbrecher schlang seinen Arm um ihren Hals und küßte sie unzähligemal auf den Mund!

„Du Stürmischer!“ sagte sie aufseufzend, da er sie los ließ. „Aber nun paß auf, daß nicht zuviel Leute von unserer Liebe merken, sonst heißt es gleich, es ist nur eine Protektionssache, daß du den Bau bekommst!“

Und da er sie erstaunt ansah, setzte sie begütigend lächelnd hinzu:

„Ich weiß schon, Oswald, kein anderer könnte den Bau so ausführen wie du, und kein anderer könnte das Warenhaus leiten, wie Kastner. Ihr seid zwei prächtige Menschen, ihr gehört zusammen!“

Wie toll vor Glück verließ Werkbrecher das kleine Häuschen; er war der glücklichste Mann auf der Welt! Ein unbekannter, kleiner Architekt, dem plötzlich Gelegenheit gegeben wird, einen mächtigen Bau, von dem aus der Ansturm gegen das Großkapital Wiens gelaufen werden sollte, zu bauen. Ein Bau, von dem alle Zeitungen, alle Menschen reden müßten. Und dazu war ihm ein hübsches, prächtiges Wiener Kind gut, von Herzen gut, der schönsten eine! Sie, sie würde er sich dadurch auch erringen!

Aber es sollte auch ein Werk werden, von dem jeder sprechen mußte, den alten Architekten ein Dorn im Auge, weil es alle bestehenden Normen niederriß, den jungen ein Ansporn zur Nachahmung.

Er lief nachhause, setzte sich an seinen Zeichentisch

und begann wieder daran zu arbeiten. Auf die Zahlen und Koſten vergaß er immer wieder, beſſerte an den äußeren Entwürfen, an den Farben. —

Der Abend ſank hernieder; er merkte es nicht, bis es vollends dunkel war. Er ſteckte eine Lampe an und fuhr fort zu arbeiten.

Bis ſpät in die Nacht hinein ſaß er tief über das Reißbrett gebeugt. Er zeichnete und zeichnete. Nun hatte ſich plötzlich die Faſſade geändert. Sie glich einem Tempel und einer Feſtung zugleich. Monumental, feierlich und lockend und wie zur Verteidigung erbaut.

Was er einzeln hier von ſeinem letzten Beſitz hineintrug, ſollte ſich drinnen vermehren, wachſen, ihn reich machen.

Und plötzlich fiel ihm ein, ob er nicht die Faſſade des erſten Stockes mit ſinnigen Reliefs ſchmücken ſollte; Reliefs aus den Werkſtätten des Kleingewerbes. Und da ſeine Nerven ſchon von der Arbeit überreizt waren, fing er an, dieſe Reliefs der Reihe nach zu entwerfen.

Dann wollte er ſie lieber im Lichthof anbringen: der Drechsler, der Schneider, der Schuhmacher, der Goldſchmied u. ſ. f.

Und plötzlich war er vor Ermüdung über all' dieſe Arbeit eingeſchlafen. — Ein Traum: Er ſah ſich am Giebel ſeines vollendeten Prachtbaues ſtehen, die Fortuna, die den Bau krönte und die das Geſicht Roſerls trug, reichte ihm die Hand und zeigte ihm die Menſchenſtröme, die durch die weitgeöffneten,

goldenen Tore zu ihren Füßen unten, klein wie Ameisen, hereinströmten und das Haus bestaunten.

Dann schlug die große Uhr, deren goldene Zeiger auf lasurblauem Zifferblatt liefen, laut und feierlich die zwölfte Stunde; — „Mittag," dachte er, „Mittag." Ein feierlicher Sang hob an; man weihte das Haus ein, man rief laut seinen Namen: „Werkbrecher, Werkbrecher!" Aber Fortuna auf seiner Seite sagte: „Bleib' oben bei mir, gehe nicht hinunter zu ihnen, zu den emsigen, ameisenkleinen Menschen, denn du könntest stürzen!"

Und er blieb oben stehen und neigte sich zu der Göttin und küßte sie, und es war Roserl, seine Glücksgöttin.

Und nun, da er sie geküßt, konnten sie den Giebel verlassen, und er schritt das mächtige Stiegenhaus hinab, den goldenen Toren zu.

Aber alles war viel, viel schöner, als er es sich gedacht.

„Werkbrecher, Werkbrecher!" und „hoch, hoch!" riefen die Leute um ihn, und er lächelte und dankte.

II.

Berger ſchritt wieder einmal auf Jagd nach Neuigkeiten und Ereigniſſen durch Wien. Seit er ſeine Beamtenſtelle verloren hatte, hatte er ſich ganz der Journaliſtik zugewandt und gab außerdem noch Nachhilfeſtunden für Gymnaſiaſten. Daß ſein Leben noch bewegter und unſolider geworden war, ſeit er keine beſtimmten Bureauſtunden hatte, war klar. Die Redaktionen, die er bediente, wußten, daß man ihn oft wochenlang nicht zu Geſicht bekam; dann war er wieder in einer ſeiner Saufperioden, in denen er zu nichts anderem zu haben war. War ſein Geld wieder vertrunken, dann brachte er die beſten pointiert geſchriebenen, von Bosheit ſtrotzenden Artikel, die von den Leſern verſchlungen wurden. Gerade auf ſeinen Wanderungen durch die Beißeln Wiens erfuhr er ſo manches, was ſich journaliſtiſch und feuilletoniſtiſch gut verwerten ließ.

Heute ging er mit den beſten Vorſätzen ausgerüſtet über den Graben dahin. Sein Gang war ſchlaff, faſt wackelig geworden, ſein Haar ganz weiß, obwohl er erſt in den Fünfzig ſtand, ſein Anzug war ziemlich defekt. Nur ſeine Augen leuchteten liſtig, wie die des echten Weintrinkers. Heute wollte er etwas aus-

hecken, wovon man ſprechen ſollte, wieder einen jener bekannt gewordenen Artikel gegen die Mittelſtandspartei, über die halb Wien lachte.

Die Sonne ſchien drückend heiß auf das Pflaſter; die Strahlen, die der warme Stein zurückwarf, blendeten ſo ſtark, daß man die Paſſanten kaum ſehen konnte.

Eine lange Reihe Fiaker ſtanden in ſchnurgerader Linie da, der Waſſerer wiſchte einen Wagen rein. Langſam ging Berger an den Fiakern vorüber, da rief ihn jemand an: „Berger, Offizial Berger!“

Er ſchaute auf. Aber ſchon ſprang ein dicker, graubärtiger Fiaker vom Kutſchbock.

„Ja, Berger, kennſt du mich nimmer, den Maderl!“

„Freilich, freilich, von den Mittelſtändlern her! — Na, haſt dir wohl ſchon goldene Berge geſammelt bei ihnen?“ höhnte Berger.

„An Schmarn, aberg'ſchwommen bin ich, — jetzt muß ich ſelber fahren!“

„Siehſt es, da haſt es!“ ſagte Berger überzeugend. „Zugrunde g'richtet haben ſie dich, wie hunderte von anderen!“

„Ja, zugrund' g'richtet!“ ſagte Maderl. „Aber auf den Schrecken hinauf kaufen wir uns a Vierterl, bei der „Pfeifen“ drüben, komm, alter Freund!“ Und Maderl hängte ſich in Bergers Arm.

„Waſſerer, Le-poldi!“ rief er. „Wenn a Fuhr' käm', rufſt mich!“ und bald verſchwanden beide in der Schwemme der „Pfeife“.

Dem dicken Maderl merkte man vom Elend und der Not, die ihn getroffen, nicht allzuviel an. Er

war in einen großkarrierten, neuen Anzug gekleidet, ſein dichter grauer Schnurbart war aufgekämmt, ſein brauner, ſteifer Hut ſaß ſchief auf ſeinen noch dichten, geſcheitelten Haaren.

„Dös g'freut mich jetzt, daß ich dich nach ſo langer Zeit amal ſiech! Dös g'freut mich!“ beteuerte Maderl. “Du biſt ja nimmer bei die Hungerleider, bei denen notigen Staatsbeamten. Was treibſt denn alleweil?“

„Journaliſt bin ich!“

„Bravo, bravo, da biſt mein Mann! Da weiß ich dir allerhand, was du ſchreiben kannſt! Ich bin kein boshafter Kerl, dös weißt ſchon, Berger, ſonſt hätt' ich anders aufdraht, wie der Pammer mit meiner Alten durch iſt! Ein Staatsbeamter und vergißt ſich ſoweit! Na, mir war's recht. Was willſt denn machen! Ich hab' alle zwei laufen laſſen. — Oft biſt froh, daß d' allein biſt!“

„Was iſt denn mit der Fiakermirzl g'worden, haſt ſie noch?“

„Haſt ſie noch, iſt gut,“ lachte Maderl. „Ein feſcher Kerl, wie ich, hat doch ein Verhältnis net fünfzehn Jahr! Laufen hab' ich's laſſen, z'erſt mit an Kavalier, dann iſt's Volksſängerin geworden, und jetzt ſingt's halt munter drauf los! Mir war's genug, wenn ich's noch hätt', — ich hab' ſchon an Schatz, aber einen jungen, feſchen! Weißt, Berger!“

Berger lächelte. Dieſem Maderl konnte nichts an, kein Unglück, keine Zeit! Das war der richtige, leichtſinnige Wiener. Ein bißchen jammern und raunzen,

und dann wieder lustig, ausgelassen sein, bis ans Lebensende!

Sein großes Geschäft war zusammen gebrochen ob seines liederlichen Lebenswandels, aber das machte ihm nichts. Statt zwanzig Pferde hat er jetzt nur mehr zwei; aber das nahm ihm nicht den Lebensmut. Seine Frau war mit einem anderen durchgegangen, seine Geliebte hatte ihn schließlich auch seinem Schicksal überlassen; doch für alles das klagte er höchstens die „schlechten Zeiten" an, die waren an allem schuld.

Die „schlechten Zeiten" hatten sein Geschäft ruiniert, die „schlechten Zeiten" hatten ihn nicht so viel verdienen lassen, daß er sich ein Vergnügen gönnen konnte, ohne es empfindlich zu merken.

„Was hab' ich immer gesagt? Die Mittelstandspartei ist schuld am Ruin so und so vieler kleiner Geschäftsleute," meinte Berger, dessen ganzer Haß gegen Dr. Kastner bei einem solchen Anlaß durchbrach. Für alles, was in Wien schlecht war, klagte er die neue Partei an. Das war bei ihm geradezu pathologisch.

Aber der gutmütige Maderl ließ das kaum gelten; besonders auf Dr. Kastner ließ er nichts kommen. Dazu war Maderl zu sehr der echte Wiener, der gerne jede markante Persönlichkeit vergötterte und verehrte.

„Na, Berger, das weißt schon, auf den Kastner laß ich nichts kommen; das ist ein Kavalier; so oft er kann, laßt er mir was zukommen. Hat er wo zu tun, so steigt er bei mir in den Wagen! — A Kavalier!"

„Der Grund ist er, daß es so schlecht mit dem

Wiener Mittelſtand ſteht; bei der Naſen hat er euch herumgeführt, — bei der Naſen!"

„Geh, geh, wodurch denn?!"

„Ja, was hat er denn ſchon geleiſtet?"

„Ja, er kann doch die Zeiten nicht anders machen, er kann doch net für uns verdienen! — Aber jetzt ſoll er ja was Neues vorhaben. Ein großes Warenhaus, wie es Wien noch nicht geſehen hat!"

„Haſt du was von einem Warenhaus, Maderl?! Kriegſt du eine Fuhr' mehr?! — Na alſo! Siehſt, ſo ſieht es mit ſeiner Hilfe aus. Berühmt, populär will er werden; aber paß nur auf, das nimmt ein ſchlechtes Ende!"

„Heh! Du magſt ihn halt nicht, — aber a feſcher Kerl iſt er und bleibt er, a feſcher Kerl!"

„A feſcher Kerl! das iſt für den Wiener die Hauptſache," ſagte Berger pikiert.

„Iſt auch die Hauptſach'! Siehſt, Berger, was nützt denn alles, wenn einer nicht feſch iſt. Was nützt denn uns einer, der Geld hat und es net feſch ausgeben kann. Nur feſch und munter!" trällerte Maderl, das Weinglas ſchwingend.

„Sauf, Berger, ſei luſtig, was haſt denn ſonſt noch auf der Welt!"

Und Berger ſoff, aber er war nicht luſtig, er war giftig, brummig, wie immer, boshaft, ſtichelig, ſarkaſtiſch. Und nicht einmal 's Weinerl konnte dieſe Stimmung bei ihm zur Seite drängen, nicht einmal 's Weinerl, das ſonſt alles beſiegte, die Sorgen, das Elend, die Schmerzen.

„Sei feſch, trink noch eins!“ ſagte Maderl. Und wenn Berger auch nicht harmlos fröhlich ſein konnte, „feſch war er“ und trank noch eines.

Das beruhigte Maderl ſichtlich. Am Nachmittag ſaßen ſie noch beiſammen, und Maderl ſchimpfte über die ſchlechten Zeiten und klagte ſie für alles an, und Berger ſchimpfte auf Kaſtner und klagte dieſen für alles, aber auch für alles an, was immer in Wien nicht richtig war. Der Wein ſchmeckte allen beiden gut. —

Und wenige Tage darauf enthielt ein Wiener Blatt einen ſarkaſtiſchen Aufſatz über die neuen Pläne der Mittelſtandspartei, über ein Warenhaus in ſpe und über die Kavaliersallüren Kaſtners. —

Neben Werkbrecher, Liebl und Kaſtner war Roſerl diejenige, die am eifrigſten die Warenhausidee für ſich aufgegriffen hatte. Sie ſprach zu ihren Eltern wenig davon; auch mit Werkbrecher und Kaſtner, die beide ſelten kamen, da ſie mitten in der größten Arbeit ſteckten, konnte ſie nicht viel davon ſprechen.

Dafür unterhielt ſie ſich ſelbſt fort damit. Aus dem Wenigen, was ihr Werkbrecher vorher geſagt, formte und fügte ſie ſich ihre Zukunft zuſammen, baute ſie ſich ihre Zukunft auf.

Er wird den Rieſenbau ausführen, er wird ein reicher, berühmter Mann werden, und ſie ſeine Frau; dann wird ſie endlich, endlich alles haben können, was ſie ſich erträumt, Luxus, Komfort, ein blauſeidenes Boudoir, eine Equipage!

Ja, ja, das alles mußte er ihr dann geben, wenn ſie erſt ſeine Frau war. Denn ihr Herz ſehnte ſich danach.

So träumte ſie dahin. Sie konnte ſich ihre Zukunft gar nicht anders vorſtellen, als wie die einer reichen, verwöhnten, ſchönen Frau.

Stundenlang konnte ſie im Garten liegen und an ſolche Dinge denken, ſo mit offenen Augen träumen.

Oft freilich ſchien es ihr, als ob Werkbrecher nicht der Mann wäre, an deſſen Seite ſie ſolch ein Leben im Glanze erwarten konnte, und dann ſtiegen ihre Träume höher, dann ſah ſie ſich ſogar als des großen Kaſtners Frau. Sie mußte lachen. Und doch, es wäre ſchön geweſen! Ihre Freundinnen hätten zwar geſagt, einen ſo alten Mann möchten ſie nicht; aber der, der mußte noch feurig ſein können.

„Exzellenz, Frau Dr. von Kaſtner, Miniſtersgattin," wiederholte ſie ſich halblaut und kicherte.

Wär's nicht möglich, daß ſie ſeine Frau werden konnte? Ja, ihre Tante Toni hatte das auch einmal wollen, aber die hatte es nicht richtig angepackt, — nun ſaß ſie da als alte Jungfer und vertrauerte ihre ſchönſten Tage an der Seite ſeiner böſen Mutter.

Was die Tante Toni für ein Geſicht gemacht hätte, wenn er ſie ſtatt ihrer zur Frau genommen hätte. Sie lachte wieder.

Freilich, er behandelte ſie ja noch wie ein Kind, er nahm ſie nicht voll. Aber das machte nichts. Gerade ſo kam ſie ihm näher, gerade ſo konnte ſie ſich ihm mehr anſchmiegen!

So träumte ſie und war glücklich. Die ganze unſtillbare Sehnſucht ihrer jungen Seele, ihres jungen Körpers legte ſie in dieſe Träume. Sie wußte nicht

recht, wen ſie mehr liebte, den fahrigen, jugendlichen Werkbrecher, der erſt eine Zukunft aufbauen mußte, oder den männlichen, ruhigen Kaſtner, der ſchon eine Perſönlichkeit war, der ſchon den ſteilen Weg zum Ruhme langſam hinaufſchritt.

Nur eine teufliſche Luſt blieb in ihr zurück, der ſtillen, ruhigen Toni noch das Letzte an Hoffnung, das Letzte an Ruhe zu nehmen. Die grauſame Jugend tobte in ihr und wollte den Kampf mit der reifen Weiblichkeit aufnehmen, — was untaug war, ſollte zertreten werden, und blühen und ſprießen, was ſich nach Entfaltung ſehnte!

Und auf einmal wandelte ſie die Luſt an, in das alte ſtille Haus der Kaſtnerin zu gehen und, unter dem Vorwand, die Tante zu beſuchen, Umſchau im feindlichen Lager halten.

Sie zog ſich raſch an. War's nicht möglich, daß Dr. Kaſtner dort ſei? Gegen Abend kam er oft, nach der Mutter zu ſehen. Sie nahm ihre verführeriſchſte Toilette aus dem Schrank.

Lange ſtand ſie vor dem Spiegel, mit zufriedenem Lächeln verließ ſie das Haus.

Im alten Kaſtnerhauſe auf der Landſtraße war es ruhig und ſtill. Noch waren die Jalouſien der Fenſter heruntergelaſſen. Die Kommis lehnten gelangweilt an den Ladentüren, hinten im Kontor ſaßen Frau Kaſtner und Toni und tranken gerade ihren Nachmittagskaffee.

„Grüß Gott, ihr Lieben!" Es tönte ſo hell, luſtig und laut, wie man es in dieſem ſtillen Hauſe garnicht

gewohnt war; die Kommis ſtießen ſich an, da die junge, auffallend hübſche Roſerl durch den Kaufladen ins Kontor eintrat.

„Ach, die Roſerl!“ Frau Kaſtner ſagte es erfreut. Ihr war es, als käme die Jugend ſelbſt ſie beſuchen. Sie wollte aufſtehen, aber Roſerl drückte ſie in ihren Lehnſtuhl zurück.

„Bleiben's nur ſitzen, Mutter Kaſtner, ich rück' mir einen Stuhl zu Ihnen! So. Na, Tante, wie geht es dir, du ſchauſt ja blühend aus; immer noch jung und friſch!“

„Ja, das iſt ſie auch, oder wirſt du, Wildfang, die Toni auch ſchon zum alten Eiſen? Oh, der ſchauen die feinſten und jüngſten Herren nach, wenn ſie über die Gaſſe geht!“ ſagte die alte Kaſtnerin ſtolz.

„Mir auch, Mutter Kaſtner, mir auch, mir auch!“ lachte Roſerl ausgelaſſen. „Aber von denen will ich nichts wiſſen. Ich möchte einen ſehr geſcheiten und reichen Mann!“

„Wie dieſer Werkbrecher!“ ſagte Toni endlich lächelnd. „Der Doktor hat uns ſchon erzählt; bald wird man dir gratulieren können!“

„Aber ihm nicht!“ lachte Roſerl, „ihm nicht glaub' ich, der wird an meiner Seite viel auszuſtehen haben?!“

„Na, na, bei der richtigen Lieb' gibt ſich ſchon alles!“ meinte begütigend die alte Kaſtnerin.

„Einen Kaffee wirſt du aber mittrinken, Roſerl?“

„Ja, ſchon des ſchönen Guglupfs wegen, der dort ſteht!“ meinte die Roſerl luſtig.

„Den ißt der Franz auch ſehr gern! — Ja, den macht auch die Toni wirklich gut!“

„Jetzt, ich könnt' ſo was nicht zuſammen bringen! Ich hab' kein Talent zum Kochen!“

„Kommt alles noch, kommt alles noch, Mädel!“ brummte die Kaſtnerin.

„Kommt der Onkel heute, weil ihr den guten Guglupf hingeſtellt habt, den er ſo gern ißt?!“ fragte Roſerl leichthin.

„Möglich, möglich. Lange genug hat er ſich ſchon nicht ſehen laſſen!“

Ein Blick aus Roſerls jungen, kecken Augen ſtreifte Toni; ob ſie ſich auch freute, wenn er käme, dachte ſie unwillkürlich.

Und ſie wurde noch luſtiger, noch ausgelaſſener. Schon als junges Ding hatte ſie auf Onkel Kaſtner und auf Tante Toni geachtet, wie dieſe zueinander waren, da ſie gehört hatte, die hätten ſich mal recht, recht lieb gehabt, und es war doch davon gar nichts zu ſehen. Nun wollte ſie mit ſchärferem, erfahrenerem Blick die beiden muſtern, ihre ganze Koketterie wollte ſie heute ſpielen laſſen, um Kaſtners Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken. Ein Mann ſollte ſie einmal bewundern, ein ganzer Mann, nicht immer nur ſo grüne Jünglinge, die ſchmachten und dummes Zeug reden. —

Die ganze gemeſſene, jungfräulich herbe Art Tonis war ihr inſtinktiv zuwider; das junge Ding in ſeiner Liebesſehnſucht, von Natur aus als lockendes Weibchen geſchaffen, konnte ſich nicht vorſtellen, daß dieſe herbe Art wirklich Tonis innerſtem Charakter entſprach.

Die beiden grundverſchiedenen Verwandte konnten ſich darum nie näher kommen; Toni hatte immer eine gewiſſe Abneigung vor dem lauten, koketten Weſen ihrer Nichte, und dieſe nahm Tonis Art nicht ernſt.

„Sie iſt ſo geziert!“ ſagte ſie. Und all' die Kämpfe und Seelenqualen, die ſie durchgemacht, verſtand ſie nicht, würde ſie nie verſtanden haben. Wenn ſie ſtolz und luſtig und lachend geweſen wäre, wie ſie, ſie hätte dann Dr. Kaſtner beſiegen müſſen, dachte ſie. Denn noch heute war Tante Toni ſchön. Ihr herrliches Haar, ihre feuchten Augen, ihre ſchlanke und doch volle Geſtalt, — aber Tante Toni hielt ihre Reize durch eine einfache Toilette vorborgen, während Roſerl mit ihrer plumperen, blonderen Schönheit nicht geizte. —

„Der Herr Doktor hat eben telephoniert, ob er den Damen in einer halben Stunde gelegen wäre,“ ſagte ein junger Kommis, in das Kontor tretend.

„Aber gewiß, gewiß!“ ſchrie Roſerl. Toni ſah ſie verweiſend an. „Ob er der Mutter gelegen käme, Roſerl! Nicht dir, du Backfiſch!“

Roſerl lachte; es freute ſie, daß ſich Tante Toni über ihre lautgeäußerte Freude zu ärgern ſchien. Ja, ja es freute ſie! — —

Und von da ab ſah Roſerl immer zur Türe, ob denn Dr. Kaſtner nicht endlich käme.

Auch Toni war unruhiger wie ſonſt. Sie wußte ſelbſt nicht, warum. War es nicht deswegen, daß ſie unter Roſerls Augen mit Kaſtner zuſammentreffen ſollte, unter dieſen kecken, koketten Augen?

Endlich kam Dr. Kaſtner; er war ſehr guter Dinge, neckte ſofort Roſerl, begrüßte die Mutter herzlich und drückte zum Schluß auch der Toni flüchtig die Hand. Aber kein Blick aus ſeinen Augen traf ſie.

„Nun, Mutter, du haſt ja die wahrhaftige Jugend, die ſchönſten Frauen von der Landſtraße um dich verſammelt!“ ſcherzte Kaſtner, und die alte Frau lachte gutmütig.

„Und ſie alle kommen daher, um ihrem Onkel zu huldigen,“ ſcherzte in übermütiger Laune Roſerl.

Einſtweilen ging Toni hin und her, brachte Kaffee und Kuchen, ſchenkte ihm die Taſſe voll. — Ein kurzes „danke“ lohnte ihre ſtille Mühe.

Indeſſen ſchwätzte Roſerl luſtig weiter, vom hunderſten ins Tauſendſte kommend.

Mit einem zufriedenen, amüſierten Lächeln um den Mund hörte ihr Dr. Kaſtner zu. Ihre echt weibliche Art der Geſchwätzigkeit gefiel ihm, zerſtreute ihn, deſſen Kopf von allen möglichen Arbeiten und Sorgen voll war. Daß in ihr ein gutes Stück Koketterie und Gefallſucht ſteckte, fand er nicht einmal unhübſch. Sie war ja noch ſo jung und blühend, alles erſchien an ihr noch ſo naiv, daß es einem nicht unangenehm auffiel. Es war keine gemachte, es war eine angeborene Art der Koketterie. Freilich, Kaſtner merkte, daß ſie ihn im Stillen ſeit Jahren ſchon als Backfiſch anbetete; aber das hatte ihn nur lachen gemacht, er hatte dem allen gar kein größeres Intereſſe entgegen gebracht.

Kaſtner war ſo gewohnt, von Frauen und Männern

umſchwärmt, angebetet, verehrt, geſchätzt und geſchmeichelt zu werden, daß er auch bei Roſerl nichts Auffälliges daran fand. Es gehörte ſo zur Luft, die ihn umgab, zu dieſer weichen, lauen Wiener Luft. An den Türpfoſten gelehnt, folgte Toni ſtumm der Unterhaltung, ſah mit ſtarren, ſtrengen Zügen, die kaum einmal ein gezwungenes Lächeln erhellte, faſt erſtaunt auf Mutter und Sohn, die beide von dem luſtigplätſchernden Redebächlein wie zwei Verdürſtende tranken, Naivetät, Jugendlichkeit zu trinken glaubten.

An ſolch albernem, kindiſchem Geſchwätz fand Doktor Kaſtner Gefallen?! Sie fragte ſich's immer wieder. Merkte er denn nicht die Falſchheit all' dieſer Luſtigkeit, er, der ſonſt ſo ein feines Empfinden für alles hatte?!

Toni konnte es nicht verſtehen, daß er gerade in dieſer Art Unterhaltung Zerſtreuung, Ablenkung ſuchte. Sie, die ſeit Jahren wie eine koſtbare, empfindliche Blume im kühlenden Schatten ſtand, konnte nicht verſtehen, daß man ſich manchmal nach lachendem Sonnenſchein ſehnte.

Ihre Schönheit, ihre Herbheit, ihre Sammlung, ihre Treue, ſelbſt ihre große Liebe zu Kaſtner hatten ihr all' dieſe ſtillen, freudloſen, arbeitsreichen Jahre nicht rauben können. Aber das fröhliche Lachen der Jugend, der Sonnenſchein naiven, dummen, plumpen Humors fehlten ihr ſeit damals.

Das war es auch, was ihren Zügen jene ſtarre, kalte, faſt tote Schönheit verlieh, jene Schönheit des Schattens.

Der Abend senkte sich schon hernieder, der Laden sollte geschlossen werden, da meinte Frau Kastner zu ihrem Sohne gewendet:

„Du führst doch die Roserl heim, damit sie kein frecher Herr anspricht!“

Er sagte: „Gern, Mutter, selbstverständlich.“

Da fuhr Toni rasch dazwischen: „Wenn es dem Doktor unangenehm wäre, d. h. wenn er keine Zeit hätte, könnt' ich es besorgen!“

„Nein, nein, Tante, ich will Herrenbegleitung. Uh, wie stolz will ich sein, wenn die Landstraßler mir nachsehen, wie ich mit dem großen Kastner daher geschritten komm'!“ rief Roserl ausgelassen.

„Sei nur hübsch artig und brav!“ lachte Kastner, „sonst laß ich dich mitten auf der Straße stehn, du Wildfang!“

„Aber, Onkel, das wäre ungalant, äußerst ungalant!“

Sie empfahlen sich. Der Doktor versprach, sich bald sehen zu lassen; beim Hinausgehen drückte er Toni lächelnd die Hand.

„Warum denn gar so finster und ernst, Toni?!“ er sah ihr in die Augen. „Nimm dir an der da ein Beispiel, die lacht den ganzen Tag.“

Toni wollte etwas erwidern; alle Nerven vibrierten und zitterten in ihr; sie mußte sich von ihm, von ihm ihre Nichte als Muster vorhalten lassen! Aber schon rief die alte Mutter drinnen nach ihr und rasch und lautlos enteilte sie, um der alten Frau gehorsam und behilflich zu sein.

Nun ging er ſchon mit der Jugend, mit der Generation nach ihr! Er war grau, — aber er war jung geblieben; ſie war ſchwarz, — aber alt, freudlos, — unglücklich geworden.

Eine Träne glänzte in ihrem Auge — eine einzige Perlenträne, eine von den Tauſenden, die ſie ſeinetwegen ſchon geweint.

Dann ging ſie an ihre alltägliche Hausarbeit. Weiter, weiter arbeiten in der Tretmühle der Pflicht; dafür hatte ſie ja hier ein Zuhaus, ein Heim, — ein kaltes, totes, morſches, graues Heim. —

Draußen ſchritten durch das Dämmerlicht des Abends die beiden dahin, der große, ſtattliche, reife Mann und das junge, volle, lockende Weibchen.

„Onkel, Sie gehen ſo geſchwind! Sie ſind wohl froh, wenn Sie mich zuhauſe abgeladen haben?“ fragte Roſerl mit ſchmeichelnder, leiſer Stimme.

„Ich ſchreite nur ordentlich aus, damit ich noch mit der Jugend da an meiner Seite Schritt halten kann!“ ſagte er lächelnd, gleichgültig.

„O, Sie halten mit dem Jüngſten noch Schritt!“ meinte Roſerl bewundernd.

„Da irrſt du dich aber, Kind! Wart' nur einmal, bis du an die Fünfzig biſt!“

„Uh, da bin ich ſchon ein Hutzelweibchen mit erwachſenen Kinderchen!“

„Gelt, Roſerl, du möchteſt gern den Werkbrecher heiraten?“

„Ja, heiraten möcht' ich gern, meinetwegen auch den Werkbrecher, einen halt, an deſſen Seite man es

ſchön hat, recht ſchön, einen Mann, der einen verehrt, der einen verzieht, mit ſchönen Sachen überhäuft!"

„Schau, ſchau, ſo eine biſt du?"

„Ja, wenn man doch ſein Ideal nicht kriegen kann, dann muß man ſchon einen nehmen, der einem ein bequemes Leben verſchaffen kann!"

„Du biſt ein praktiſches Mädchen," ſagte amüſiert Dr. Kaſtner. „Wer wär' denn dein Ideal?"

Sie ſtockte einen Augenblick und ging mit geſenkten Augen an ſeiner Seite dahin.

„Nun, mir, dem alten Onkel, kannſt es ſchon ſagen!"

Sie ſchüttelte erregt den Kopf.

Da hängt ſich Kaſtner unwillkürlich in ihren vollen Arm:

„Na, Mädel, mir ſagſt du es ſchon. Zu mir haſt du ja doch Vertrauen?!"

Und da ſieht ihn das ſchöne Ding plötzlich mit einem großen, trotzigen, leuchtenden Blick an: „Sie wären mein Ideal!" Sie ſagte es kurz, ſtoßweiſe, dabei errötend.

„Geh, geh, Roſerl, ſei nicht keck, mach' keinen Unſinn mit mir!"

Und da bricht es los in ihr, da beginnt ſie ihm alles zu erzählen.

„Ja, ja; ſeit Jahren, ſchon wie ich ein ganz kleines, albernes Mädel war, wo die anderen ihre Lehrer anſchmachten, hab' ich Sie geliebt, — Sie allein," und dann fährt ſie fort und beichtet ihm alles; ihre Pulſe jagen, ihr Atem geht ſchnell, ſie preßt ſeinen Arm feſt, feſt an den ihren.

Halb lächelnd, halb verärgert geht Kaſtner an ihrer Seite. „Geh, geh, Roſerl, ſo was mußt du dir aus dem Kopf ſchlagen, ich und dein Ideal!“ — Ganz ängſtlich iſt ihm geworden, ganz ängſtlich und unbehaglich. „G'ſcheit ſein mußt du; ein ſo alter Mann wie ich iſt kein Ideal für ein junges Mädchen; — der Werkbrecher, das iſt ein netter, feſcher Kerl, und den ſollſt du auch heiraten, er wird noch ein reicher Mann und kauft dir alles, was dein Herz begehrt!“

Da ſchlägt Roſerls Stimmung wieder um:

„Auch eine Equipage? Glauben Sie?“

„Wenn er kann, gewiß!“

Und da lächelt Roſerl wieder vergnügt: „Alſo auch eine Equipage. Na, dann kann ich mein Ideal ſchon verſchmerzen! Meinen Sie nicht, Onkel?!“ ſagte ſie lachend.

„Gewiß, Kind, gewiß!“ Einige Augenblicke ſind dann beide ſtill. Ihr iſt, als hätte ſie eine große Dummheit gemacht, und er wieder iſt froh, ſich ſo aus der Sache gezogen zu haben.

Und nun geht ſie wieder an ſeiner Seite und erzählt von ihren Wünſchen.

„Du wünſcht dir ſo viel, Roſerl, daß es wahrlich kein Wunder war, daß ich bei den vielen Wünſchen auch dabei bin!“

„Es war nur anſtändig von mir, gelt!“ — Sie lachte ſelbſt. Sie wollte ſelbſt den Vorgang von früher ihm humoriſtiſch harmlos erſcheinen laſſen.

„Gelt, Onkel, den Witz von früher nehmen Sie mir nicht übel. Ich wollt' Ihnen nur von meiner Jugendſchwärmerei erzählen, — jetzt, jetzt freilich iſt alles

anders, aber mein erſtes Ideal bleiben Sie. Sie können ſtolz darauf ſein!"

„Bin ich auch, Mädel!"

Ihm war es heiß geworden, er wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn.

„Ja, ich habe den Werkbrecher ſehr gerne!" ſagte ſie dann feſt und überzeugend.

„Du kannſt verſichert ſein, daß ich alles tun werde, daß du ihn bald heiraten kannſt!"

„Goldonkel, Goldonkel, und da ſoll ich Sie nicht mein Ideal nennen dürfen?"

Sie lachte. Er ſprach ihr nun von Werkbrecher und ermahnte ſie, zu Hauſe brav und zufrieden zu ſein, ihrem Vater, der ohnehin viel zu tun habe, nicht noch Sorgen zu machen.

„Er hat recht Angſt um Dich, du biſt ein unberechenbares Ding, Roſerl!" ſagte Kaſtner. „Du mußt deine Wünſche und Launen mehr konzentrieren, ihnen eine beſtimmte Richtung geben, daß ſie zu Energie, zu Tatkraft werden, daß du was erreichſt," ſagte er.

„Ja, du haſt recht, das will ich, ich will mir ein Ziel ſetzen, ein hohes, ſchier unerreichbares Ziel, das muß ich erreichen!" Sie ſagte es feierlich viſionär!

„Nur nichts Unerreichbares!"

„Nein, Onkel, das, was ich will, das erreiche ich ſchon, — wenn nicht heute, wenn nicht jetzt, aber bald!"

„Hu, wie unheimlich!"

„Nicht wahr, und doch iſt es ein ganz beſcheidenes Ziel eigentlich!" —

„Was denn?"

„Das ist mein großes Geheimnis, mein Mädchengeheimnis; aber wenn ich es erreicht habe, dann will ich es Ihnen sagen!“

Sie waren vor Liebls Wohnung angekommen. „Gehen Sie nicht mit herein?!“ fragte Roserl.

„Nein, nein, ich habe zuhause zu arbeiten!“

„Schade, der Papa hätte sich gefreut!“

Dann streckte er ihr die Hand entgegen, und auch sie legte ihre hinein. —

Einen Augenblick sah sie ihn mit einem leuchtenden, strahlenden Blick an, dann beugte sie sich schnell über seine Hand und küßte sie.

„Aber, Roserl, närrisches Roserl!“ will er ihr eben zurufen. Doch sie ist schon davon.

Einen Augenblick sieht er auf das zufallende Haustor, dann geht er kopfschüttelnd von dannen.

Was in dieser jungen Mädchenseele an widerstreitenden, drängenden, sengenden Gefühlen nicht alles schlummerte! Nein, die war kein naives Kind mehr, die war ein Vollweib, mit allen Fehlern und Vorzügen desselben.

Was wollte sie von ihm? War das Komödie? War es Liebe? War es eine plötzlich ausbrechende Sinnlichkeit oder eine sprunghafte Laune? Wollte sie ihn für ihre Pläne kirre machen? Er war der erste Mann, der ihr seit ihren frühesten Mädchenjahren begegnet, er wurde ihr von den Eltern als Ideal, als Vorbild dargestellt, und nun, da sie reifer, wissender war, übersetzte sie sich das in ihre Sprache, in die Sprache der Liebe.

Aber er durfte und wollte dem kleinen Vorfall keine Bedeutung beimeſſen, nicht für ſie und nicht für ſich.

‚Man fängt mit grauen Haaren kein verbotenes Verhältnis mit der Tochter ſeines Freundes an, man iſt zu bequem dazu‘, ſetzte er lächelnd bei, ‚viel zu bequem!‘

‚Man geht mit grauen Haaren ſeinen geraden, faden, langweiligen Weg, — man ſucht mit grauen Haaren nicht die verſpäteten Abenteuer der Jugend einzuholen.‘

‚Man löſt mit grauen Haaren kein Frauenrätſel, keine Rätſel, die einem die Frauen mit ihrer Liebe aufgeben, — zumal‘ — er ſetzte es mit Bitternis hinzu, — ‚wenn man das Rätſel ſeiner Jünglingsliebe noch nicht gelöſt, zumal, wenn man noch jetzt erſchauernd und entzückt vor der Geliebten ſeiner Jugendjahre ſteht, nur ihre Schönheit, ihre Güte, ihre Liebe ahnend, nicht verſtehend.‘

‚Eh’ dir die Erkenntnis des erſten Weibes nicht wird, geh’ nicht zum zweiten!‘

Er dachte und ſagte das alles zur Beruhigung, zur Bekräftigung ſeiner guten Vorſätze, wie er den Weg über die Hauptſtraße zurückſchritt.

Jetzt kam er an dem Hauſe ſeiner Mutter vorbei. Im erſten Stock waren zwei Fenſter erleuchtet. Dort ſaßen die beiden ſtillen, ſtummen ehernen, feſten Frauen, über deren Mund ſeit Jahren kein Wort von Liebe, Pflicht und Treue kam, und die doch ihr Leben und Sein ihm geopfert.

Sollte er hinauf gehen? — Nein, er war innerlich nicht ruhig genug, er wollte ſich noch müde laufen, — er ging ſchnell dahin, ohne noch einmal hinaufzuſehen.

Oben aber ſtand Toni, den Kopf an die Scheiben gepreßt, das Taſchentuch vor dem Mund. —

Ihr war es, als hätte ſie ihn heute wirklich verloren, als wäre lockend und ſchmeichelnd, in leuchtender Blütenpracht die Jugend gekommen und hätte ihn ihr genommen. Und nun mußte ſie warten, warten, warten, bis dieſer Frühling, dieſe Jugend verging. — Monde, Jahre vielleicht!? —

Einen Augenblick ſchluchzte ſie leiſe auf, dann aber traf ihr Blick die ſchlummernde alte Frau im Lehnſtuhl. — Raſch ſprang ſie hin, ſchob ihr das Kiſſen unter den weißen Kopf und legte ihr Haupt auf ihre knochige Hand, als ſollte die ſie ſchützen und tröſten! — — —

III.

Trotzdem in den letzten Jahren mehrere neue Staatsgebäude errichtet worden waren, in denen verschiedene Abteilungen, die bisher zerstreut waren, nun zusammen hausten, hatte die Abteilung V a noch immer jene dunklen Räume im alten Gebäude inne. Oft und oft hatte es geheißen, daß auch dieser alte Bau, der längst von neuen Industriepalästen und Zinshäusern eingeschlossen war, fallen müßte; aber immer wieder hatte man ihn aus Ersparungsgründen stehen lassen, da er eine Menge Bureaus beherbergte.

Die Abteilung V a, deren Schwesterabteilungen längst in stattlichen Neubauten untergebracht waren, blieb wie zur Strafe in diesem alten Gemäuer. Hier konnten sie weiter ihren Sitten und Unsitten fröhnen; hier konnten sie, ohne die übrigen Abteilungen zu verseuchen, ihr Phäakenleben fortführen.

Den Herren der Abteilung war dies nur recht, — immer schärfer arbeitete sich so ihre Sonderstellung heraus, immer geschlossener blieb ihr Kreis.

Unter Dr. Wenks Leitung war so ziemlich alles beim Alten geblieben; die dienstlichen Arbeiten waren

vielleicht im Laufe der Jahre mehr angewachſen, aber die alten Sitten und Unſitten erhielten ſich auch jetzt. Man feierte die Feſte, wie ſie fielen, durch Trinkgelage, und arbeitete wieder drauflos, wenn es ſein mußte.

Aus dem ſtrebſamen Miniſterialſekretär, der damals die Unterſuchung gegen die Beamten geführt hatte, war jetzt ein gar hoher Beamter geworden. Aber nun ſtand er erſt recht hilflos der Abteilung Va gegenüber. Freilich, an dem Tage, da er endlich das ändern werde können, an dem Tage wollte er ſich ſelbſt etwas ganz Beſonderes bewilligen. Gerade ſein Reſſort brachte es mit ſich, daß er die Arbeiten dieſer Leute oft benötigte. Und vor den Arbeiten, vor dieſen langen Reihen vielziffriger Zahlen, vor denen hatte ſelbſt ſein juriſtiſch geſchulter Geiſt Reſpekt. Neben einigen neueren, jungen Kräften waren noch immer die meiſten der früheren Herren in der Abteilung tätig.

Da war vor allem als Rangsälteſter Liebl, dem die Jahre nicht viel hatten antun können, wenn ſie auch nicht ohne Sorgen an ihm vorübergegangen waren. Seit ſeine Tochter erwachſen war, war eine Sorge mehr dazugekommen, die Sorge um deren Zukunft. Denn was war die Zukunft einer mittelloſen Beamtentochter? Darum war er in der letzten Zeit für die Realiſierung der Warenhausidee fieberhaft tätig; erwartete er ſich doch dadurch einen vollſtändigen Umſchwung der alten Verhältniſſe, die Stagnation mußte aufhören, neues Leben in die Maſſen kommen.

Auracher wußte noch immer für die Schäden ſeiner

Kollegen medizinischen Rat. Freilich, dem alten Diurnisten Schuster hatte er gegen den Tod kein Mittelchen verraten können; darum war der auch vor einigen Jahren gestorben. Ritter von Pammer hatte nach einem Skandal das Amt verlassen müssen und hatte beim Abschied noch rasch die Frau Maderl aus Versehen mitgenommen. Ob er sich im Auslande, dank ihres Geldes, von dem freilich ihr Mann den Hauptteil längst verjubelt hatte, eine Existenz geschaffen, wußte niemand. Osensky aber war im Laufe der Jahre zum würdigen Vertreter seiner Abteilung herangewachsen, — der von Zeit zu Zeit immer wieder in eine wüste Saufperiode verfiel.

Ältere Beamte klagten dafür die neue englische Bureauzeit an, Osensky jedoch nur seinen übernatürlichen, großen Durst.

So war bis auf einige Personalverschiebungen so ziemlich alles beim alten geblieben, trotzdem sich um die Abteilung V a herum alles Mögliche änderte, — bis eines schönen Tages der hohe Beamte in einer schlaflosen Nacht, in der er sich eingehend mit V a beschäftigt hatte, eine große Änderung ausgeheckt hatte.

Der moderne Geist, dem er in die kaiserlichen Bureaux Eingang verschafft hatte, wie er glaubte, vertrug derlei gutbureaukratische, numerisch richtige, aber plumpe und komplizierte Titel, wie „Abteilung V a des Fachrechnungsdepartements so und so etc. des so und so Ministeriums“ nicht mehr.

Er beschloß daher die römischen Ziffern in arabische

umzuändern und die Buchstaben wegzulassen. Und so wurde bald ein Erlaß an die gesamten Ämter seines Ressorts erlassen, der die Abteilungen umnumerierte, so daß auch die verhaßte Abteilung V a umgenannt wurde und den schöneren Titel: „Abteilung 27" erhielt.

Durch die welterschütternde Tatsache hoffte der hohe Beamte auch den Lebensnerv, die Tradition von V a, getroffen zu haben, und bald prangte an der alten Eingangstür der Abteilung ein Schild:

„Abteilung 27 (ehemals V a)."

Da man von niemandem, und besäße er das beste Gedächtnis der Welt, verlangen konnte, daß er sofort alle die neuen Zahlen behalten konnte, so wurde einstweilen auch auf Schriftstücken die Doppelzahl gesetzt: Abteilung 27/V a, was zur Einfachheit sicher nicht wenig beitrug. — Aber sei es wie es sei, der hohe Beamte erhielt kurze Zeit darauf den Titel und Rang eines Hofrates, und allgemein sprach man anläßlich dieser Ernennung von seinen eminenten geistigen und praktisch-modernen Beamtenqualitäten.

Auch die Beamten der Abteilung 27/V a waren, besonders seit Berger nicht mehr in ihrer Mitte weilte, feurige Anhänger der Mittelstandsbewegung, und die Idee eines Warenhauses hielt auch sie seit Wochen in Atem. Speziell der Gedanke Liebls, daß die Staats- und Magistratsbeamten beim Einkauf gewisse Prozente erhalten sollten — wie etwa die Mitglieder der Lehrerhausvereines in Spezialgeschäften —, beschäftigte und erfreute sie.

Liebl, Werkbrecher und Kaſtner hatten die letzten Tage mit Fiebereifer ſich mit dem Projekt befaßt, und nun konnte man vor die Verſammlung der Intereſſenten mit fertigen Plänen und formulierten Verträgen treten.

Es war eine ſtürmiſche Verſammlung, bei der ſich ſo recht das Durcheinander der Anſichten und Stimmen der einzelnen Geſchäftsleute zeigte. Jeder wollte für ſeine Branche ganz beſondere Begünſtigungen.

Als Doktor Kaſtner dieſen verſchiedenen Anſichten gegenüber ſtand, dachte er einen Augenblick daran, den ganzen Plan fallen zu laſſen, denn es erſchien ihm im Augenblick unmöglich, mit einer ſo verſchiedenen, zuſammen gewürfelten Geſellſchaft irgend etwas Erſprießliches zu leiſten. Aber dann packte ihn wieder die Luſt am Wagen, der Ehrgeiz, die Sucht, auf dieſe Weiſe endlich jene Höhe, jene unbeſtrittene Poſition zu erreichen, der er ſeit mehr denn einem Jahrzehnt zuſtrebte. Und zum erſtenmal trat er als Einziger der wilden, ungeordneten Maſſe entgegen, — zuerſt mußte er dieſes ungleiche Volk, dieſe ungleichen, unklaren Wünſche beſiegen, ehe er mit ihnen ſelbſt ſiegen wollte.

Nur diesmal nicht nachgeben, nur diesmal keine Konzeſſionen machen, nur diesmal ihnen den Herrn zeigen. Ja, den Herrn; denn wenn irgend wer einen ſolchen brauchte, dann war es dieſes Phäakenheer.

„Du ladeſt zu viel Verantwortung auf deine Schultern!“ mahnte der ängſtlichere Liebl.

Aber Kaſtner lachte: „Die können doch nicht

denken, ich muß es für sie tun. Und darum muß mein Gedanke, mein Plan ganz durchgehen!"

Auch gegen Werkbrecher, als den Erbauer, hatte Dr. Kastner anfangs Bedenken; aber da er sich den Interessenten gegenüber sah, die etwas Greifbares sehen wollten, schwanden sie ihm. Warum sollte nicht jener junge, talentierte Architekt es bauen, warum sollte mit der neuen Sache nicht auch ein neuer Mann sich sein Glück erzwingen!

Freilich scharf kontrollieren, immer wieder seine Extravaganzen zurückdrängen mußte man. Dafür wollte er sorgen.

Die Geschäftsleute, die sich als Teilhaber beteiligen wollten, staunten über die Pläne des herrlichen Baues.

Ja, das war etwas Ganzes! Das konnte sich sehen lassen, das war an sich schon die beste Reklame.

Liebl hatte die Subskriptionslisten herumgereicht, hatte auch eine große Bank gefunden, die nach Einsicht in die Pläne eine bedeutende Summe zeichnete, — die Zuschüsse, die Staat und Stadt geben wollten, waren freilich gering. Man mußte sich noch nach größeren Geldquellen umsehen. Und so kam man, ohne daß man es wußte, plötzlich auch ins Lager des Großkapitals um Geld. Einige Häuser, die sich Vorteile aus dem Bau versprachen, zeichneten auch große Summen, und so war es möglich, der Sache endlich praktisch näher zu treten.

Zwischen Liebl und Kastner wäre es fast zu einem ernstlichen Mißverständnis gekommen, weil Liebl meinte, man müsse auf das Geld des Großkapitals

verzichten, während Kaſtner der Anſicht war, Geld ſei Geld, wo immer man es herbekomme, und von den kleinen Geſchäftsleuten ſeien nie ähnliche Summen aufzutreiben.

Das war nach langen Jahren eigentlich die erſte prinzipielle Differenz, die zwiſchen den beiden unzertrennlichen Freunden beſtand. Auch diesmal war Liebl derjenige, der nachgab, der ſich dem Plane Dr. Kaſtners fügte, weil er in ihm das Haupt der Partei ſah.

Aber es entfremdete die beiden doch innerlich. Liebl fühlte, wie ſich Kaſtner mit Leib und Seele der Idee des Warenhauſes verſchrieb, wie in ihm auf einmal, um ja die Sache zur Realiſierung zu bringen, etwas Herriſches, Gemachtes, Selbſtbewußtes ſich entwickelte.

Nur durch eherne Energie konnte er zum Ziele kommen. Und es war erſtaunlich, wie die Gier nach Neuem, die Hoffnung auf großen Gewinn, auf endgültige Änderung ihrer gedrückten Lage die ſonſt ſo unbotmäßigen Kleingewerbetreibenden zu unbedingtem Gehorſam zwang.

Und trotz aller Arbeit, trotz aller ſchier unüberbrückbaren Hinderniſſe fühlte ſich Kaſtner ſo wohl, wie nie. Vor ſich ein großes Ziel, hinter ſich endlich ein geordnetes Heer von Bürgern, deren zähe Kraft er im Kampf gegen das Großkapital erproben wollte.

Wenn es ihm gelänge? Wenn er wirklich ſo etwas Großes, Neues ſchaffen würde?

Nach einem an Mühen und Anſtrengungen, aber auch an Erfolgen reichen Tage war er abends raſch

auf einen Sprung zu seiner alten Mutter geflüchtet, von dem unbezwinglichen Wunsche beseelt, der weisen, alten, erfahrenen Geschäftsfrau sein Herz auszuschütten.

Die Alte, die in der letzten Zeit kränkelte, saß wieder in ihrem kleinen Kontor im Lehnstuhl und sah hinaus in den dunklen Laden, wo die Kommis die Kunden bedienten; dann und wann nickte sie einem Bekannten, der draußen Einkäufe machte, freundlich zu. Dann flog ihr Blick wieder in die Geschäftsbücher, die vor ihr aufgeschlagen lagen.

In Gedanken war sie mit den neuen Plänen ihres Sohnes beschäftigt. Sie schüttelte für sich ungläubig den Kopf, sie gefielen ihr nicht. Gewiß, sie waren genial, groß; aber sie sah den Vorteil derselben nicht ein.

„Du sollst von allem Geschäftlichen die Hand lassen, Franz," sagte sie ihm später, da er die Rede darauf brachte. „Die Geschäfte müssen sie sich allein führen! Das kannst du nicht für sie besorgen!" —

„Aber ich kann die letzten Streitkräfte sammeln und durch solch' einen Zusammenschluß stärken. Ich kann ihnen günstigere Einkaufs- und Verkaufsbedingungen schaffen, kann ihnen so Kapital bieten." Aber die Alte schüttelte den Kopf.

Kastner ärgerte sich, auch bei seiner Mutter, auf deren Urteil er in kaufmännischen Sachen so viel gab, kein Verständnis zu finden.

Die alte Frau ihrerseits fühlte, daß die Motive, die ihn plötzlich zu diesen großen, waghalsigen Plänen

trieben, keine ganz uneigennützigen waren, daß sie aus seinem Ehrgeiz, seiner Ruhmsucht entsprangen.

„Ich muß einmal was Großes leisten! Eine große, ganze Arbeit!“ sagte er wieder zur Mutter.

„Gewiß, Kind, gewiß. Aber im öffentlichen Leben ist die Kleinarbeit die größere. Eine einzige große Tat nützt nicht allen!“

Er wollte sich die Laune nicht verderben lassen, er dachte: ‚Laß die Mutter reden, sie ist alt, sie versteht nichts mehr von den gesteigerten Anforderungen unserer Zeit!‘ Und beruhigte sich so. Er lächelte ganz befriedigt vor sich hin, da Toni das Kontor mit stummem Gruß betrat.

Fast überlaut begrüßte er sie, so daß ihn die Mutter erstaunt ansah.

„Du glaubst doch an mich, Toni?!“ sagte er freudig. „Du glaubst doch, daß ich mit meinen Plänen etwas erreichen werde?“

„Gewiß, — ich hoffe und glaube es!“ sagte sie ruhig und feierlich.

Da sie Kastner wieder so heiter, so harmlos heiter sah, da sie gewahrte, wie seine Augen freudig leuchteten, wie in alle Glieder neue Beweglichkeit gefahren, — da war auch sie für Augenblicke glücklich!

Was hatte sie sich seit jenem Abend, da er mit Roserl das Haus verlassen, um ihn gegrämt und gebangt!

Nun, da sie ihm in die frischen, ehrlichen Augen sah, konnte sie wirklich kein Falsch an ihm finden. Er ging seinen Weg zur Höhe. Auch die Koketterie dieser Roserl wird ihn davon nicht abbringen. —

Nein, das durfte nicht ſein! Darum flehte ſie täglich zu Gott. Sie hatte ihn ſeinen Plänen und Ideen geopfert, dieſen mußte er treu bleiben.

Die Mutter, die murrte und knurrte und räſonnierte freilich in der letzten Zeit arg über Franz' neue Pläne.

Die Mutter wurde alt, ſchwächer und verlor immermehr den Glauben an ihren Sohn. Da er nicht über Nacht ihre Träume verwirklichte, wurde ſie mißtrauiſch. Vielleicht war der ganze Weg, den ſie ihm gewieſen, falſch; ſie ſprach oft zu Toni darüber.

Aber Toni ſuchte ihr das auszureden, und die alte Frau ſelbſt war glücklich darüber. Wenigſtens glaubten noch andere an ihn, wenigſtens konnten noch andere glauben, wo ihr Glaube verſagte.

Er war heute ungeheuer geſprächig, erzählte von ſeinen Plänen, legte die Details anſchaulich klar, wie ſich die Geſchäfte abwickeln würden.

„Du, Toni, bekommſt auch eine leitende Stelle," ſcherzte er.

„Und wer wird dann das Geſchäft hier führen?!"

„Die Mutter, die nicht an das Neue glauben will, der nehmen wir ja doch alle Kundſchaft weg!"

Die Alte verdroſſen derlei Witze.

„Mach' dich nur lächerlich über deine alte Mutter," ſagte ſie ſtrenge. „Sie behält doch recht! — Sie hat immer recht behalten!" —

Einen Augenblick trat eine Pauſe ein. Die Alte hatte es ſo ſtreng und unerbittlich geſagt, daß ihr niemand zu widerſprechen wagte.

„Führ' mich hinauf, ich will heute allein sein," sagte sie dann. „Ihr könnt euch zusammen über die neuen, großen Sachen, für die ich kein Verständnis habe, unterhalten!"

Kastner wollte der alten Mutter aufhelfen, aber sie wies ihn zurück. —

„Laß nur, laß nur, bist doch sonst nicht so aufmerksam gegen mich! — Die Toni bringt mich schon hinauf!"

Kastner schüttelte den Kopf. So hatte er die Mutter noch nicht gesehen!

Waren es wirklich seine Pläne, die sie so mürrisch machten, oder war es das Alter, das sie drückte?

Er blieb unten im Kontor sitzen. Toni sollte ihm Bescheid sagen. — Langsam ging er im kleinen Raume auf und ab. Seine gute Stimmung war gewichen. Aber sollte er wirklich ob der paar unfreundlichen Worte einer alten, kranken Frau den Kopf hängen, sich seine besten Lebenshoffnungen rauben lassen? Nein, dazu war er nicht der Mann! —

Nur sich vom vorgesteckten Ziel nicht abbringen lassen, und seinen Weg gehen, nicht rechts, nicht links sehen. —

Da trat Toni fast lautlos in das Kontor.

„Die Mutter schickt mich, ich soll dir Gesellschaft leisten!" sagte sie schüchtern und kaum hörbar.

„Das ist das Neueste! Das Neueste, seit fünfzehn Jahren!" lachte er gezwungen.

„Darf ich dir etwas zum Nachtmahl bringen?" fragte Toni wieder tonlos.

Da ſah er erſt ſie an, wie ſie mit geſenkten Augen vor ihm ſtand, ſie, die ſeinetwillen in dieſes öde Haus gezogen, ſie, die hier anfing, ältlich zu werden, um ſeinetwillen.

„Toni, wir wollen uns wirklich einmal gemütlich zuſammenſetzen, wir wollen wirklich einmal gemütlich plaudern, — willſt du?“

Sie nickte nur. Tränen traten ihr in die Augen.

„Die Mutter gibt mich auf. Sonſt ließe ſie uns nicht allein, ſonſt glaubte ſie noch an meine Pläne, an meine Zukunft!“

„Sie kränkelt ſchon ſeit Wochen, Franz,“ ſagte ſie wieder wie zur Entſchuldigung.

Im Raume war es dunkel geworden, der Laden war ſchon geſchloſſen, und eine beängſtigende Stille herrſchte um ſie.

„Ich werde die Lampe anzünden,“ ſagte ſie erſchauernd.

Er ſah, wie ſie von ihm weg in die Ecke ſchritt, wo die Lampe ſtand.

Und da faßt ihn die Luſt: „Halt' ſie zurück, ſchließe ſie in deine Arme, küß dir dein Liebchen jung. Sie gehört dir, ſie gehört dir mit Leib und Seele. Sie hat ſich dir ja längſt geſchenkt.“

„Laß die Lampe!“ ruft er mit erregter Stimme. „Ich liebe das Dunkel!“ er flüſtert es ihr näher tretend zu. „Ich liebe das Dunkel deiner ſchwarzen Haare, ich liebe dich, Toni, noch immer, wie damals!“

„Franz!“ wie der Schrei eines geängſtigten Vogels tönte es, „laß mich, laß mich, wir ſind ja keine jungen Leute mehr!“ Und da er darüber lachte, fügte ſie geängſtigt bei: „Franz — die Mutter!“

„Die Mutter, die Mutter, immer die Mutter!“ ziſcht er böſe. „Und wir, wir zwei, unſere Jugend, unſere Träume, unſer Glück, muß das immer der alten Mutter wegen zurückſtehen, zu nichts zerrinnen?“ Und dann reckt er ſich auf, faßt ſie bei den Händen:

„Küß mich, Weib!“ Ihr iſt es, als ſchriee er es laut hinaus, in die abendliche Stille, in das Dunkel des Hauſes.

Aber alle Liebe in ihr zu ihm hat die aufjauchzende Freude verloren, alle Liebe zu ihm ſind ſeit Jahren nur Tränen. Sie küßt ihn nicht, ſie läßt ſeine Hände ſchlaff in den ihren und weint, weint wimmernd, erlöſend, weint, wie ein unglückliches Kind.

„Iſt das deine ganze Liebe zu mir, Toni?“ flüſtert er ſie ſtreichelnd.

„Ich hab' mich daran gewöhnen müſſen, daß ſie zu Tränen wurde,“ ſagt ſie ſchluchzend. „Du weißt ja gar nicht, wie viel ich um dich geweint habe. Du biſt deinen Weg gegangen, und haſt dich nicht umgeſchaut um mich. Oft habe ich geglaubt, ich ertrüg' es nicht; aber Liebe kann alles ertragen! Oft habe ich geglaubt, du liebſt längſt eine andere, aber ich hab' dich doch lieben müſſen!“

Im Dunkel ſtand ſie ſo an einen Schrank gelehnt, vor ihm, ganz dicht vor ihrem Geſicht leuchteten ihr

ſeine Augen entgegen; aber ſie waren nicht freundlich, wie ſonſt, ſie glühten und ſchoſſen Blitze. —

„Küß mich nicht!“ bat ſie, „küß mich nicht, ich könnt's nicht ertragen!“

Und da fühlt er ſelbſt, daß er nach jahrelangem, ſtummem Nebeneinandergehen ihre herben Vorſätze, ihre mühſam geſammelte Ruhe nicht alſo mutwillig durch einen Kuß im Dunkeln ſtören darf.

„Ruhe, Ruhe, Toni,“ ſagt er freundlich, „fürchte dich nicht. Zünd' nur die Lampe an, daß die Geſpenſter verſchwinden.“

Der Zylinder klirrt, da ſie ihn mit zitternden Händen von der Lampe nimmt; er entzündet ſelbſt ein Streichholz.

„Deine Nerven ſind angegriffen,“ ſagt er, „daß du dich vor einem Kuſſe ſcheuſt!“

Aber ſie lacht ihn glücklich an. Das iſt ihr großer Kaſtner wieder, der ſich ſelbſt Herr werden kann.

Sie huſcht hinaus, um ihm das Abendbrot zu bringen.

Ganz verändert erſcheint ihr der Raum, da ſie ihn wieder betritt, denſelben Raum, in dem ſie ſeit Jahren tagsüber ſchafft und arbeitet, ganz verändert iſt er, da Kaſtner allein mit ihr darinnen ſitzt.

Sie legt ihm die Stücke Fleiſch vor und nötigt ihn recht hausmütterlich zum Eſſen. Und er ißt auch lachend.

„Iſt's ſo nicht recht gemütlich da?“ ſagt er dann.

Aber plötzlich fällt ihm die Mutter ein, die oben allein ist, und er bittet Toni, nach ihr zu sehen.

Als sie wieder herabkommt, kann sie ihn damit beruhigen, daß die Mutter schon zu Bett gegangen.

„Früher, da sind wir oft lange aufgesessen und haben über dich gesprochen; aber jetzt ist die Mutter müde und mürrisch, das Alter macht's halt," fügte Toni wie erklärend bei.

„Sie hat den Glauben an mich verloren. Aber ich erobere ihn mir wieder zurück. Denke dir, Toni, ein mächtiger Bau, ein Palast der Gewerbetreibenden, darinnen alles zu haben ist, alles was das Herz begehrt!"

Und Dr. Kastner begann zu erzählen und auszumalen.

Gespannt hört Toni zu; sie merkt es kaum, wie er in der Erregung Glas auf Glas leert; sie merkt es nicht, wie seine warme Rechte auf ihrer feinen, weißen Hand ruht, sie ganz deckt.

Aber nur etwas wie stiller Friede, wie stilles Glück hält Einzug in ihr.

So, so hatte sie es sich vor einem Jahrzehnt und mehr gedacht, daß sie wie zwei Kameraden zusammensitzen würden und von der Zukunft, von seinen Unternehmungen reden, so hatte sie es sich vor fünfzehn Jahren gedacht, da der Vater noch lebte und sie ein lustiges Ding war.

Freilich, das wußte sie nach so vielen Jahren nicht mehr, daß sie damals in ihren Träumen seine Frau gewesen, seine treue Frau und Gefährtin!

Das wußte ſie freilich nicht mehr; aber ein weiches, wohliges Gefühl des Geborgenſeins durchfließt ſie, ein recht frauenhaftes Gefühl, dem Gefährten Geſellſchaft leiſten zu können, ſeine Ziele wachſen und werden zu ſehen.

Und aller Kummer, und alle bangen Sorgen, die ſie all die Jahre um ihn empfunden, ſind von ihr gewichen; ſie lebt für Minuten ganz in der Gegenwart, ſie gibt ſich ganz dem ſtillen, ſtolzen Glück dieſer Stunde hin. — Würdig befunden, ſeine Zuhörerin, ſeine Beraterin zu ſein! Und auch ihre Zunge löſt ſich, auch ſie ſpricht von ſeinen Plänen.

Er ſtaunt, wie geſcheit ſie iſt, wie all die Jahre ſie verſtändig gemacht.

Das Weinglas in der Linken, ſeine Rechte auf ihrer weichen Hand wie ſchützend und beruhigend gelegt, die Augen auf ihre Züge gerichtet, die der Eifer des Redens wieder weich und lebendig gemacht, ſo ſitzen ſie da.

Die ganze reale Welt ſcheint für ſie verſunken zu ſein. Er füllt auch ihr ein Weinglas.

„Trink', auf die Zukunft! Trink', Toni!"

Und mit leuchtenden Augen leert ſie das Glas. Eine Pauſe tritt ein, er neigt ſich über ihre weiche, weiße Hand und küßt ſie ehrfürchtig.

„Ich habe dir ſo viel zu danken, ſo viel abzubitten," ſagte er.

Und da ſein Kopf auf ihrer linken Hand ruht, fährt ſie ihm ſtreichelnd über das ſchon angegraute Haar.

„Grau sind sie im Kampf geworden, deine lieben Locken," sagt sie bewundernd, „aber dein Herz ist jung, Franz!"

Und stumm nickt er ihr zu. Wie ein goldenes Lebenselixir, das alle Nerven und Adern durchdringt, fühlt er den Wein durch seine Glieder perlen, als schaffe er neues Leben, neuen Titanenmut in ihm.

„Wenn ich mich öfters hätte so mit dir beraten können, dann wäre ich weiter, Toni, du machst einem Mut, gibst einem Kraft. Aber man hat uns ja immer auseinander gehalten, als müßte der Brand unserer Liebe alles zerstören!"

Sie nickte nur stumm. Er aber legte ihr, in der Sucht, ihr näher zu sein, seine Hand um ihre schlanke Taille. —

Einen Augenblick dachte sie daran, es ihm zu wehren; aber wär' das nicht altjüngferlich gewesen, hätte es die Heiligkeit dieser Stunde nicht beschmutzt, nicht durch das Empfinden, als täte er etwas Ungehöriges, ins Gewöhnliche herabgezogen?

‚Es ist kein Falsch an ihm, alles Empfinden fließt bei ihm aus der reinen Quelle seines reichen, überreichen Gemütes' denkt sie.

„Trink' noch ein Glas, im Wein ist Wahrheit!" Und sie trinkt noch eins.

Sie fühlt, wie ihr plötzlich in dieser Stunde die Erkenntnis kommt, die Wahrheit, die sie sich mit allen möglichen altjungferlichen Einwendungen zu verschleiern gesucht. Sie liebt ihn, ihn, den schönen, stattlichen Mann, — sie liebt ihn mehr, als seine Pläne, sie

müßte ihn lieben, wenn er ein Schiffbrüchiger des Lebens wäre.

Und als er ſeinen Mund ihrer Stirne nähert, um einen langen, feierlichen Kuß darauf zu drücken, da hält ſie ſtill, als empfange ſie einen Weihekuß, als ſei dies nur ein Symbol. —

Und als er ſeinen Mund ihren Augen nähert, da ſchließt ſie die Lider, im Dunkeln verſinkt die Welt, aber ſie hält ſtill, als würden ihr mit dieſem Kuß die Augen für immer geöffnet.

Und als er endlich ſeinen Mund auf den ihren drückt, dann weiß ſie, daß auch ſie den Druck erwidern muß, — daß auch ſie ihn küſſen muß, — ja, muß!

Die Hände ineinander verſchlungen, tauchen ſeine Blicke in ihre Seele, und ihre Blicke ihm ins Herz. Und im Auge des einen ſpiegelt ſich das Bild des anderen, für nichts iſt mehr Raum, für nichts. So nahe ſind ſie ſich in all den Jahren, trotz all der Jahre gekommen!

„Toni!“ „Franz!“ Es tönt wie ein tauſendfältiger Widerhall, wie ein Echo, ſich immer wiederholend, von allem in ihnen, an ihnen, um ihnen zurückgerufen. „Toni!“ „Franz!“ Ein einfacher, ſchwerfälliger, inhaltsſchwerer Sang ihrer übervollen Herzen, ihrer ſehnſüchtigen Glieder. —

Mit dem Gelage muß es aus ſein. Er fühlt es, die Stunde iſt zu heilig. Kein anderes Wort darf fallen! — Er drängt ſie aus dem Zimmer, er löſcht das Licht aus, ſie führt ihn, wie ein Kind durch den dunklen Laden, zur Treppe zu. Ein Kuß im Dunkel!

Jetzt fürchtet sie sich nicht mehr davor. Ja, jetzt kann sie ihn ertragen. Langsam, schwerfällig tappen sie im Dunkel der Treppe zu, sich innig umschlungen haltend.

Sie wissen nicht, wohin, warum, — sie gehen diesen dunklen Weg im stumpfen Drang.

Da sie schon auf der äußersten Treppenstufe sind, gähnt eine Tür im Gang, ein schlürfender, matter, unsicherer Schritt kommt heraus, ein Licht flackert fast ersterbend:

„Kommst du endlich, Toni! — Warum schleichst du denn im Dunkel hinauf, wie ein Dieb?" Es ist die heisere Stimme der Mutter! —

Toni kann kein Wort antworten, sie huscht an der Mutter vorbei in ihr Zimmer. Kopfschüttelnd schlappt die alte Frau wieder zurück.

Wie ein Dieb, — an die Stiegenpfeiler gepreßt, mit verhaltenem Atem, blaß wie der Tod, steht Franz an die Treppe gelehnt.

‚Im Dunkel, wie ein Dieb, ein Dieb im eigenen Haus, wie ein Dieb, der sich die Beute holen wollte, die im längst gehört.'

Durch das stille Dunkel des Hauses hört er das wimmernde Weinen Tonis in ihrem Zimmer.

„Die Sehnsucht weint," denkt er. „Die Sehnsucht klagt."

Langsam auf den Zehenspitzen schleicht er aus dem Haus, — wie ein Dieb, dem ein Raubzug mißlang, — wie ein stolzer, armer, betrogener, ertappter, bestrafter Dieb!

IV.

Nach einer ſchlafloſen Nacht hatte Toni ſich erhoben. Wie würde ſie heute der Mutter unter die Augen treten können? Sollte ſie zu ihr ins Zimmer kommen, ihr wie täglich bei der Toilette helfen? Würde ſie, wenn ſie geſtern abend nichts gemerkt hätte, es nicht an ihren verweinten, blaſſen Wangen ableſen?

Grau und groß, wie ein mächtiges Geſpenſt, ſtieg in ihr das Selbſtbewußtſein auf, es legte ſich ihr auf die Kehle, es erpreßte ihr Tränen! Schuld?! Hatte ſie eine Schuld? Aber die Mutter würde es ſo deuten, die Mutter, die im blinden Vertrauen ſie zu Franz geſchickt.

Sie fürchtete ſich vor dem forſchenden Blick aus den ſtrengen Augen der alten Frau. Vor jenem ſtarren, ſtrengen Blick, der ſelbſt Franz bannte und zähmte!

Sie kann ihr nicht ſo unter die Augen treten, denkt ſie, belaſtet mit der Gedankenſünde, an deren Erfüllung ſie nur der Mutter Dazwiſchenkommen gehindert.

Unſchlüſſig ging ſie hinab ins Kontor; aber kaum, daß ſie ſich am Schreibtiſch zu ſchaffen gemacht hatte,

kam das Dienſtmädchen, um ſie zur alten Frau hinaufzurufen, die heute noch im Bette wäre.

Es gab ihr einen Stich in der Herzgegend. Sie hat alles gehört, ſie weiß alles. Nun wird ſie dich aus dem Hauſe jagen, dich die ungetreue Tochter, die ihr Vertrauen betrogen, die ſich nicht in der Gewalt gehabt.

Und in all ihrem Leid befiel ſie noch Groll gegen ſich ſelbſt. Ja, ſie war ſchlecht. Was brauchte ſie noch törichte Hoffnungen, eitle Wünſche an jedes Wort Franzens zu knüpfen; hatte ſie nicht vor fünfzehn Jahren auf ihn verzichtet, ihm abgeſagt?

Konnte ſie nicht ihr Herz zähmen, ihre Liebe meiſtern? Mußte endlich nicht der hochfahrende, törichte Jugendtraum aus ſein, aus für immer? —

Und in ihrer ſelbſtquäleriſchen Art begann ſie ſich anzuklagen, ſich ſelbſt die Scheltworte zu wünſchen, die ſie jetzt hören ſollte. Ja, auf die Straße ſollte ſie die alte Frau weiſen, dann wollte ſie hinausgehen, hinaus wo ſie einſt mit ihm gewandelt in die Praterauen, hinaus zur Donau, — hinein in die Donau.

Ihr untauger Leib, der niemandem Glück bringen konnte, ihr unruhiges Herz, ihr ungetreuer Sinn, alles würde ruhig, ſtill, — und tot.

Endlich betrat ſie das Schlafgemach der alten Frau. Die Vorhänge waren noch herabgelaſſen, es war faſt dunkel darinnen. Sie atmete erleichtert auf; wenigſtens wird die Mutter das Schamrot nicht ſehen, das ihre Wangen färbt.

Aber kein böſes Wort kam aus den Lippen der Mutter; ruhig, wie ſchlafend lag ſie da.

„Nun, Toni, ſchauſt dich nicht um, um die Mutter? Muß ich dich erſt rufen laſſen? — Es iſt mir nicht recht gut heute, ich will im Bette bleiben! Ängſtig' dich nicht, ſchau' nur unten nach dem Rechten, Kind!" Sie ſagte es ruhig und freundlich.

Beſchämt ſenkte Tonerl die Augen! Der gütige Ton der Mutter tat ihr wohl, aber ſie fühlte, daß er ihr nicht gebührte.

Sie iſt krank, ſie ahnt nichts! ruft es in ihr. Und du haſt ſchmachvoll ihre Güte, ihre Ahnungsloſigkeit ausnützen wollen.

Soll ſie niederknien am Lager dieſer ſeltenen Frau und ihr im Halbdunkel alles beichten, ihr ihren Schmerz, ihre Hoffnung, ihr Seelenleid, ihren Undank entgegenrufen? — Ihr, der kranken Frau, die Ruhe und Stille braucht!

„Ihr wart geſtern noch lange auf," ſagt ſie dann. „Er hat dir wohl den Kopf heiß gemacht mit ſeinen Plänen! — Mußt Geduld haben mit ihm! Mußt Geduld haben! Mir ſind ſie zu hoch und zu neu. Ich werde wohl auch ihre Erfüllung nicht mehr erleben können!"

„Aber, Mutter!" ſchreit Toni faſt auf.

„Sei nur ſtill, Kind, einmal wird er doch ohne Führerin gehen können! Und mir iſt faſt, als fände er jetzt auf einmal den Weg allein! — Ob's der richtige iſt, ich weiß es nicht! Niemand kann's wiſſen!"

Dann legte ſie ſich müde um. „Schau' mir aufs Geſchäft, wenigſtens wir müſſen unſere Pflicht tun!"

Ja, unſere Pflicht! Das war das einzige, was ſie noch aufrecht erhielt. Nur keinen Gedanken mehr an all die leuchtende Hoffnung von geſtern, an all die gaukelnden Glücksträume. Nicht ſein Weib, ſondern ſeine Magd ſein wollen!

Seine gehorſame Magd, die nicht aufſchaut in ſehnſüchtigem Begehren zu ihm. Und dann ſchüttelten ſie doch wieder alle wonnigen Gefühle, die ſie geſtern an ſeiner Seite ſitzend empfunden, die ſein Kuß in ihr wieder wachgerufen!

Das Weib bäumte ſich auf in ihr und wollte ſein Recht, das Recht auf Liebe und Glück. Hatte nur ſie es nicht? Weil ihr es die alte, kranke Frau dort oben verwieſen? — Und wenn die nicht mehr wäre? — Wenn die tot iſt? — Einen Augenblick durchfuhr der Gedanke ihr aufgeregtes Hirn. Wird er ihr dann das Glück geben, das er ihr ſeit fünfzehn Jahren vorenthält? War nicht ſie allein das Hindernis? —

Nur einen Augenblick war ihr, als wünſche ſie den Tod der alten Frau. Dann aber jagten wieder weichere, wärmere Gefühle ihr Herz in die Enge.

Wie kann und darf ſie ſo was wünſchen! Sie hätte nicht weiter leben können, ſie wäre die Mörderin ſeiner Mutter geweſen.

Die alte Frau war eingeſchlummert, vernehmlich ging ihr Atem.

Beruhigt verließ Toni ihr Zimmer. Sie fühlte ſich ſelbſt krank von den Aufregungen der letzten

Stunden, von der ſchlafloſen Nacht. Wie vom Fieber waren ihre Nerven geſchüttelt, die den Weg vom höchſten Glückshoffen zum tiefſten quälenden Schmerz durchgemacht.

Sie ging ins Kontor. „Tuen wir unſere Pflicht," hatte die Mutter ja geſagt; die hatte auch das Glück auf ihrem langen Lebensweg kaum gekannt. Der war auch alles nur Pflicht, aber heilige, freudige Pflicht geweſen!

Langſam beruhigte ſich ihr Gemüt, da ſie die Geſchäftsbriefe las und beantwortete, den Kommis Anweiſungen gab. Immer mehr vertiefte ſie ſich in ihre Arbeit, immer ruhiger wurde ihr Gemüt.

Da tönte ein luſtiges, überlautes Lachen durch den Laden.

„Kinder, bei euch ſtolpert man ja regelmäßig über die Zuckerhüte, ihr ſtellt ſie aber auch wie zwei Poſten rechts und links vom Eingang!"

Roſerl war's. Toni ließ verärgert die Feder ſinken. Roſerl heute, jetzt zu Beſuch!

„Grüß Gott, Tantchen, junges, ſchönes, fleißiges Tantchen. Ich wollt' nur raſch zu euch ſchauen, ehe ich zur Grundſteinlegung gehe!"

„Zur Grundſteinlegung?" fragte erſtaunt Toni.

„Nein, wirklich, du weißt es nicht. Hat es euch Kaſtner nicht geſagt? Heute iſt die Grundſteinlegung zum neuen Warenhaus, weißt du, eine ganz kleine intime Feier, zehn, zwölf Leute! Ich geh' eigentlich nur hin, um Onkel Kaſtner ſprechen zu hören! Er redet zu ſüß!"

So ſchwatzte ſie weiter. Toni ſtand ruhig dabei, froh, nicht viel ſprechen zu müſſen; ja, ja, nun erinnerte ſie ſich, daß er auch ſie geſtern dazu eingeladen, daß er auch zu ihr davon geſprochen.

„Ich kann nicht fort, die Mutter iſt krank!“

Das war wieder ein neuer Anlaß, um Roſerls Redeſtrom fließen zu laſſen. Aber er plätſcherte ſo munter, daß die meiſten ihm ſonſt erheitert zuhörten.

Nur Toni haßte die Geſchwätzigkeit ihrer Nichte. Heute mehr noch wie ſonſt. Sie zog alles ins Gewöhnliche; Kaſtner ſprach „ſüß“ — was war das nur für ein Ausdruck! Ja, was drängte ſich denn dieſes junge, kokette Ding an ihn heran? Sie mußte ihn warnen. — Aber dann dachte ſie wieder, daß das nicht ginge, er würde es anders deuten. Er würde meinen, ſie ſei eiferſüchtig.

Ja, war ſie es nicht?! Ja, ja, ſie geſtand es ſich ſelber ein. Der Mann war zu reif, zu gut, um ſich auch nur auf Minuten neben den Hohlheiten dieſes Mädchens wohl zu fühlen. Sie war ſchön, jung. Aber er wird ſie durchſchauen. Ihre Schönheit, ihre Jugend? Welcher Mann achtet das gering? Sollte ſie plötzlich ihren Entſchluß ändern und mitgehen, ſich neben ihrer Nichte ihm zeigen?

Sie fühlte, daß ſie es nach dem geſtrigen Abend nicht durfte, nicht konnte! Sie durfte nicht ſo den Wettſtreit aufnehmen wollen! Nicht mit dem Körperlichen!

Und auf einmal war ihr Roſerl in der Seele zuwider.

„Ich habe viel zu tun!“ ſagte ſie.

„Ich geh' ſchon, ich geh' ſchon! — Soll ich ihn von dir grüßen?“ ſagte Roſerl leichthin.

„Wen?!“ antwortete Toni, „wen?!“

„Geh, geh, mach nicht ſo, ihn, deinen Franz!“ ſagte ſie ausgelaſſen.

Da faßte Toni eine namenloſe Wut, eine namenloſe Scham. Darf dieſes Ding an ihrer heiligen, keuſchen, ſeit Jahren ſorglich gehüteten Liebe mit ſolch' täppiſcher Art rühren, darf ſie ihr ihn, ſeinen Namen beſchmutzen?

„Dr. Kaſtner gibt dir wohl kaum das Recht, ſo von ihm zu reden!“ ſagte ſie finſter.

„Oh, der duzt mich!“ neckt Roſerl.

„Wohl nur, weil er dich als Kind kannte!“

„Vielleicht auch, weil ich ihm jetzt gut gefalle!“

„Geh, geh mit deinen zweifelhaften Witzen, geh, hier iſt man nicht gewohnt, ſo zu reden!“ ruft Toni tief empört.

„Nun wirſt du aber bald eine alte Jungfer, Tante, — eine alte, prüde Jungfer!“ höhnt Roſerl lachend. Ohne Gruß eilt ſie hinaus.

Und da überlegt Toni erſt, ſie verrät ſich ja mit ſolchen Worten! — Gibt's überhaupt etwas zu verraten? Weiß es nicht alle Welt, wie ſie einſt geſtanden, wie ſie jetzt zueinander ſtehen?

Niemand weiß es, niemand, am allerwenigſten dieſe Roſa, die, ſelbſt wenn ſie jedes ihrer geheimſten Worte hörte, jeden ihrer Gedanken wüßte, ſie nicht verſtehen würde. Sie war ja aus einer ganz anderen Welt, aus einer

leichten, luſtigen, Oberflächenwelt, die keine Tiefen, keine Schmerzen, keine uneigennützige, ſelbſtloſe Lieb kannte.

— — — — — — — — — — — — — — —

Draußen auf der Mariahilfer Straße hatte man zwei alte kleine Häuſer mit ſchiefen, ſchmutzigen Höfen erworben; die ſollten niedergeriſſen werden und an ihrer Stelle ſollte das neue Warenhaus zu ſtehen kommen. Die Niederlegungsarbeiten waren in wenigen Tagen vollendet, der Schutt weggeſchafft, und auf dem öden Platz fand heute vormittags die Grundſteinlegung ſtatt, zu der ſich alle Getreuen eingefunden hatten. Daß ſich daran auch ein luſtiger Frühſchoppen anſchloß, der bis in die Nacht hinein währte, läßt ſich denken; daß dabei alles eitel Hoffnung, Freude und Zuverſicht war, war ebenfalls ſelbſtverſtändlich. Am glücklichſten war Werkbrecher; er ging in den letzten Tagen wie ihm Traume, wie im Taumel einher; die großen Pläne drückten, beſchäftigten ihn. Dazu noch die Ungewißheit, ob Roſerl wirklich ſeine Frau werden würde.

So gern Liebl ſeine Tochter an den Mann gebracht wiſſen wollte, ſo zögerte er doch, ehe die Sache richtig im Gang war, Werkbrecher ſein Jawort zu geben. Roſerl nahm die Sache auch ſelbſt zu leicht und oberflächlich. Sie behandelte Werkbrecher mehr wie einen guten Kameraden, machte ſich über ihn luſtig, tollte und lachte mit ihm.

Kopfſchüttelnd hatte Liebl ſeinem alten Freund Kaſtner ſeine Bedenken mitgeteilt; aber der hatte nur gelacht:

„Laß ſie nur heiraten, das iſt eine, die erſt in der Ehe vernünftig wird!"

Ob Werkbrecher der richtige Mann für ſie wäre, Werkbrecher, der ſelbſt noch jung und fahrig ſei.

„Gewiß," meinte Kaſtner, „denn er nimmt ſie ernſt, er behandelt ſie wie eine Dame, trotzdem ſie ein großer Fratz iſt!"

Ja, mit allen Überredungskünſten verſuchte er auf Liebl einzuwirken, daß er Roſerl dem Werkbrecher zur Frau gebe.

„Es macht alle zwei vernünftig!" Und das mußte ſein, Werkbrechers verſchloſſenes, fahriges, unſtetes Leben gefiel ihm nicht; die Laſt war zu groß, die er trug. Er mußte für die Mußeſtunden ſie ablegen, ſich zerſtreuen können; und auch Roſerl mußte vernünftig werden, ihre Koketterie mußte in Liebe umſchlagen, ſo bald dieſer Mann ſie in die Arme ſchließen würde. Werkbrecher war Künſtler, war daher einer großen Liebe fähig, in deren Glut Roſerls Charakter umgeſchmolzen werden konnte.

Denn ihr ganzes Weſen ſchrie nach dem Mann. Faſt beſchämt dachte Kaſtner an die Szene, da ihm das hübſche Ding rundweg auf der Straße ſeine Liebe geſtanden, da ſie ihm die Hand leidenſchaftlich geküßt.

Er behandelte ſie von da ab nicht anders, wie früher, freundlich, herablaſſend, wie ein Kind.

Aber beim Frühſchoppen nach der Grundſteinlegung hielt er länger als ſonſt bei derlei Gelegenheiten aus, nur um Werkbrecher und Roſerl wirklich näher

zu bringen; ja es gelang ihm, aus dem Frühſchoppen eigentlich eine kleine Verlobungsfeier zu machen.

Werkbrecher und Roſerl wußten ſelber nicht, wie es gekommen war: auf einmal nach dem ſo und ſo vielten Glaſe, nach mancher Feſtrede hatte ſich Dr. Kaſtner erhoben und hatte der Tiſchgeſellſchaft in launigen Worten verkündet, daß er ſoeben eine angenehme Entdeckung gemacht habe, daß Roſerl und Werkbrecher ſich verlobt hätten, und daß er dies als gutes Zeichen für den Bau anſehe, daß am Tage, da der Grundſtein gelegt worden, auch der Grundſtein zu einer glücklichen Ehe gelegt worden ſei, und daß er hoffe, daß, wie Herr Werkbrecher jetzt bald in den Hafen der Ehe einkehren und ein ſolider Ehemann werden wolle, auch ſein Neubau ein ſolider werde, der wie ein feſtes Bollwerk, wie eine Feſtung, alle Anſtürme des Großkapitals, der Konkurrenz aushalten werde.

Allgemeiner Jubel, das brachte dieſen fremden Herrn Werkbrecher ihnen gleich näher; ja, wenn er eine Tochter aus ihrer Mitte heiraten wollte, ja wenn er Liebls zukünftiger Schwiegerſohn würde, dann war es von vornherein ſelbſtverſtändlich, daß man ihn den Bau ausführen ließ. Ja, ſelbſt diejenigen, die einen anderen befreundeten Kandidaten als Architekten des Baues vorgeſchlagen hatten, beruhigten ſich; ſo lag die Sache! Darum?! Ja, jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte, und jeder ſucht ſeinen Freunden und Verwandten etwas zuzuſchanzen. Das war ſo die alte Mittelſtandsart, altererbt, an der ſollte nichts geändert werden.

Als wieder mehr Ruhe unter die Zecher gekommen

war, da hatte ſich Werkbrecher in einem Augenblick, da er Kaſtner allein erwiſchen konnte, zu dieſem geſchlichen und hatte ihm gerührt die Hand geſchüttelt.

„Ihnen dank' ich mein Glück, Ihnen allein!“ hatte er geſtammelt.

„Sie haben mir den Bau, die Gelegenheit, etwas zu ſchaffen, übergeben. — Sie haben mir das Weib meiner Träume zugeführt! — Ich will es Ihnen nicht vergeſſen. Sie ſollen zufrieden mit mir ſein!“

Kaſtner ſchüttelte ihm lächelnd die Hand und ſah ihm in die unſteten Augen.

Das war ein echter, ſprunghafter Künſtler, ein echter, rechter Häuſerdichter! Ein Luftſchloßarchitekt!

Aber warum ſollte er dieſes Luftſchloß nicht einmal in die Wirklichkeit umſetzen dürfen?!

„Wir wollen zuſammen ein Glas guten Weines trinken, Werkbrecher!“ ſagte Kaſtner dann zu ihm.

Sie ſetzten ſich an ein kleines Tiſchchen abſeits von der großen Tafel.

„Ihre Braut wird ſie mir ſchon ein bißchen laſſen!“ meinte Kaſtner.

„O, gewiß, Herr Doktor, ſie verehrt Sie ja ſo, ebenſo wie ich. Sie ſieht in Ihnen wirklich den bedeutenden, großen Mann; ja das hat uns zwei auch von Anfang an gleich ſo nahe gebracht, daß ſie Sie erkannt hat. — Ich hab' mir gedacht, ein Mädel, das die Männer werten und ſchätzen kann, wird auch für deine Kunſt Intereſſe haben, wird auch dich verſtehen. — Denn ſehen Sie, Herr Doktor, die dort, die verſtehen uns beide nicht, das ſind kleine Krämerſeelen!“

Werkbrecher hatte sich ganz in Eifer geredet.

„Wenn's nur Krämerseelen wären, lieber Werkbrecher, dann ließe sich noch immer mehr aus ihnen machen. Aber die alle haben auch einen Einschlag Künstlerblut in sich, einen Einschlag leichtflüssiges Künstlerblut. — Ja, Sie schütteln erstaunt den Kopf. Nein, Werkbrecher, meine Wiener lernen Sie mir nicht kennen! Denen ist das Geschäft doch nur Mittel zum Zweck, doch nur, um das Geld zu schaffen — zum fröhlichen, genießenden Leben! Tändler, Träumer, Räsonnierer sind's. Und was ist der Künstler sonst?! Ein Träumer, ein Räsonnierer, ein Tändler, unzufrieden und doch begeistert vom Makrokosmos, immer auf der Suche, eine neue, eigene Welt sich zu erbauen! Der Künstler darf diese eigene Welt sonder Fehl sich in seinen Werken neu erschaffen. Der Wiener schafft sie sich durch die Vogel-Strauß-Politik. Kopf in den Sand! Ins Winkerl gesetzt, wo kein Sturm geht, — dann gibt's keinen Sturm. Schön behaglich ins Gasthauswinkerl, ins Frauenwinkerl, und bei Weib, Wein und Gesang entsteht ihnen eine neue, von der wirklichen Welt des Kampfes verschiedene, höchste, behagliche lustige, glückliche Welt! — Aber mit dem Warenhaus, da kaserniere ich sie, da zerstöre ich ihnen die lieben Winkel, die zugfreien Ecken!" — Kastner lachte, und scherzend setzte er dazu: „Also keine allzu behaglichen Winkel in den Neubau gebaut, nur alles luftig, der Sonne, dem Licht zugänglich."

Werkbrecher hatte erstaunt zugehört; die Worte Kastners hatten ihn fast verwirrt. Ja, wollte er sich

nicht auch so einen stillen Glückswinkel, so eine friedliche Insel schaffen, da er heiratete?

Schüchtern wagte er Dr. Kastner darauf aufmerksam zu machen.

Aber der lachte aus vollem Halse: „Nein, nein, Werkbrecher, nur keine Skrupel! Für Sie gehört so ein stiller Zufluchtsort, so ein Winkel zur Sammlung, und Fräulein Roserl wird schon Sonne und Wärme hineinbringen, daß Sie nicht stagnieren, Sonne, Wärme, Lich, Leben und ein bißchen gesunden Streit, wenn's notwendig ist!"

Im selben Augenblicke kam Roserl zum Tische.

„Nimm nur Platz, Roserl, du gehörst jetzt überall hin, wo Werkbrecher ist!"

„Auch auf den staubigen Neubau?" fragte sie übermütig.

„Auch dorthin, wenn er's verlangt!"

„Gelt, du wirst es aber nicht verlangen. Ich sitz' lieber im molligen, blauseidenen Boudoir!"

„Nein, ich werde es nicht verlangen" sagte er fast resigniert.

„Ein ganzes Kind!" sagten einige Hinzutretende, da sie wieder entwischte.

„Nein, Werkbrecher, verlassen Sie sich auf mich: ein ganzes Weib! — Und behandeln Sie sie auch immer als solches!" meinte Kastner, Werkbrecher auf die Schultern klopfend.

Einstweilen hatten sie wieder bei den anderen Platz genommen, jeder wollte mit Dr. Kastner noch dies und das sprechen. Aber er bat sie, ein andermal

ihm ihre Anliegen vorzutragen, er wäre ſo ſchon länger geblieben, als es ſeine Zeit erlaube, und empfahl ſich.

Auch um Werkbrecher ſcharten ſich jetzt die Geſchäftsleute. Jeder hatte einen Freund, der am Neubau irgend eine Arbeit machen konnte: Stukkateure, Tapezierer, Kunſttiſchler, und jeder war tüchtig, wie kein anderer in Wien.

„So, meinem Schwager müſſen's auch was zukommen laſſen, der iſt bei der Partei!“ —

„Daß mir der Hubinger die Monteurarbeiten kriegt, — er iſt a guter Bekannter von mir. Der Kaſtner kennt ihn auch.“

Kurz, ſo ging es fort, und der ideale Künſtler war in ihren Händen zum gefügigen, weichen Wachs; nach allen Seiten hin hatte er nichts zu tun, als zuzuſagen, zu verſprechen. Überall wurden ihm Adreſſen von Freunden genannt. Zettel mußte er einſtecken! Es ſind doch Krämerſeelen, dachte er und wußte nicht, daß all' dieſe Freunde, die man empfahl, nur Stammtiſchbrüder waren und Saufkollegen. — — —

Die Bauten wurden gleich in den nächſten Tagen mit Fiebereifer in Angriff genommen; aus dem Grund ſtiegen die roten Mauern auf, mächtige Eiſenſchienen lagen auf denſelben; große, leere Öffnungen deuteten die rieſigen Schaufenſter an, und ein Plakat an der Umplankung zeigte an, daß hier das neue Warenhaus der Spezialgeſchäftsinhaber Wiens zum Himmel wachſe.

Es war ein Hinundher, ein Gewirr von Menſchen und Wagen, wie in einem großen Bienenſtock. Selbſt

die Ziegelweiber ſchienen ſich zu ſputen, ſo ſchnell bewegten ſie ſich. Die Deviſe hieß „raſch“. Die Intereſſenten trieben die Bauleitung, als könne man es nicht erwarten, den Kampf gegen die Konkurrenz aufzunehmen.

Mitten unter den Arbeitern ſtand mit mächtigen Pergamenten in der Hand Werkbrecher. Bald war er oben am Gerüſt, bald wieder tief unten in den Kellern zu ſehen, die als Lagerräume und zur Aufſtellung der großen Dynamos dienen ſollten.

Ihm ſelbſt wuchs der Bau zu ſchnell, er hätte noch gerne wieder da und dort etwas geändert, da und dort eine Neuerung verſucht; aber ehe er dazu kam, war die Sache nach dem alten Plane ſchon fertig.

An den Planken ſtanden die Neugierigen gelehnt, Müßiggänger und Schwätzer, und ſahen durch die Spalten, was dahinten für ein Wunderwerk entſtände.

In der kleinen Bauhütte herrſchte auch fieberhafte Tätigkeit. Dann und wann zeigte ſich Dr. Kaſtner, inſpizierte die geleiſtete Arbeit und mahnte, ja alles ſolid und gewiſſenhaft zu bauen, alle Vorſchriften der Baubehörde zu berückſichtigen.

Die Zaungäſte brauchten bald nicht mehr mühſelig durch die Spalten zu blicken, ſie konnten ihre Hälſe zum Himmel ſtrecken, denn der Bau wuchs ſchon zum zweiten Stockwerk heran.

Man arbeitete eben mit der Eiſenkonſtruktion ſchneller, als mit den ſchweren Quadern, dachte Kaſtner.

Selbſt die Großkaufleute, die zufällig vorbeigingen, blieben oft einen Augenblick ſchmunzelnd und doch bewundernd ſtehen.

Dieſer Kaſtner war doch ein Kerl, der noch mehr wagte als ſie, der für ſie die Suppe auseſſen ſollte. Denn das erſte Warenhaus in Wien zu bauen, war immerhin ein Riſiko!

Feierabend! Die Glocke tönt von der Bauhütte. Und im ſelben Augenblick entſinkt auch Hunderten von Arbeitern das Werkzeug. Die Joppe wird angezogen, die Weiber nehmen ihre Körbe, manche birgt raſch ein Stück Abfallholz darin, dann ſtrömt dickflüſſig, wie ein Brei, der Arbeiterſtrom durch die ſchmale Holztüre hinaus auf die Mariahilfer Straße. Rechts vom Eingang ſteht Kaſtner, Werkbrecher und Roſerl. Manch' einer zieht den Hut, manch eine ſchielt nach dem hübſchen Ding. Nur aus den Augen der abgearbeiteten jungen Weiber trifft oft ein feindlicher, neidiſcher Blick das Mädchen. Wie die voll und rund und geſund iſt und müßig! Und ſie, kaum aus dem Wochenbett auf, wieder an die Arbeit, zu Hauſe ſchreien die Kinder und haben Hunger, da heißt es Brot ſchaffen. Was der Vater arbeitet, langt für ſo viele Köpfe nicht mehr, auch die Mutter muß hinaus zum Broterwerb. — Nach der Werktagsmüh', nachdem ſie hundert und hundertmal den Mörtel bis zum zweiten Stock getragen, tauſende Ziegel in den Aufzug gelegt, heißt es noch zu Hauſe die Kinder verſorgen, das kärgliche Mahl bereiten, die Wäſche waſchen.

Um Mitternacht fällt man todmüde ins Bett, um um fünf ſchon wieder aufzuſtehen. Ja, die noblen Damen haben's gut.

Aber Roſerl empfindet gar nicht, was ihr dieſer neidiſche, müde Blick ſagt. Sie ſteht am Arme Werkbrechers geſtützt da und blickt mit glücklichen, leuchtenden Augen auf Dr. Kaſtner.

Sie denkt an ihre Ausſteuer, an ihre Schätze, die ſie ſich im neuen Heim zuſammentragen will. Denn ſie wird endlich Frau, ja Frau! Das Wort hat für ſie einen eigenen ſüßen, wohligen Klang, es gibt ihr alle möglichen Rechte, es gibt ihr nur angenehme Pflichten, und es nimmt ſie aus dem Elternhauſe. —

Puh, wie ſchmutzig dieſe Weiber ſind, wie ſtaubig ihr Gewand, wie ſtaubig da hier herum alles. Selbſt Werkbrecher ſchaut wie ein Maurer aus. Nur weg da, in die Stadt, in die feinen Läden, wo tauſenderlei ſchöne Sachen liegen und auf ſie warten.

Es iſt gut, daß ein Fiaker vor dem Bau auf ſie wartet, der Fiaker Kaſtners, den er dem Paare zur Verfügung ſtellt. Maderl ſelbſt ſitzt am Bock und lächelt vor ſich hin. So lange es noch in Wien 's Weinerl gibt, kann er nicht unglücklich ſein. Werkbrecher und Kaſtner, das ſind in ſeinen Augen die neuen Kavaliere. Der Adel zieht ſich zurück, aber die Induſtrie ſiegt, ſie nimmt die Allüren der Vornehmen, der früheren Jahrzehnte an. Kaſtner freilich, der braucht ihn nur zu Geſchäftsfahrten; aber Werkbrecher der traurige, düſtere Geſell, iſt, ſeit er in der großen Arbeit drinnen ſteckt, ſeit er Bräutigam dieſer hübſchen

Roſerl iſt, ganz ausgewechſelt. Er freut ſich des hübſchen Kindes, ihres luſtigen Geplauders, — er freut ſich des vielen Geldes, das durch ſeine Finger rollt. Ja ſo ein Bau verſchlingt Geld, da darf der Bauherr auch etwas brauchen. Und dann, gelingt das Werk, dann fließen ihm ja die neuen Aufträge nur ſo zu, dann baut er den zweiten „Ring", einen äußeren Ring, die Ringſtraße der Geſchäftsleute.

Als echter Künſtler bleibt ſein Geiſt nie bei dem, was gerade unter ſeinen Händen wächſt. Den Traum, den er bauen darf, den hat er ausgeträumt. Seine Phantaſie begnügt ſich nicht mehr damit, die will neue Nahrung, und das iſt die zweite Ringſtraße, der Ring der Geſchäftsleute.

Ein ganzes Viertel erſteht unter ſeinen Worten, wenn er davon Roſerl vorſchwätzt, und ſie lacht dazu und freut ſich über ſeine Pläne. Denn ſie wird ja die Frau des großen Architekten ſein. Ihr baut er dann ein Haus in Marmor und Edelſtein. Ja auch davon weiß er zu erzählen.

Kaſtner hat ſich empfohlen. Das Paar beſteigt den Fiaker. Maderl ſchnalzt mit der Zunge, als wenn er einen guten Tropfen gekoſtet; da traben die Pferde von dannen. Leicht ſpringen die Gummiräder am Pflaſter dahin. Zuerſt zur Stadt, einige Einkäufe beſorgen, dann ſoupieren, in irgend ein feines Reſtaurant.

Vater und Mutter Liebl brummen zwar, daß das junge Paar immer allein ausgehen will; aber Kaſtner beruhigt ſie, Werkbrecher braucht die Zerſtreuung, und Roſerl iſt glücklich, an ſeiner Seite ſein zu können.

In wenigen Wochen iſt ja Hochzeit. Die jungen Leutchen gewöhnen ſich raſcher aneinander.

Man macht Beſorgungen und beſchließt dann, bei Sacher im Prater zu ſoupieren. —

Ein herrlicher Abend, leicht fliegt der Wagen dahin. Kühl fächelt einem die Luft von den Bäumen der Hauptallee entgegen. Das beruhigt die Nerven, nimmt einem die dummen Geſchäftsgedanken.

„Haſt du die ſchöne Wäſche geſehen?“ fragte vergnügt Roſerl. „Gelt, ich darf mir ſolche kaufen!“

Er lächelt. „Ja, ja!“ Alles ſoll ſie haben, — zu was plagt und müht er ſich denn, zu was ſchafft er denn, daß die Schläfe ihm hämmern. Alles ſoll ſie haben, damit ſie ſchön iſt, wie eine Königin! — Ihre weichen Züge feſſeln ihn, er taucht ſeinen Blick in ihr feuchtes Auge, das in Glanz zu ſchwimmen ſcheint. Die gehört zum Glück, denkt er, die wird dich glücklich machen. Ja, ſie ſpornt auch ſeinen Ehrgeiz; nie bittet ſie ihn, ſich zu ſchonen! Aber das verſteht ſie nicht. Was weiß ſo ein Ding von Geiſtesarbeit! Sie iſt das Vollweib, nur da, um Glück, Leben, Vergnügen, Liebe zu ſpenden.

Sie weiß ja nicht einmal, wie er ſie liebt, ſie weiß nicht, daß ihn nur ihre Nähe all die Arbeit ertragen läßt; ruhig, lächelnd ſitzt ſie darinnen; die Federn des neuen Pariſer Hutes, den er ihr geſchenkt, wippen leiſe, da ſie hinaus ſieht auf die zu Fuß wandelnden Proleten.

Er behandelt ſie faſt wie ſeine Geliebte, ja; aber das iſt nun einmal Künſtlerart; man ſchwört nicht

auf konventionelle Formen, man will genießen, sich freuen, man will sein Liebchen schön haben, nicht in bürgerlich einfachen Kleidern sehen, — drum schmückt man sie mit allem, was schön und neu ist.

Die Leute sehen dem Paare nach, wie es im offenen Wagen dahin fährt; die Kavaliere aus ihren Equipagen drehen sich nach Roserl um. Man ist ganz erstaunt, einer neuen Erscheinung, einem neuen, hübschen Paare zu begegnen.

Und stolz lehnt sich Werkbrecher in den Grund des Wagens, während Roserls Blicke glücklich jedes Fuhrwerk und dessen Insassen mustern.

Sie ist wie verändert, für Minuten fühlt sie sich wunschlos glücklich, nicht weil Werkbrecher neben ihr ist, sondern weil er sie das alles miterleben läßt.

Man soupiert im Freien. Lautlos huschen die Kellner vorüber und behandeln Roserl mit jener Diskretion, mit der man Damen, die allein mit einem Herrn kommen, zu behandeln pflegt. Und wenn Werkbrecher hundertmal von ihr nur als seiner Braut spricht, die Kellner kennen das, hier sie sind alle Bräute und Frauen.

In den langen Stielgläsern perlt der Champagner, der Abend ist lau, von fernher mischen sich die lustige Weisen der Militärkapelle aus dem nahen großen Etablissement; selbst vom Wurstelprater scheint die Luft abgerissene, jauchzende Töne herüberzutragen.

In Roserls Anblick versunken sitzt Werkbrecher da. Alle bösen, quälenden Sorgen und Pläne haben sich verzogen, er genießt den Abend, sie den Champagner.

Strahlend, leuchtend, weich, hingegoſſen, wie zerfloſſen von Glück und Freude ſitzt ſie da. —

„Du biſt mein Liebling!“ flüſtert ſie, „du biſt mein einziger Liebling!“

Glücklich ſieht er ſie an. Er fühlt nicht, daß nur das Wohlleben, der Luxus um ſie ſie berauſcht, ſie glücklich macht.

„Gefällt es dir hier?“

Sie nickt. „Reich ſein iſt doch das Schönſte auf der Welt! — Wenn du ein großer Architekt biſt, dann halten wir uns einen unnumerierten Fiaker und eſſen nur mehr bei Sacher!“

Er lächelt. Sie ſpricht wie ein Kind. Wie ein Kind? Aber dann fällt ihm wieder Dr. Kaſtners Ausſpruch ein: „Sie iſt ein ganzes Weib, ein Vollweib, behandeln Sie ſie immer als ſolches!“

Ja, das iſt nicht Kinderei, nein, das ſind die ehrlichen Wünſche eines verwöhnten, ſchönen Weibes.

Und ſolange er dieſe Wünſche nach Gold und Wohlleben ihr erfüllen kann, ſolange wird ſie ihn lieben.

Er denkt es mit Bangigkeit. Aber dann kommt wieder der echte Künſtlerleichtſinn über ihn. Er wird ihr Gold und Wohlleben ſchaffen! Sie iſt eben kein hausbackenes Weib, kein Hausmütterchen, ſie wird immer ſeine Geliebte ſein, auch als ſeine Frau. Und iſt das nicht das Schönſte und Beſte, verlangt man das nicht von der Künſtlerfrau?

Wer nicht Gold und Wohlleben liebt, liebt das

Leben ſelbſt nicht, liebt die Kunſt nicht, liebt nichts, was das Leben verſchönt und vergoldet.

Luxus muß er dieſem Weib ſchaffen, dann wird er glücklich ſein.

Alles, was am Tiſche ſteht, bewundert ſie, das Service, die Gläſer, die Flaſchen, die diskreten Lichter um ſie, die Palmen in den Töpfen, alles!

„Erzähl' mir von dem Palaſt, den du mir einmal bauen willſt!"

Und lächelnd beginnt er ihr zu erzählen; wie aus einem Märchen hört es ſich an. Von rubinroten Säulen, von Alabaſtertreppen, von laſurblauen Wänden erzählt er, von mit Edelſteinen beſetzten koſtbaren Stoffen.

Und ſie hört ihm zu und lächelt glücklich. Im Augenblick weiß ſie gar nicht, daß das nur Traum iſt; ſie ſieht ſich im herrlichen Marmorſaal, ſieht ſich auf einem goldenen Thronſeſſel, und er huldigt ihr, er, der Erbauer, der Künſtler, der ſtolzen, ſchönen Königin!

Aber im Hinträumen erſcheint ihr ſtatt Werkbrecher Kaſtners ſtolzer, ſchöner, ausdrucksvoller Kopf vor ihr, ſeine Geſtalt ſteckt in fremder goldener Rüſtung. Ein Feldherr und König! —

„Der König der Phäaken!" ſagt ſie halblaut.

Und da Werkbrecher hinhorcht und ſie fragt, ſagt ſie: „Wir nennen Dr. Kaſtner immer zum Scherz den König der Phäaken! Seine Feinde haben ihn ſo getauft. Aber er ſelbſt lächelt darüber."

Ja, er lächelt darüber, denkt ſie für ſich weiter,

er lächelt über alles, auch über ſie. — Über ſie, die beſtimmt wäre, die Königin der Phäaken zu ſein!

Und der Marmorſaal in ihren Träumen verwandelt ſich in ein weiches, ſchwüles Gemach, herrliche Düfte ſteigen auf zu ihr, ein feines durchſichtiges Gewand umhüllt ihren ſchönen Körper! Eine Ampel brennt an der Decke! — Phäakenland!

Werkbrecher ſchweigt, er ſieht zu Roſerl auf; ſie aber iſt auf dem Stuhl eingenickt, vor ſich das halbleere Champagnerglas, den Kopf geſenkt, daß er faſt auf den Strauß tiefroter Roſen fällt, den ſie in ihrer Hand ählt. —

Eine unbeſchreibliche Sehnſucht faßt Werkbrecher, dieſes Weib zu beſitzen, ihre Lippen ſind vom langſamen Atem rubinrot geſchwellt, ihr voller Buſen ſenkt und hebt ſich. Ihre blonden Flechten glänzen wie goldene Seide.

Einen Augenblick ſieht er ſich um, ob ihn niemand beobachtet; dann legt er ſeine zitternde Hand um ihre Taille und drückt einen Kuß auf ihre Lippen.

Und wie im Schlaf erwidert ſie mit feſtem Druck den Kuß. Ihr Körper dehnt und ſtreckt ſich, als erwache ſie, — als erwache ſie — zum Leben!

Sie ſieht um ſich, — verſchlafen erſt, dann lächelnd.

„Wir wollen heim!“ ſagte ſie. „Ich habe zu gut geſchlafen!“

Feſt an ſeinen Arm gelehnt, geht ſie hinaus; ſie beſteigen den harrenden Wagen.

Die Nachtluft fächelt ihnen die erhitzten Geſichter, eng aneinander geſchmiegt ſitzen ſie im Wagen. Die

Pferde schießen dahin, daß die Laternen an der Straße mitzulaufen scheinen.

Aber sie sehen und hören nichts, sie sprechen nichts. Sie träumen von ihrem Glück. — — —

Tief über die Arbeit gebeugt saß Vater Liebl daheim im kleinen Häuschen an der Erdbergersstraße. Er arbeitete jetzt halbe Nächte für das Warenhaus, entwarf die einzelnen Verträge. —

Die Lampe flackerte schon, — sie war am Ausgehen. —

Da erst sah er auf die Uhr, — es war fast zwei, und noch immer war seine Tochter nicht nach Hause gekommen.

Er lehnt sich zum Fenster hinaus; herum liegt alles im Dunkel und Schlummer, nur die Sterne flackern leise am Himmel. Hier herum überall Friede, nur in seinem Herzen steigt die Bangigkeit auf. Schwerer als die Sorge um das neue Unternehmen drückt ihn die um die Zukunft seiner Tochter. Ja, sie ist jetzt verlobt, alles ist im besten Gange, die Möbel gekauft, die Wohnung hergerichtet. Wenn sie nur erst verheiratet wäre!

Launischer, sekanter, anspruchsvoller als je ist das Mädel! — Wenn sie erst nur verheiratet wäre!

Und wie er so hindenkt, so hinaus starrt ins Dunkel, da packt ihn auf einmal die Angst.

Wenn sich Roserl vor der Ehe schon zu weit eingelassen mit Werkbrecher; er ist ein stürmischer, junger Mann, ein Künstler und sie schwach, allzu schwach und launisch. — Die Abende sind lau, lange sind sie beisammen. — Wenn sie nur erst verheiratet wären! —

Er ſeufzt ſchwer auf. Von fernher hört er das Getrippel eines Pferdepaares, er ſtürzt ans Fenſter, aber nun verklingt der Lärm ſchon wieder und wendet ſich einer anderen Straße zu.

Die Tür vom Schlafzimmer her wird leiſe geöffnet, Frau Liebl ſieht durch die Spalte.

„Iſt ſie noch nicht da?!“ fragt ſie geängſtigt. Und da iſt es Liebl, als ſollte er die Laſt dieſer Sorge allein tragen. —

„Doch, doch,“ brummt er.

Und Frau Liebl huſcht wieder ins Bett. Sie iſt es ja ſeit Jahren gewöhnt, daß ihr Mann abends noch lange arbeitet.

Er aber ſteht beim offenen Fenſter und horcht auf jeden fernen Lärm', auf jede Türe die knarrt.

„Wenn ſie nur erſt verheiratet wären!“ denkt er wieder.

V.

Der Herbſt zog ins Land; ſchon ſtand der Neubau des Warenhauſes unter Dach und Fach. Wenn die Wiener von ihren Sommerfriſchen wieder zurück ſind und ihren Bedarf an Sachen neu decken wollen, dann ſollen die Pforten desſelben ſich zum erſtenmal öffnen. Kinderſchulkleider, Bücher, Tafeln, kurz, die Herbſtartikel für die Jugend ſollten den erſten Hauptattraktionspunkt bilden, ſollten aber auch das erſte Geſchäft bringen.

Mit fieberhafter Tätigkeit wurde drinnen gearbeitet; während das Stiegenhaus erſt fertig geſtellt wurde, ſchleppte man ſchon die Warenvorräte herein, und während die Monteure und Tiſchler noch überall arbeiteten, ſchmückte man ſchon die großen Auslagefenſter.

Die Rivalität der einzelnen Geſchäftszweige untereinander war groß, und Kaſtner mußte alle Energie anwenden, um Streitigkeiten hintanzuhalten. Jeder wollte einen günſtigen Platz, jeder wollte, daß mit dem Verkauf ſeiner Artikel begonnen würde.

Nach dem einmal ausgearbeiteten Plan, der

nach französischem Muster entworfen war, wurden alle Plätze verteilt.

Die Feuerpolizei hatte verschiedene Änderungen verlangt, die in der kurzen Zeit durchzuführen fast unmöglich schien.

Die Zeitungen brachten jetzt schon Artikel, und viele verwarfen laut die ganze Idee, nannten sie undurchführbar.

Auch der alte Berger hatte sich zu dem Neubau Einlaß zu verschaffen gewußt, und die Frucht seines Besuches war einer jener sarkastischen, an Anspielungen und boshaften Witzen reichen Artikel, der in einem sozialdemokratischen Organ erschien und die Lacher auf seiner Seite hatte.

Speziell Werkbrecher war über den Artikel, der auch gegen den Bau loszog, tief entrüstet; er traf ihn bis ins innerste Mark, er traf auch seinen Künstlerstolz.

Da kam so eine Schreiberseele und machte ein paar dumme Witze und glaubte damit ein solches Werk abgetan zu haben.

Die Front war fertig; im Innern arbeiteten zwar noch die Handwerker, aber dennoch beschloß man, um im Publikum Stimmung machen zu können, die Presse zu einer Vorbesichtigung zu laden.

Die Journalisten sahen sich gegenseitig erstaunt an, da man sie durch die Stockwerke führte, ihnen angab, wo die einzelnen Verkaufsstände, die Kassen, die Kontors und alles hinkämen.

In einer Woche mußte alles an Ort und Stelle ſein, in einer Woche ſollte das Publikum das Haus betreten dürfen.

Wieder brachte die Preſſe Berichte; diesmal wurden bereits das Haus, die Front, die einzelnen Stockwerke beſchrieben, die Feuerſicherheit beſprochen.

Für Werkbrechers Stil und ganze Anlage bedeutete auch dieſer Artikel keinen Sieg. Allgemein fand man, daß der Bau zu prunkvoll, zu überladen, weniger für das praktiſche Bedürfnis gebaut ſei, denn fürs Auge. Die Bedenken, die ihm ſchon von der Vorſtandſchaft, von Kaſtner und den übrigen immer wieder vorgehalten worden waren, daß er zu reich, zu koſtſpielig baue, wurden ſchon jetzt öffentlich beſprochen.

Ja, was wollten denn die Menſchen, er ſollte doch ſeinen Traum verwirklichen, er konnte dabei doch nicht überall ſparen. Das Haus mußte doch einen wohlgefälligen Eindruck machen, das Haus ſollte doch den Stempel ſeiner Perſönlichkeit tragen.

Er verbiß ſich, je lauter der Tadel wurde, immer mehr in dieſe Gründe. Er war doch ein Künſtler, kein Krämer; ja dann hätte man wirklich ſchon einen anderen mit dieſer Arbeit beehren ſollen. Der laute Tadel brachte es mit ſich, daß die Vorſtandſchaft begann, ihm jetzt ſchärfer auf die Finger zu ſehen, daß man die Rechnungen von ihm verlangte und ſie mit den Koſtenanſchlägen verglich.

Auch das ärgerte, verſtimmte Werkbrecher. Seine Nerven waren ohnehin von der Laſt der letzten Wochen arg mitgenommen. Die Tage am Bau, die Nächte

in Roſerls Geſellſchaft bis zum Morgen durchſchwärmt, um ſich zu zerſtreuen, das konnte kein Organismus aushalten.

Fragte ihn irgend ein Lieferant oder Bauführer etwas, dann fuhr er ihn an, gab grobe Antworten.

Und dennoch wich er die letzten Tage keine Stunde von ſeinem Bau, als wäre er damit verwachſen. Selbſt abends, wenn alle denſelben verlaſſen hatten, ſchritt er noch durch die Räume. Kam Roſerl ihn abholen, dann zog er ſie mit in alle entlegenen Winkel und wurde nicht müde, ihr alles zu erklären; wenigſtens ein Menſch, wenigſtens ſie ſollte ihn verſtehen, ſollte ſeine Künſtlerſchaft ſchätzen. Dann leuchteten ſeine Augen, dann floß ſeine Rede dahin, dann war er ein ganz anderer. In ſolchen Momenten konnte ihm auch Roſerl alles abſchmeicheln, was ſie wollte. Solange er Geld hatte, ſollte auch ſie etwas davon haben. Die Krämerſeelen würden ihm ſo nicht viel laſſen! —

Morgen ſollte die Eröffnung ſein; den ganzen Tag über war an allen Ecken gehämmert und genagelt worden, von den Giebeln wehten ſchon die Fahnen, die Beleuchtungsprobe war zur Zufriedenheit ausgefallen. Die einzelnen Abteilungen waren ſchon eingerichtet; von überall her glänzten und glitzerten die neuen Gegenſtände.

Kaſtner, Werkbrecher und Roſerl ſchritten noch am Spätnachmittag durch die Räume.

Erleichtert atmete Kaſtner auf; endlich konnte die Eröffnung ſtattfinden, endlich war man ſo weit. —

Zwiſchen Kaſtner und Werkbrecher lag etwas wie

eine kleine Verſtimmung, ſeit Kaſtner den Künſtler wegen der Baukoſten zur Rede geſtellt. Aber nun gingen ſie wieder friedlich nebeneinander. Als Werkbrecher bei einem Geſchäftsmann zurückblieb, um ihm noch eine letzte Weiſung zu geben, ſchritt Dr. Kaſtner mit Roſerl ruhig weiter.

„Nun, Roſerl, wie gefällt dir der Bau?“ ſagte Kaſtner, mehr um etwas zu ſagen.

Deſto erſtaunter war er, als ſie antwortete:

„Offen geſagt, gar nicht. Er hat etwas ſo Aſſyriſches.“

Dieſes ruhige, wägende Urteil dem Werke ihres Bräutigams gegenüber ärgerte Kaſtner.

„Du mußt verſuchen, es zu verſtehen. In Künſtler muß man eindringen!“

„Es iſt mir ein bißchen zu verrückt!“ ſagte ſie kalt.

„Aber es liegt doch etwas Großes, Impoſantes darinnen. Du liebſt doch das Große, Monumentale!“

„O ja, wenn es frei und offen ſpricht, nicht wenn es ſo verſchnörkelt, ſo ſtiliſiert iſt!“

„Du mußt verſuchen, ihn zu verſtehen!“ ſagte er wieder eindringlich.

„Iſt das ſo ſchwer zu deuten? Ein Phantaſt iſt er, ein echter Künſtler, dem die irdiſchen Dinge nichts bedeuten.“

„Aber er liebt dich ſehr!“

„Möcht' ihm auch geraten haben!“ lachte ſie, „wenn er mich dazu auch nicht lieben würde!“

„Jetzt werdet ihr bald heiraten können; freilich gar ſo luxuriös dürft ihr nicht ſein. Viel kann ihm

bei dieſem Prunkbau von der bewilligten Summe nicht übrig bleiben!“

„Nicht viel?!“ ſagte ſie ſtockend.

„So viel, wie du gerne möchteſt, nicht!“

„Dann mag ich ihn gar nicht!“ ſagte ſie kalt.

„Aber, Roſerl, ſchämſt du dich nicht? Er hängt mit Leib und Seele an dir, er gibt dir, was er deinen Augen abſieht, — er lebt nur für dich!“

Sie zuckte nur verächtlich mit den Achſeln.

„Wenn man doch nicht aus Liebe heiratet!“

„Ja, liebſt du ihn denn nicht, und biſt fort um ihn herum und läßt dich von ihm küſſen, ja liebſt du ihn denn nicht?!“

Kaſtner fragte es ganz aufgeregt. War denn das möglich? Steckt denn der Teufel in dieſem Mädchen, warf ſie ſich nur um Gold und Luxus weg, um eingebildeten Luxus, um Auſtern und Champagner, um Pariſer Hüte!

Immer ſchwerer wurde es ihm, das Mädchen, das er ſeit ihrer Kindheit kannte, zu verſtehen. Wie wuchs ſich dieſes Weib, deſſen Vater der lauterſte Charakter, deſſen Mutter die beſte, bravſte, fürſorglichſte Frau war, aus?

Er atmete erleichtert auf, da Werkbrecher ihnen nachkam.

Aber Roſerl machte, als wäre nichts geweſen. Sie zog Werkbrechers Arm durch den ihren, ſtreichelte ſeine Hand. Dieſes falſche Spiel empörte Dr. Kaſtner.

Er überlegte, was wohl ihr wahres Geſicht wäre?

Wer wußte es? Sie ſelbſt wohl nicht.

Auch diesen Abend wollten die beiden zusammen bleiben. Man drang in Dr. Kastner, ihnen doch Gesellschaft zu leisten, aber die Art Roserls hatte ihn derart empört, daß er es nicht übers Herz brachte, bei ihnen zu bleiben.

Sie fuhren allein in die Stadt, um zusammen zu soupieren.

Werkbrecher war still und einsilbig; dafür war Roserl um so geschwätziger. Aber der Ausspruch Dr. Kastners, daß sie sich einschränken müsse, quälte sie. Sie mußte Klarheit darüber haben.

„Wird dir viel vom Bau bleiben?" fragte sie Werkbrecher auf einmal unvermittelt.

„Soviel, daß wir heiraten können und bescheiden leben, bis ich einen neuen Auftrag bekomme, wohl!"

„Bescheiden leben!" sagte sie hochmütig, „können wir denn das? — Ich kann's nicht mehr!"

Werkbrecher wurde ganz bleich vor Entsetzen über ihren hochfahrenden Ton. War das die Tochter des kleinen Beamten, war das die Roserl, die nichts gekannt hatte, als er sie kennen gelernt?

„Wir können doch nicht ewig so in den Tag hineinleben, wir müssen einen Hausstand gründen und sparen!" sagte er barsch.

„Dann such' dir nur eine andere dazu, zum Sparen bin ich nicht veranlagt!" Sie sagte es hochmütig.

„Ja, und all deine Liebe?!" er fragte es blaß, fast flehend „all deine Liebe?!"

„Mit der ist's rasch um, wenn ich kochen, waschen

und ſparen muß. Ich will eine Dame ſein, kein armes Weib!“

Sein Sinn wehrte ſich noch gegen den Glauben an ihre Liebloſigkeit.

Er begann ſchmeichelnd: „Schau, Roſerl, nur für Wochen und Monate, bis ich wieder Arbeit habe, ein bißchen nach der Decke wirſt du dich ſchon ſtrecken können?“

„Zuerſt hieße es nur für den Anfang, dann aber blieb's ſo.“

„Nein, gewiß nicht, ich will verdienen!“

„Du verdienſt ja doch nicht. Du baust immer Luftſchlöſſer, — du baust keine Menſchenwohnungen. Dir fehlt es an der inneren Ruhe, am Gleichmaß!“

Auch das konnte ihn noch nicht kränken. „Die Liebe und Ehe wird mich ruhig, geſammelt machen, du wirſt mir den Kopf zurecht ſetzen, Roſerl!“ Er lächtelte müde.

„Nein, lieber Freund, ſo hatten wir es nicht ausgemacht, ich will nicht im Küchendunſt verkommen! — Geld, Luxus brauche ich und meine Schönheit — ſchaffe mir's!“ ſie ſchrie es faſt, ihre Augen glänzten hart, ihre Stimme ſchrill, ihre Geſtalt ſtreckte ſich.

Er wollte ſie durch einen Blick, durch einen Kuß ſich zurückerobern.

„Laß das Abſchlecken!“ ſagte ſie.

Das traf ihn wie ein Axthieb. Im Bau, in den Menſchen, in ihr getäuſcht; all' ſeine tiefe Liebe mit Füßen getreten, all' ſein Werben in Geld umgerechnet, all' ſeine Küſſe profaniert, erniedrigt!

Er ſprach kein Wort, gab keine Widerrede. Aber ſein Geſicht war totenbleich, um ſeinen Mund zuckte es immer wieder, die Augen quollen ihm hervor, im Kopf war es ihm dumpf und tot.

Wie mechaniſch ſchüttelte er immer wieder den Kopf. Er brachte ſie zum Wagen. Sie rief noch, als wenn nichts geweſen wäre: „Alſo morgen zur Eröffnung!“

Er nickte nur.

Ganz ruhig und entſchloſſen kam er ſich vor. Die Herbſtluft war friſch. Er wollte zu Fuß zu ſeiner Wohnung gehen.

Wie im Traum ſchritt er dahin. Alles war aus, dachte er. Der Bau beſchmutzt, entehrt, von der Menge, ſein ſtolzer Bau, das Weib ſeiner Träume war plötzlich wie verſteinert, war grauſam, gemein, gewinnſüchtig geworden, wie eine Dirne. —

Aber er wunderte ſich über das alles nicht. Es war ja ihre Abmachung geweſen. Geld ſollte er ihr ſchaffen, Geld und Luxus, dann wollte ſie ihn lieben. Und er, der große Künſtler, konnte das nicht?! — Es war nur ſeine Schuld, daß alles ſo kam. —

Er betrat ſein Arbeitsgemach, entzündete die elektriſche Lampe, ſetzte ſich an den Schreibtiſch. Aus den Wuſt von Rechnungen, von Lieferſcheinen begann er ſich die Summen zu notieren, die dafür zu zahlen waren. — Wie um ſeine Nerven zu beruhigen, rechnete und addierte er immer fort eine ſchier endlos lange Reihe. —

Dann begann er die Poſten zu ſummieren, Seite um Seite, langſam, gleichgültig, als ob ihn die Summe

nicht beträfe. ‚Eine Rieſenſumme‘, — er ſagte es objektiv. Und dann ſtellte er die Summe des Voranſchlages darunter — ein höhniſcher Blick, dann ſchrieb er groß: ‚Defizit‘ und ſetzte dazu die ſtattliche Zahl. —

Defizit: das war das Ende ſeines kühnen Planes, der Schlußſtein ſeines Baues, bei dem er ſich ſowieſo überall nach ſeiner Meinung eingeſchränkt hatte. Ja, wenn er ſich hätte in Stein ausleben dürfen, das Defizit wäre noch zehnmal größer geweſen. — Aber was war da für ein Unterſchied, Defizit blieb Defizit, ob es größer oder kleiner war.

Er zog im Geiſte auch unter ſeinem Verhältnis zu Roſerl einen Strich. Er addierte die Poſten, was er ihr alles gegeben, an Liebe, an Hoffnung, an Glauben, an Geld und Geſchenken, an Verſprechungen und ſetzte ihre Äußerungen von heute abend darüber. Auch hier ein Defizit.

Er nahm aus der Kognakflaſche einen kräftigen Schluck. Das erwärmte ihn, belebte ihn. — Dann blieb er in Gedanken in ſeinem Schreibtiſchſtuhl ſitzen, bis er leiſe einſchlummerte.

Als er erwachte, war es ſchon ſpät am Morgen. — Er hatte keinen Gedanken, als raſch, raſch zur Eröffnung. Er kleidete ſich um, wuſch ſich.

Aber er tat alles heute ohne Haſt. Ihm war, als wäre ſeine Unruhe, all ſein Hoffen, alles in ihm über Nacht geſtorben. Er kehrte im Frack und Zylinder noch einmal in ſein Arbeitszimmer zurück, mechaniſch ordnete er den großen Stoß Rechnungen auf ſeinem Schreibtiſch, ſetzte einen Briefbeſchwerer darauf

und ſchob das Blatt mit der Endrechnung mitten auf den Tiſch.

„Defizit!“ — wieder leuchtete ihm das Wort entgegen. Aber es war ja ſelbſtverſtändlich, was wollte er denn.

„Defizit!“ Er dachte es ohne Erregung. Das Bild ſeiner Braut zog er aus dem Rahmen am Schreibtiſch und legte es ebenfalls dazu. —

Dann ging er. Er nahm ſich nicht wie ſonſt einen Wagen; es eilte ihm heute wirklich nicht; das Haus war fertig, — die Arbeit war aus, was ſollte er denn eilen? Um die gaffenden Menſchen zu ſehen, um ſich an ihren dummen, frechen Bemerkungen zu beluſtigen, dazu kam er immer noch zurecht.

Um ſich von der Vorſtandſchaft ehren zu laſſen? Heute ehren und morgen beſchimpfen, morgen, wenn man die Schlußſumme zog. —

Die Mariahilfer Straße war ganz ſchwarz vom Menſchenſtrom, der ſich hinaus zum neuen Warenhaus wälzte, um der Eröffnung beizuwohnen. So was mußte der Wiener ſehen. Schon bei der Kirche unten ſtauten ſich die Tramways und Wagen, nur im Schritt konnten ſie vorwärts. Der Bügermeiſter, die Gemeinderäte, die Vertreter der Regierung fuhren vor den reich beflaggten und bekränzten Neubau vor. Mann an Mann ſtanden die Schutzleute davor und ſorgten für Ruhe und Ordnung.

Im großen Stiegenhaus, das einem mächtigen Lichthof gleich war, waren Seſſel aufgeſtellt, eine Rednerbühne errichtet; hier ſammelten ſich die Leute

die Volksvertreter, die Teilhaber. Hier ſollte Dr. Kaſtner ſeine Eröffnungsrede halten. Um den abgeſperrten Raum drängte ſich das Publikum, das nur gegen Karte eingelaſſen wurde. Aber man hatte Tauſende von Einladungen ausgegeben, um die Räume möglichſt belebt, möglichſt gefüllt zu haben. Ordner hielten die Treppen und Hauptwege frei, ſchoben das Publikum vorwärts, daß es durch Stehenbleiben keine Stockungen verurſachte.

Alles ſtaunte über den Bau, man ſah zur Decke, bewunderte das mächtige Stiegenhaus, die Anlage, witzelte über die Reliefs, über die friſchen, modernen Arabesken.

Die Schutzleute drängten die Menge zurück. Der Handelsminiſter und der Bürgermeiſter waren vorgefahren und ſchritten durchs Tor dem Lichthof zu, am Eingang von Dr. Kaſtner, Liebl und anderen Vorſtandsmitgliedern empfangen.

Nachdem dieſelben kurze Cercle gehalten hatten, beſtieg Dr. Kaſtner die Rednertribüne. Er ſah ſich um, der Erbauer fehlte, Werkbrecher war nirgends zu ſehen. Aber er konnte die hohen Herren unmöglich länger warten laſſen, er mußte mit ſeiner Rede beginnen. Er tröſtete ſich, Werkbrecher gäbe noch irgendwo den Angeſtellten Anordnungen, bis zum Rundgang würde er ſchon kommen.

Und Kaſtner begann zu ſprechen: Er ging aus von Not und Elend des Mittelſtandes, des alteingeſeſſenen Handwerkes, des Kleingewerbes, die gelindert werden müſſe. — Die Macht des Großkapitals

bedrohe gerade ihre Existenz, die Existenz der Bürger. Ein starkes Bürgertum aber sei das Rückgrat des Staates. Von diesen Ideen ausgehend, habe man nach Mitteln Umschau gehalten, die den Mittelstand wieder kräftigen können, und weil man allein zu schwach sei, den Kampf aufzunehmen, müsse man sich sammeln. Und ein Sammelpunkt echter Bürgerschaft, echten Bürgerfleißes soll dieses Haus sein. Von hier aus soll der einzelne geborgen und durch Einheit stark gemacht, dem Publikum entgegentreten. Der Kleingewerbetreibende bleibe so nicht rückständig, er biete der Kundschaft dasselbe wie das Großkapital. Darum sollten auch die Wiener bei ihren Bürgern die Waren kaufen. Der oberste Grundsatz werde Reellität und Billigkeit sein. Dem Staat und der Stadt danke er für alle Hilfe, für alles Entgegenkommen; der Dank der Bürger werde ihr neu aufblühender Wohlstand sein. Der Wahlspruch des Kaisers „Viribus unitis" werde auch hier gelten, mit vereinten Kräften müsse das Werk gelingen. Das Kaiserwort werde ihnen vorbildlich sein. Und er schloß mit einem Hoch auf den mächtigen Schirmherrn der Monarchie, der stets für das Bürgertum ein warmes Herz besessen.

Donnernde Hochrufe durchbrausten das Haus, — der Menschenodem hatte es mit diesem Donnerhauch zum erstenmal erwärmt, eingeweiht, belebt. —

Dann sprach der Bürgermeister im Namen der Stadt Wien: Ein stolzes Unternehmen sei hier vollendet worden, ein stolzes Wagnis gelungen; der Bürgerstand, die Stütze unserer Stadt, habe bewiesen, daß

er noch lebe, daß er noch gesund sei. Ein mächtiger Palast sei aus dem Boden gewachsen, als Wahrzeichen des Bürgerfleißes, und jenen, die besonders an diesem Werke gearbeitet, sei hier im Namen der gesamten Bürgerschaft der Haupt- und Residenzstadt herzlich gedankt. Vor allem der Vorstandschaft, an dessen Spitze Dr. Kastner stehe, der mit unermüdlichem Fleiße in so kurzer Zeit dies Riesenwerk geleitet, dann auch dem talentvollen Erbauer des Hauses, dem Architekten Werkbrecher, ihnen und allen, die mitgewirkt zum Gelingen, gelte sein Wunsch zum Gedeihen des Unternehmens, gelte sein Hoch!

Und wieder tönt laut und vernehmlich, wie Orgelton anschwellend, in allen Stockwerken erwidert, das Hoch der tausendstimmigen Menge.

Dann tritt Ruhe ein. Man sieht sich nach Dr. Kastner um, man schwenkt die Hüte nach ihm, ruft seinen Namen, — dann klingt auch von allen Seiten, wie eine Frage, der Name „Werkbrecher“ an sein Ohr. — Niemand hat ihn gesehen, nirgends war er zu finden.

Und wieder schwillt der Lärm an: „Werkbrecher, Werkbrecher!“ — Ein dumpfer, lauter Fall, als würde ein mächtiger Warenballen vom vierten Stock in den Aufzugsschacht hinabgeworfen, übertönt das Rufen.

„Werkbrecher!“ — Und da man ihn nicht sieht, beruhigt sich die Menge wieder.

Nur von der Seite her, wo die Aufzüge angebracht sind, tönen plötzlich entsetzte Schreie, alles

wendet ſich hin — „Werkbrecher!“ tönt es wieder aus aller Munde.

„Werkbrecher!“

Dort unten im Aufzugsſchacht liegt Werkbrechers Körper, eine zuſammengeknüllte, lebloſe Maſſe.

Ein panikartiger Schrecken erfaßt die Umſtehenden. Der Erbauer hat ſich von der Höhe des Lichthofes aus durch das Aufzugsrohr in die Tiefe geſtürzt; — die tauſendfältigen Rufe hatten ihn, der da oben einſam und verzweifelnd, an ſich, an allem irre, ſtand, zur Tiefe gelockt! — Klang's für ihn wie Sirenenſang, klang's ihm wie Hohn; wer wußte es?!

Entſetzt drängte die Menge zurück, — einige Beherzte öffnen gewaltſam die Glastüre — die Rettungsmannſchaft drängt ſich durch. „Er lebt!“ — tönt es durch die Menge.

Es iſt ganz ſtille geworden im großen Bau, wachsbleich ſteht Dr. Kaſtner unter den Feſtgäſten.

„Er litt in den letzten Tagen ſtark unter der Überanſtrengung,“ ſagte er.

Der Rundgang wurde angetreten. Aber ein richtiges Intereſſe für die Waren, für die Anordnung konnte nicht aufkommen.

Der Zug glich, wie er ſtill, faſt apathiſch dahin ſchritt, einem Leichenzug.

Man hatte Werkbrecher in das Kontor im Parterre gebracht, ihn dort auf ein Sofa gebettet, — mehrere Ärzte bemühten ſich um ihn. — Noch war er am Leben. Aber an ſeinem Aufkommen zweifelten alle.

Draußen hatte ſich unter den Zuſchauern das Gerücht von einem großen Unglück verbreitet, das drinnen geſchehen war: ein Aufzug, mit Perſonen dicht beſetzt, ſei zur Tiefe gefahren, eine Menge Leute ſchwerverletzt, einzelne, darunter der Erbauer des Hauſes, ſeien tot.

Man beſchleunigte den Rundgang; vergebens verſucht der Miniſter durch übergroße Liebenswürdigkeit den peinlichen, traurigen Vorfall abzuſchwächen.

Kaſtner muß alle Kraft zuſammennehmen, um die Worte zu finden, die er zur Erklärung braucht. Mit einem Unglück war der Bau eröffnet. — Ein Fluch laſtete auf ihm. Und dann wird es ihm klar, daß Werkbrecher ſchon geſtern ſehr verſtimmt geweſen. — Roſerl, Roſerl, ſie hat ihn ſo weit getrieben mit ihrer Koketterie; er ſelbſt weiß ja, wie ſie geſtern von ihm ſprach, der empfindſame Künſtler mochte das ahnen und darob allen Halt, alle Faſſung verloren haben. Am Weibe irr, irr an ſeinem Bau, deren Koſten wie Sturzwellen über ihn zuſammengeſchlagen!

Im engen Raum, in dem man Werkbrecher gebettet, drängten ſich die Hilfsbereiten. Selbſt der Miniſter kommt nach dem Rundgang hin, um dem Beſinnungsloſen die Hand zu ſchütteln und einige ängſtliche, freundliche Worte des Lobes über den Bau zu murmeln. Dann verſchwinden die Feſtgäſte, die Menge wird hinausgewieſen. Im großen, leeren Bau liegt am Eröffnungstage der Erbauer im Sterben.

Von zu Hauſe war er in dumpfem Drang zum

Warenhaus gekommen, unerkannt hatte er sich da hinaufgeschlichen. Von schwindelnder Höhe wollte er der kleinlichen Menschen Treiben ansehen, ehe er stürbe. — Da klingen zu ihm hinauf die Hochrufe, — dort unten steht im Festtagskleid Roserl und wiegt sich gelangweilt in den Hüften, sie vermißt ihn nicht — er wird schon kommen, denkt sie.

Und dann, er weiß selbst nicht, wie es kam. Die Stimmen da unten rufen ihn, locken ihn, — er geht zum Aufzugsschacht. Er ist seiner Sinne nicht mehr mächtig — und stürzt, stürzt vier Stockwerke in die Tiefe. Ein schwerer Auffall. Schreie des Entsetzens — dann ist alles vorbei.

Röchelnd liegt er da. Endlich kann Kastner sich ihm nähern. Er sieht um sich, nichts als fremde Gesichter. Da ruft ihm Kastner an: „Werkbrecher". Er schlägt die Augen auf, aber sie sehen ins Leere. Dann murmelt er: „Roserl".

Es tönt wie eine Bitte, wie ein Vorwurf, flehend und anklagend „Roserl".

Kastner sieht sich um: Ist sie nicht da, sie, die neben ihn gehört im Leben und Tod?

Eine namenlose Wut packt ihn gegen dieses junge, harte Ding. Sie muß her, muß ihn sterben sehen. —

Die Ärzte geben ihm noch einige Stunden. Da eilt Kastner aus dem Hause, rasch springt er in einen Fiaker. Er muß Roserl zur Stelle schaffen. Er muß.

Er fährt zu ihr in die Erdberger Straße. — Sie und Liebl sind zu Hause. Liebl ganz aufgelöst in Schmerz

und Trauer, sie kalt, verweint, blaß, — sich am Sofa wälzend.

„Er lebt noch, er verlangt nach dir, — komm hin!“ sagte er kurz.

„Ich könnt' ihn so nicht verstümmelt sehen! — Ich würde ohnmächtig!“

„Du wirst es tragen können, tragen müssen,“ sagt er barsch. „Komm mit.“

Da fängt sie zu weinen an. Zu was man sie nach allem, nach diesem Unglück, das sie getroffen, zwingen wolle?

Der Vater Liebl seufzt schwer auf. „Ich wußte, daß es zu keiner Heirat käme.“

Und da kommt Kastner ein Gedanke, vielleicht kann man sie ihm am Totenbette antrauen, — sie gehört zu ihm, sie soll wenigstens wie ein Mahnzeichen seinen Namen für ewig tragen, den Sterbenden wird es beruhigen, den Eltern ein kleiner Trost sein.

Er nimmt Roserl trotz ihres Sträubens in seinen Wagen, die Pferde eilen dahin.

Kein Wort des Trostes findet er während der Fahrt für dieses Weib. Was er tut, tut er, weil er es für das Beste hält, nicht ihr zuliebe, — nein, um des Sterbenden willen.

Noch lebt er.

Mit eisernem Griff hat Kastner Roserls Hand umfaßt und sie mit ins Zimmer gezogen. Selbst, da sie aufschreit und entfliehen will, hält er sie fest.

„Ruhe!“ mahnt er nur.

Dann ſammelt er ſich und redet auf Werkbrecher, der dann und wann lichte Momente hat, ein. — „Roſerl iſt da, um zu ſehen, wie es Ihnen geht. — Sie ſorgt ſich um Sie!“

Er zieht ſie vor. Wimmernd fällt ſie nieder am Lager, wimmernd und weinend.

Da fährt die linke heile Hand Werkbrechers über ihren Scheitel.

„Ich hab' zu euch gewollt — in die Tiefen!“ murmelte er. „Nun bin ich da!“

Und auf einmal ſchlägt die Kälte in Liebesglut um: „Nicht ſterben, leben mit mir, Geliebter, mit mir, beſcheiden, — ich will dich pflegen, ſchützen, verſtehen!“

Mit dem Prieſter, der dem Sterbenden die letzte Ölung geſpendet, wechſelt Kaſtner einſtweilen in der Ecke einige Worte. Er nickt nur, dann tritt er vor und fragt Werkbrecher leiſe und eindringlich, ob er ſeiner Braut in dieſer Stunde angetraut ſein will. —

Groß ſehen die wunden Augen. „Will ſie, will ſie?“ fragt er haſtig.

Und Roſerl nickt.

Da legt der Prieſter ihre Hände zuſammen, vertauſcht die Ringe, die einer raſch herbeigeſchafft. „Ja!“ tönt nur noch wie ein Seufzer des Sterbenden Antwort, „Ja!“

Nun hat er ihr auch ſeinen Namen gegeben, denkt er noch. Alles hat er ihr gegeben, Ruhm, Geld, Namen und Leben.

Er winkt noch Kaſtner zu ſich und flüſtert ihm zu: „Defizit — Defizit!“.

Dann ſchließt er wieder die Augen.

Roſerl hat zu weinen aufgehört, ſie ſteht in einer Ecke und ſchaut auf den Ring an ihrem Finger. — Nun iſt ſie doch ſeine Frau! Sie denkt es ſtolz, ja, „Frau Werkbrecher“! — — —

Als die erſten Abendſchatten ins ſtille Gemach fallen, ſcheint Werkbrecher wie aus einem Schlafe zu erwachen. Seine Augen ſuchen etwas, ſein Körper windet ſich.

„In den Tiefen,“ haucht er, „in den Tiefen!“

Der Arzt tritt ans Krankenlager, um nach ſeinem Begehren zu fragen.

Aber da ſieht er, daß es wie ein Lächeln um des Sterbenden Mund zieht, ein ſchwaches Wetterleuchten eines letzten, unklaren Empfindens, ein ferner Traum voll Stolz und Glück im Tod — dann krampft und ſtreckt ſich der Körper.

Werkbrecher iſt tot. Scheu, den Blick von der Leiche abgewendet, ſchleicht Roſerl aus dem halbdunklen Raum.

Kaſtner aber drückt dem toten Künſtler die Augen zu. —

Eine Träne glänzt ihm im Auge: ein Menſchenleben voll Hoffnung und Glückſehnen, das an der harten Wirklichkeit ſtarb.

In der Nacht ſchaffte man durch eine Hinterpforte die Leiche aus dem Haus, — heimlich, als dürfe es niemand wiſſen.

Kaſtner ſtand dabei, den Kopf auf die Bruſt gebeugt, die Arme läſſig gefaltet; ihm war es, als könnte man nimmer den toten Geiſt Werkbrechers aus dem Hauſe tragen.

Im Steine lebt er fort und wird doch täglich, allabendlich darinnen ſterben.

VI.

Am nächſten Tage waren die Morgenblätter voll von Berichten über das neue Warenhaus und dem ſenſationellen Selbſtmord des Erbauers.

Und wie es in derlei Fällen zu gehen pflegt, der Tod verklärte dem Schreiber die Geſtalt, das Talent des Verſtorbenen, ſo daß diesmal faſt einmütig der ſtolze Bau, die herrliche Architektonik, kurz alles gelobt wurde.

Nur über die Urſache des Todes des Architekten waren die Journaliſten im Unklaren. Freilich nahm der eine und der andere an, daß er ſich dabei pekuniär ruiniert habe. Andere meinten, es wäre im Wahnſinn geſchehen, und der dritte brachte die Sache gar mit einer Liebesaffäre in Zuſammenhang.

Daß man der Sache ſofort auf den Grund gehen müſſe, um den verſchiedenen Gerüchten entgegen zu treten, um die verängſtigten Teilhaber zu beruhigen, erſchien Kaſtner dringend notwendig. Er begab ſich in Werkbrechers Wohnung und fand dort am Schreibtiſch deſſen Überſchlag und darüber das Bild Roſerls.

Der Zusammenhang war Kastner jetzt vollständig klar. Roserl und das Geld mußten in Verbindung gebracht werden. Und die Unterredung, die er am Tage vor der Eröffnung mit Roserl gehabt, erklärte ihm alles.

Sie also hatte ihn gemordet, sie, das schöne, üppige, stolze Weib, — seine Gattin! — Es schauerte ihn fast — bei diesem Gedanken, aber dann meinte er, hatte er die Sache doch gut gemacht. Nun mußte sie seinen Namen wie ein Brandmal ein Leben lang tragen, den Namen, den sie zurückgestoßen, den Namen des Mannes, den sie in den Tod getrieben! Das was ihr Glück und ihre Strafe.

Die Summe, die die Vereinigung der Spezialgeschäftsinhaber auf den Bau des Warenhauses noch draufzahlen sollte, war sehr groß.

Aber das Unglück hatte die Gemüter beruhigt, eingeschüchtert, so daß man beschloß, ohne viel Aufsehen, um nicht gleich den Kredit zu erschüttern, die Summe zu decken.

Freilich riß dies vom Anfang an eine tiefe Wunde in das Mark der Vereinigung. Man saß von vornherein zu teuer in diesem Hause. Zahlte gewissermaßen eine zu hohe Miete.

Am Morgen nach dem Eröffnungstage strömten freilich große Menschenmengen in den Neubau, aber dieser erste Besuch galt weniger den Verkaufstischen, als der Unglücksstätte.

Wie ein Alp würde dieser unglückselige Eröffnungstag auf dem Hause lasten. — Man kennt den Aber-

glauben der Menge; noch heute weicht man dem Platze, auf dem das Ringtheater ſtand, ſcheu aus. Ein Haus, bei deſſen Eröffnung der Baumeiſter ſich ſelbſt in die Tiefe geſtürzt, konnte keinen Segen bringen. —

Das Leichenbegängnis Werkbrechers wurde zu einem Rieſenzug, jeder wollte mitgehen, wollte ſeine im Tode angetraute Gattin, wollte all' die zur Genüge in den Zeitungen genannten Hauptveranſtalter und Hauptteilnehmer ſehen.

Über all' den Aufregungen und Arbeiten der letzten Tage war Dr. Kaſtner nicht zu ſeiner Mutter gekommen. Es war ihm auch ſo lieber geweſen. Mit jenem verhängnisvollen Abend, da er von ſeinen Gefühlen und Empfindungen getrieben, Toni die dunkle Stiege zu ihrem Gemach hinaufbegleitet und wie ein Dieb das Haus verlaſſen hatte, war ihm nur der Gedanke an ſeine Mutter peinlich. Dazu kam noch das Bewußtſein, daß ſie ſeiner Neugründung nicht ſympathiſch gegenüber ſtand.

Nun würde ſie Werkbrechers Tod ſchon als das erſte Verhängnis, als das erſte Unglück deuten, das das neue Unternehmen getroffen.

Auch von Toni hatte er nichts ſeit jenem Abend vernommen, und doch hielt er es für ſeine Pflicht, nach der Mutter und nach ihr zu ſehen. Seit Wochen war ja die alte Frau nicht wohl, und die ganze Sorgenlaſt ruhte auf Tonis Schultern.

Als er heute endlich nach Werkbrechers Leichenbegängnis in ſein altes Elternhaus kam, traf er nur Toni im Laden.

Sie ſah ſchlecht und abgehärmt aus. Seit jenem Abend drückte ſie die Laſt; eine leiſe Röte zog in ihre feinen Wangen, da Kaſtner haſtig das Kontor betrat.

„Wo iſt die Mutter?“ fragte er, ihrem Blick ausweichend.

„Sie liegt im Bette, — ſie iſt nicht wohl!“

„Iſt es ernſt?“

„Sie kränkelt dahin!“

„Seit wann, Toni?“

„Seit dem letzten Abend, da du da warſt,“ ſagte ſie ſtockend.

„Warum ſchriebſt du es mir nicht?“ fragte er weicher, aber es klang ihr doch wie ein Vorwurf.

„Die Mutter ſelbſt wollte es nicht, du ſteckteſt ſo wie ſo bis über den Kopf in Sorgen!“

„Kann ich zu ihr hinaufſehen?“

Und wieder gingen die beiden die dunkle Treppe hinauf.

Beide mußten an jenen Abend denken. Heute erſchien ihnen jeder Gedanke daran wie ein Frevel.

Nach jahrelangem Ringen hatten ſie die alte, kranke Frau damals betrügen wollen.

Leiſe trat er ins Krankengemach. Toni verſchwand lautlos aus dem Zimmer.

„Find'ſt endlich den Weg zur Mutter?“

Er wußte nicht, was erwidern.

„Find'ſt endlich den Weg?“ Sie fuhr ihm mit der knochigen, dürren Hand über den Scheitel: „Grau wirſt vor lauter Sorgen und haſt nicht das Herz, ſie

deiner Mutter anzuvertrauen. Grau wirſt vor lauter Kummer und lächelſt, nur daß ich dir ja nix anmerk'. — Ja, iſt ein ſchwerer Weg, der Weg zur Höh', er geht durch Geſtrüpp, über Stock und Stein, manchmal — gar über Leichen!"

Er verſtand, worauf die Mutter hinzielte. Aber ihren Ton einſchlagend, fügte er wie entſchuldigend bei.

„Stürzt halt einer oft ab vom Weg, deswegen mag's doch der rechte ſein!"

„Daß er nur kein'n anderen mitreißt, Franz! Na haſt mir noch nichts zu erzählen? Oder willſt mir die Aufregung erſparen? — O mei, die ſparſt mir nicht. — Da lieg' ich ſtill in der dunklen Stube, aber dein Leben, Franz, das leb' ich mit. Ich hör' dich reden, ich ſeh' dich geehrt, — ich fühl' dich ſteigen, — und hab' auch den anderen fallen hören!"

Ganz geiſterhaft, voll Vorwurf klangen ihm der Mutter Worte.

„An mir iſt er nicht geſtrauchelt," ſagte er endlich, „wird ſchon ein Frauenzimmer im Spiel geweſen ſein."

Es verdroß ihn ſelbſt, daß er dieſen Ausſpruch gebrauchte.

„Zuerſt ſind's die lieben, ſüßen Mädel, dann werden's die Weiber und zum Schluß ſind's die Frauenzimmer. Ihr ſelbſt macht ſie ſchlecht mit all eurer Schmeichelei!"

Die Worte der Mutter klangen ihm hart, wie eine Anklage, und unwillkürlich dachte er daran, ob die alte Frau vielleicht eine Ahnung hatte, daß er der Toni jüngſt nachgeſchlichen.

Der Gedanke daran trieb ihm die Schamröte in die Wangen.

„Man darf die Frauen nicht gering achten, auch wenn man sie nicht braucht," sagte dann die Mutter. „Mit leiser Hand führen und gängeln sie einen doch durchs ganze Leben. Ob sie die ersten Schritte des Buberls überwachen, oder den Gang des Jünglings ins Leben, oder ob sie einen als Frau durchs Mannesalter führen!" Und auf einmal erhellten sich ihre Augen.

„Glaubst, die Toni darfst mir schief anschauen, weil's jetzt alt wird, weil's nimmer die Jüngste ist? Ihr Leben hat's dir und mir geopfert, schau's an, wie's das Geschäft führt, schau's an, wie's mich pflegt. Acht' mir's nicht gering. Tausendmal mehr ist's wert, als a Mannsbild!"

Erstaunt horchte Kastner hin. Was war das? Auf einmal sang die Mutter vor ihm laut Tonis Lob. Deutete sie sein Fernbleiben falsch, drückten sie in den langen Stunden, die sie wach im Bette zubrachte, die Gewissensbisse, daß sie das Leben, die Zukunft dieses Mädchens zerstört?

„Wenn ich heut nimmer bin, nimmst dich des Mädels an. Anständig, vernünftig, wie sich's gehört. Verstehst mich schon!"

Er nickte nur.

Die alte Frau verstand nicht mehr, daß in seiner Brust ein anderes Gefühl für Toni noch lebte, noch tobte, als Dankbarkeit.

Sie war ja so gewohnt, sein Leben zu lenken und

zu leiten, daß ſie glaubte, ihm immer Befehle geben zu müſſen. Und doch war er ihrer Führung mählich entwöhnt worden, und doch entſank langſam das Zepter ihrer Hand. Unten im Laden war Toni die treibende Kraft, und auch über ihres Sohnes Willen hatte ſie die Herrſchaft längſt eingebüßt. Nur eine gewiſſe Scheu, eine grenzenloſe Ehrfurcht ging von ihr aus, die noch immer beide im Banne hielt, die ſie zwang, die ſie gegeneinander ſcheu machte, die aber die ſtarke Liebe, die Jahrzehnte überdauerte, nicht töten konnte.

Groß und mächtig, — zwingend und herrſchend ſtand doch noch die Mutter zwiſchen ihnen und hielt ſie auseinander und nährte mit ihren Reden dennoch ihre Liebe, hielt ſie wach, ſchürte ſie.

Jetzt, wo die Mutter oben krank war, hätten ſie ſich ohne Scheu einander wieder nähern können; aber gerade die Krankheit der Mutter ſtand wie ein Geſpenſt zwiſchen ihnen.

Es war Toni, als hätten ſie dieſe Krankheit mit ihrer Liebe an jenem Abend heraufbeſchworen. — Sie war ſeit jener Stunde blaß, nervös, leicht erſchreckt, — oft verträumt und verdüſtert.

Nur die Arbeit, das Pflichtgefühl hielt ſie aufrecht, machte ſie willensſtark, das alles zu ertragen.

Die Mißſtimmung, die ſchon ſeit Monaten, ſeit dem Auftauchen der Warenhausidee zwiſchen Kaſtner und Liebl beſtand, war durch den Tod Werkbrechers noch ſchärfer geworden.

Endlich war es Liebl nach jahrelanger Arbeit

zum Bewußtsein gekommen, daß er in all' den Jahren immer das Arbeitstier für alle gewesen, der stumm die schwerste Last von Kastners Schultern genommen. Der traurige Ausgang der Eröffnungsfeier hatte ihn so recht darauf gebracht.

„Kastner, Kastner!" hieß es überall; dessen Arbeit, dessen Idee, dessen Energie wurde gelobt, — und seines Fleißes kaum Erwähnung getan.

Freilich, er durfte nicht brummen; unaufgefordert, fast ohne Entgelt hatte er all' die Arbeit auf sich genommen, froh und zufrieden, Kastners Gehilfe zu sein.

Von Jugend auf war er der Fleißige, war er der Stille.

Den eigentlichen Anlaß zu der Mißstimmung bildete die unumschränkte Botmäßigkeit, die Kastner von den Warenhausteilhabern forderte. Es war ihr Geld, mit dem gewirtschaftet, ihre Ware, mit der gehandelt wurde. Und die früher ganz selbständigen Kaufleute fühlten sich nicht wohl unter dem strengen Druck, brummten und murrten und klagten Liebl dafür an.

Mit eherner Energie hatte Dr. Kastner darauf gedrungen, daß den Spezialgeschäfts-Teilhabern jedes selbständige Verfügungsrecht genommen wurde. Denn er wußte wohl, sobald er ihnen auch nur kleine Freiheiten ließ, war es mit dem Zusammenhalt, mit der Einigkeit aus.

Es war keine leichte Mühe, all' diese verschiedenen Elemente zu zähmen und zu subordinieren. Im Anfang

für die Idee Feuer und Flamme, hätten sie sich am liebsten jeder Anordnung widersetzt.

Es war von Anfang Liebls Idee gewesen, Arbeit und Verantwortung möglichst auf ihre Schultern zu wälzen, aber dem hatte sich Kastner energisch widersetzt.

„Glaubst, ich mach' nach jahrelangem Ringen, nach jahrelangen Mühen ihnen den Hanswurst?"

„Du sollst ihnen mehr Freiheiten lassen, dadurch wälzt du einen Teil der Verantwortung auf sie!" meinte Liebl.

„Freiheiten denen, diesen Schwärmern und Phäaken, — Freiheit heißt für sie Zeit zum Wirtshaushocken, Zeit zum Frühschoppen, zum Dämmerschoppen. Wer in einem modernen Betrieb arbeiten will, muß am Platze sein, wie der letzte Kommis."

„Sie sind Selbständigkeit gewöhnt!"

„Dann müssen sie sich dieselbe abgewöhnen. Selbstständigsein heißt bei ihnen Faulenzen. — Bei mir muß gearbeitet werden!"

Es war eine schwere Frage, wie weit man ihnen Konzessionen machen dürfe. Und Dr. Kastner dachte in der letzten Zeit selbst daran. Aber Konzessionen würden die aufgeregten Gemüter, die jetzt, weil sie einige Stunden des Tages arbeiten mußten, glaubten, in kurzer Zeit ein Vermögen sammeln zu müssen, kaum beschwichtigen.

So kam es zu den verschiedensten Auftritten; dabei blieb Kastner im Interesse der Sache fest, ließ sogar Teilhaber ruhig ausscheiden.

Aber der Schaden, den sie in der Öffentlichkeit

dem Unternehmen antaten, war groß. Sie verhetzten Publikum und Standesgenossen.

Und gerade vor denjenigen Mittelständlern, die nicht zur Vereinigung gehörten, mußte man sich in acht nehmen.

Sie schrieen am lautesten, nannten das Warenhaus ihren Ruin und klagten Kastner für alles Geld, das in ihren Kassen fehlte, an.

Sie glaubten, das Warenhaus bringe ihnen Schaden, und doch waren es nur die veränderten Zeitverhältnisse, war es die wirtschaftliche Lage Österreichs.

Ein Mann, der hinter seinem Ladentisch stand, der Waren vom Großkaufmann bezog, diese an die Kundschaft mit bescheidenem Gewinn weiter verkaufte, glaubte, seine Familie, seine Angestellten müßten von diesem Gewinne leben können; die Ladenmiete, die immer wuchs, müßte davon glatt bezahlt werden können. Und er, der Mittelständler, der ein lächerlich kleines Kapital in das Warenlager gesteckt, dürfte darob die Hände in den Schoß legen, fremde Kräfte für sich schaffen lassen und selbst im Gasthaus und Kaffeehaus sitzen. —

Das war der große Fehler einer großen Gruppe von Mittelständlern, jener Gruppe, die am lautesten gegen das Warenhaus schrie, — jener Gruppe, die Kastner anklagte.

„Die Gruppe der Zwischenhändler," so hatte sie Kastner genannt, Leute, die nicht von ihrer Händefertigkeit und Arbeit lebten, — wie die besseren

Handwerker, die geſchätzt werden mußten, wie die Spezialgeſchäftsinhaber, die Schuſter, Schneider, Sattler, Korbflechter und wie ſie alle hießen, ſondern ſolche, deren ganzes Können in der Kenntnis einiger Waren beſtanden, die ſie en gros kauften und en detail verkauften.

Ja, und was waren denn all' die Großſtädtler, die, zu faul ein Handwerk zu erlernen, dennoch bequem ihr Daſein friſteten, als Zwiſchenhändler, die die Waren für das Pulikum unnütz verteuerten.

Zu dieſer Erkenntnis war Kaſtner längſt gekommen; darum hatte er, ohne ſie laut auszuſprechen, von ihnen ſeine Hand zurückgezogen und ſein ganzes Augenmerk immer mehr auf den geſunden Handwerkerſtand gerichtet.

Das Großkapital ging ihnen in Geſtalt von Warenhäuſern, Konſumvereinen zu Leibe, und er ſelbſt zog gegen dieſen Teil mit ſeiner Vereinigung zu Felde.

Das mußte er zugeben. Sie waren die Todgeweihten, weil ſie die im wirtſchaftlichen Leben am wenigſten Berechtigten waren. Ihr Verdienſt war Geld, das das Publikum zu viel zahlte, ihr Verdienſt war das Geld, um das das Warenhaus, das in direkter Verbindung mit der Fabrik und den Großlieferanten ſtand, die Dinge billiger hergeben konnte.

Daß die billigen Preiſe einzelner Artikel von der ganzen Gruppe ſolider „Kleinkaufleute" beſprochen wurden, war klar. Sie konnten die Waren nicht um dieſen Preis geben, alſo nach ihrer Meinung auch kein anderer. Dabei bedachten ſie nicht, daß ſie ein kleines Kapital weit höher verzinſen mußten, als das Warenhaus ſein großes.

Kurz, die Unzufriedenheit wuchs unter den Geschäftstreibenden und ging so unbemerkt ins Publikum über.

Der Besuch des neuen Warenhauses war nur im Anfang ein guter gewesen. Jetzt ließ er immer mehr nach, da das Publikum, auf das man besonders rechnete, der Mittelstand, ziemlich ausblieb.

Der Arbeiterstand war durch die Parteiblätter längst gegen den „Mittelständlerbazar" voreingenommen. Auch fühlten sich die Arbeiterfrauen in dem Trubel des prunkvollen Hauses nicht wohl. Sie kauften lieber in den kleinen Bazaren der Vorstadt, bei den Greißlern u. s. f.

Ein anderer Umstand, der Liebl und Dr. Kastner doppelt entfremdete, war Kastners Verhalten gegen Roserl. Roserl hatte sich schon in den letzten Tagen, da Werkbrecher noch lebte, zwischen beide gestellt. Nun, da Werkbrecher tot war, da Roserl Frau geworden war, und doppelt unbotmäßig zu Hause wurde, da man sie endlich von dem stillen Hause ziehen ließ, da klagte Liebl im stillen Dr. Kastner für das alles an, von der Vaterliebe getrieben.

Er hatte das Mädchen an Werkbrecher verlobt, er hatte Werkbrecher das Geld verschwenden lassen, er hatte endlich, wie zum Trotz, das Mädchen einem Sterbenden angetraut und sie so völlig aus der Familiengemeinschaft gerissen.

Daß er das alles in lautester Absicht getan, getan, um Liebl die Sorgen zu erleichtern, gestand sich dieser selbst zu; aber es waren in seinen Augen Mißgriffe, die eingriffen in seine väterliche Autorität.

Liebl hing zu ſehr an ſeinem einzigen Kinde, als daß er ſie ganz klar in ihrer Art erkannt hätte, und Kaſtner hütete ſich, ihm über Roſerls Charakter die Augen zu öffnen.

Lieber ſollte er ihm grollen. Er war ſich keiner Schuld bewußt, er tat, was er für gut hielt, und war nicht gewohnt, dafür Dank einzuheimſen.

Er war der Mann, der nie lange jammerte, der immer handelte und der auch ſtrafte, wenn es notwendig war. — — —

Das erſte Halbjahr, ſeit der Eröffnung des Warenhauſes war vorüber; der Verſammlung der Teilhaber ſollten die Reſultate vorgelegt, und dort eventuelle Änderungen mit ihnen beſprochen werden.

Kaſtner wußte es in voraus, es würde ein heißer Tag werden, und es würde aller Überredungskunſt, aller Energie bedürfen, um ſeine Meinung zu ſtützen, um mit ſeinen Ideen durchzudringen.

Denn nach dem Reſultat des erſten Halbjahres durfte und konnte man ſich nicht richten, wollte man vorwärtskommen.

Freilich, die kleinen Geſchäftsleute wollten Reſultate, Geld, Tantiemen ſehen, — und er geſtand es ſich im ſtillen: ſie mußten ſie auch ſehen, weil ihr ganzes Vermögen, ihr ganzes Warenkapital im Geſchäft ſteckte.

Als Ort der Zuſammenkunft war ein Nebenlokal eines bürgerlichen Hotels ausgemacht worden.

„Wenn nur was zu trinken in der Nähe iſt, bring' ich ſie alle herum," hatte er zu Liebl ſchmunzelnd

geſagt. Aber dieſer hatte zu jener Redewendung nicht wie ſonſt gelächelt, ſondern ernſt erwidert:

„Das wäre ein trauriger Sieg!“

Um 10 Uhr verſammelten ſich die Teilhaber im kleinen Saale. Eine gemiſchte Geſellſchaft, ſchwere, breitſchulterige Handwerksmeiſter, modiſch gekleidete Geſchäftsleute; murmelnd ſtanden ſie zu einzelnen Gruppen zuſammen, manch' einer rühmte ſich dem andern gegenüber, was er heute alles der Leitung ins Geſicht ſagen werde.

Der Vertreter eines großen Bankhauſes allein ſtand abſeits, ſtumm dieſem oder jenem zunickend. Einer hatte im vorderen Gaſtlokal wohl ſchon ein Frühſtück eingenommen, ein anderer äußerte, er hoffe, die Geſchichte würde bald vorüber ſein, denn er habe jetzt ſchon Hunger und Durſt.

Es war ſchon 10 Uhr vorüber, Dr. Kaſtner war noch nicht zur Stelle; endlich, da man ungeduldig wurde und ſchon murrte, kam er daher, nach allen Seiten grüßend, die große Mappe läſſig unter den Arm geklemmt.

Noch immer war er in ſeinem Äußern ganz der echte, rechte Volksvertreter, halb Biedermann, halb Künſtler, halb der ſchöne, reife Held. Sein intereſſanter Kopf mit den gutmütigen, friedlichen Augen, dem langen Vollbart, den hochzurückgekämmten, vollen Haaren, ſeine große, ſtattliche Geſtalt umflattert von einem bequemen Gehrock. So mußte er noch heute der männlichen und weiblichen Bevölkerung imponieren.

Die beleidigten Teilnehmer erwiderten nur ſtill

ſeinen Gruß, aber ein gut Teil ihres Grolles war in dem Moment verflattert, da er den Saal betreten hatte.

„Ich bitte wegen der kleinen Verzögerung um Entſchuldigung," ſagte er, ſchritt zum Tiſche, in deſſen Mitte ein großer Lehnſtuhl den Platz des Vorſitzenden anzeigte, und legte ſeine Mappe vor den Stuhl. —

„Wir können gleich beginnen," ſagte er, „wenn es den Herrſchaften recht iſt?!"

Alles gruppierten ſich um den Tiſch. Der Vertreter der Bank, dem das Warenhaus eine große Summe ſchuldete, ſetzte ſich rechts von Kaſtner. —

„Indem ich die heutige Verſammlung der Teilhaber eröffne, heiße ich ſie alle herzlich willkommen und hoffe, daß unſere Verhandlungen auch diesmal wieder zum Gedeihen unſeres ſtolzen Unternehmens beitragen werden!"

Ein Übereifriger meldete ſich zum Wort.

„Später, ſpäter, lieber Freund," ſagte Kaſtner lächelnd.

Er war heute wirklich in beſter Laune. Daß es mit dem Unternehmen nicht gut ſtand, wußte er zur Genüge; aber er wollte heute doch ſeine Kraft, die Kraft der Perſönlichkeit an dieſen Spießern und Phäaken meſſen. — Er wollte doch ſehen, ob er mit ſeinem Intellekt, ſeiner Rednergabe ihnen nicht gewachſen war. Den Vertreter der Bank hatte er auf ſeiner Seite, das wußte er.

Er fuhr fort, die Lage des Warenhauſes, die Geſchäfte des erſten Halbjahres zu ſkizzieren.

„Ein halbes Jahr iſt es nun her, ſeit ſich zum

erſtenmal die Pforten des Hauſes zum öffentlichen Beſuch geöffnet haben, ſeit jenem glücklich-unglücklichen Eröffnungstage, der leider mit dem Tode des Erbauers endete. Ein Unglück, an dem wir noch heute zu tragen haben.

„Der Betrüger, der Schuft!“ rief ein Empörter, der Werkbrecher noch heute nicht ſeine Untat verziehen hatte.

„Ich bitte Sie, Herr Hirl, einen Toten nicht zu ſchmähen, zumal dieſe Bezeichnung für den Entſchlafenen nicht zutrifft. Er hat bei der prunkvollen Ausſtattung, die nur uns zugute kommt, die Koſten des Baues überſchritten, — niemals aber hat er deswegen uns betrogen.“

Herr Hirl zuckte nervös die Achſeln. Der Erſte hatte ſchon ſeine Abfertigung.

Nun begann Kaſtner den Geſchäftsgang an der Hand von Zahlen nachzuweiſen, denſelben nach den einzelnen Zweigen zu detaillieren, wobei es ſich zeigte, daß gewiſſe Abteilungen gute, gewiſſe faſt gar keine Geſchäfte gemacht hatten.

Jetzt klang es durcheinander: „Bei den Lederwaren iſt die Lage ſchuld!“ — „Ja, ich hab' nur a dunkles Eckerl!“ und ſo fort; was jeder am Herzen hatte, wurde ausgeſchrieen.

Kaſtner machte eine Pauſe und bat um Ruhe; wer etwas vorbringen wolle, ſolle ſich ſpäter zum Wort melden, ihn aber jetzt ausſprechen laſſen.

Einige brummten, aber ſie ſchwiegen doch.

Als Kaſtner geendet, hatten ſich ſofort einige zum

Worte gemeldet. Es waren nichts als kleinliche Beſchwerden, die jeder vorbrachte, der eine wie der andere ſah ſich zurückgeſetzt, wollte einen anderen Platz, wollte die Waren höher veranſchlagt haben.

„Indem, daß mein Geſchäft früher beſſer gegangen hat, liegt der Grund nur darin, daß ich eine ſchlechte Lage habe, noch dazu bei einer zugigen Tür," begann wieder einer.

Dr. Kaſtner ließ ſich nicht aus der Ruhe bringen.

„Wenn es bei Ihnen zieht, ſollte längſt mehr Zug in der Sache ſein, lieber Hirl, — die Vorſtandſchaft kann nicht für Sie ſich hinter den Ladentiſch ſtellen, jeder muß ſehen, daß er Geſchäfte macht."

So fertigte er einen nach den anderen mit halben Witzen und ganzen Grobheiten ab.

Als er ſah, daß ſich die Mißſtimmung nicht legen wollte, ſagte er groß und feierlich:

„Meine Herren, ich ſehe, daß eine gewiſſe Gegenſtimmung gegen meine ehrlichen Intentionen unter einem Teil der Teilnehmer herrſcht; ich bin bereit, ſofort von meiner ſchweren, verantwortungsvollen Stellung zurückzutreten!"

Jetzt entſtand ein Tumult, große Ratloſigkeit bemächtigte ſich der meiſten.

„So wäre es nicht gemeint geweſen!" „Und wenn man nichts mehr ſagen dürfet," klang es durcheinander.

Der Vertreter der Bank bat in dieſem Momente ums Wort, ein feiner, ſchlanker Herr mit einer leuchtenden Glatze, trotzdem er kaum in der Mitte

der Dreißig ſtand. Er war neben Kaſtner der einzige, der etwas redegewandt war:

„Mit Bedauern haben wir alle gehört, daß Dr. Kaſtner ſich durch einige kleinliche Wünſche und Ausſtellungen, die niemals am großen Programm etwas ändern können und dürfen, hat zu der Äußerung hinreißen laſſen, er wolle gegebenenfalls auf ſeinen Poſten verzichten. Wir alle wiſſen, wie ſchwierig unter den jetzigen Verhältniſſen ſolch eine Stelle iſt; wir alle aber ſehen auch mit Bewunderung auf den Mann, der imſtande iſt, mit eherner Hand ſolch ein gewaltiges Unternehmen zu leiten. Er allein iſt der Mann, um den ſchweren wirtſchaftlichen Kampf auszufechten, er allein genießt ſo viel Vertrauen, daß er weiter erſprießlich tätig ſein kann. Ich kann ſchon heute verſichern, daß das Bankhaus, das zu vertreten ich die Ehre habe, bei einem Wechſel in der Perſon des Vorſtandes ſofort ſein Geld zurückziehen würde. Mit ihm ſteht und fällt das ſtolze Unternehmen. Ich glaube, daß nach den kleinlichen Anfechtungen gewiſſer Kreiſe es heute am Platze iſt, Herrn Dr. Kaſtner unſeres vollſten Vertrauens zu verſichern!“

Alles, ſelbſt die früher geſchrieen, ſtimmten dem bei, man ſchüttelte ſich die Hände, entſchuldigte ſich, und ging ſchließlich in die Beratung anderer Punkte über. Zur neuerlichen Finanzierung erklärte ſich die Bank bereit, abermals eine hohe Summe zu zeichnen. Allen war damit ein Stein vom Herzen, ſelbſt Kaſtner, der den Plan des Bankhauſes herausfühlte, ſich mög-

lichſt ſtark dabei zu engagieren, um möglichſt viel Einfluß auf die Führung zu erhalten. —

Nun konnten die Teilhaber ihre Prozente herausbezahlt bekommen, und damit war für ſie alles erledigt, alles recht.

Man war froh, als die Sitzung endlich aufgelöſt wurde, und der erſte laute Ruf galt dem Kellner, der den kleinen Saal gleich zu einem Speiſeſaal umſtellen ſollte. Die meiſten wollten gemeinſam ein gutes Mittagsmahl auf die Hetz', den Schreck und die Freud' hin einnehmen. —

Sogar der Vertreter der Bank erklärte ſich bereit, zu bleiben, und ſo entſchloß ſich auch Dr. Kaſtner, mitzuſpeiſen.

Alles Geſchäftliche war faſt mit einem Schlage ausgeſchaltet, die Luſt an Speiſe und Trank ſtieg in ihnen auf, die Luſt an gemütlichem Zuſammenſein. —

Das Eſſen war vorzüglich, das allein ſtimmte die Herrſchaften ganz um, man trank auf Dr. Kaſtners Wohl, ſtieß mit ihm an, bat ihn um Entſchuldigung wegen des früheren Wortwechſels.

„Wiſſen's, i bin halt a biſſel ſcharf, aber nix für ungut, verehren tu' ich ſie, g'rad verehren, — wie meinen Vater, — weil's doch a Mordskerl ſind, wie ſie dös g'ſagt haben, vom Zug, Herr Doktor, da hab' ich ſcho ſelber lachen müſſen."

Und gröhlend wankte Herr Hirl, ſein Bäuchlein ſtolz vor ſich hertragend, auf ſeinen Platz zurück.

„Ja, wenn wir Ihna net hätt', was wollten denn wir machen!" Und ſo lobten und ſchmeichelten ſie fort.

Und doch war es Kaſtner klar, daß es ein Pyrrhusſieg war, den er heute wieder über dieſe Phäaken errungen. Sie, ſie hatten vor Jahren nach einem ſolchen Warenhaus geſchrieen; nur um ihnen zu dienen, mit tauſend Zweifeln im Herzen hatte er die Idee aufgegriffen, hatte die Laſt von Arbeit übernommen, hatte für ſie gedacht, gegen ſeine eigene beſſere Meinung die Gründung vollzogen.

Nun da die Reſultate keine guten waren, da er ſah, daß die Ideen nicht glückten, war er zu ſtolz, um die Leute im Stich zu laſſen, ſchon zu ſehr mit allem verwachſen, um zu entſagen.

Nach jahrelangem Schmeicheln und Arbeiten wollte er herrſchen, — ſie beherrſchen, ſeinen Willen durchſetzen, in der Gemeinſchaft der Gleichen. Die Bürgerkrone, nach der er gelechzt, drückte ihn, und er ließ ſie es durch Strenge entgelten. Der König der Phäaken, der feiſten, luſtigen, weinroten Phäaken, die gegen das Großkapital zu Felde zogen, ein Heer von taumelnden Bacchanten, nicht von zähen Kriegern!

Um ihre Burg zu halten — wie ſie das Warenhaus nannten —, hatten ſie nun ſchon zum zweitenmal Geld vom Großkapital aufgenommen, Geld aus Feindeshand, das ihnen bereitwillig geliehen wurde, gezahlt wie Tribut, wie Söldnerlohn!

Es machte jetzt Kaſtner ſelbſt bedenklich, daß die Bank ſo bereitwillig Kredit einräumte.

Schmunzelnd, liſtig und feierlich dareinblickend, wie ein alter Fuchs, ſaß der Bankdirektor an ſeiner Seite; er konnte ſich heute eine Flaſche ganz beſonderen

einkühlen laſſen, — denn er war ſeinem Plane wiederum ein Stück näher gekommen.

„Daß ein Mann mit Ihren eminenten Fähigkeiten ſeine ſchätzbare Kraft ſolchen Krämereien en gros zuwendet!“ ſagte der Bankdirektor plötzlich zu Dr. Kaſtner.

„Leute, wie Sie, werden für Welthäuſer als unabhängige Direktoren mit Gold aufgewogen, ihr organiſatoriſches Talent, ihr kaufmänniſches Geſchick, ihre Rednergabe, — dabei dienen Sie ſolchen Leutchen, um der Ehre wegen!“

„Der Sache wegen, Herr Direktor!“

„Sie grauköpfiger Idealiſt, aber ich bekehre Sie, — ſobald wo irgend eine große Stelle frei iſt, ſchlag' ich Sie vor mit mehr als einem Miniſtergehalt. Verſtehen Sie mich!“

„Ich wüßt' nicht, was mit dem Gelde machen! — Ich bin ledig!“ ſagte Dr. Kaſtner.

„Dann können Sie es noch ſchneller los werden!“ ſagte mit maliziöſem Lächeln der Bankdirektor. „Oder haben Sie einen Erbneffen? Nicht, um ſo beſſer! Nein, Spaß beiſeite, hätten Sie nicht Luſt, ſolch eine Stellung gelegentlich einzunehmen; ich frage nicht aus Phraſe, — wir Geldmenſchen haben immer unſere Hintergedanken.“

„Nein, Herr Direktor, denn ich wüßte nicht, wer mich bei der Partei im Warenhaus, im Gemeinderat erſetzen könnte!“

„Nun, das ſind doch Kleinigkeiten, — laſſen Sie die Leute ſelbſt zurechtkommen!“

„Die, die müſſen geführt werden, beherrſcht, und wenn es notwendig iſt, belogen und betrogen werden.“

„Es ſind alles harmloſe Seelen, richtige Kavaliere in beſcheidenem Umfang!“

„Phäaken, Herr Direktor!“

„Ja, ganz recht, — Phäaken!“

Eine Pauſe trat in ihrer Unterhaltung ein, der Braten wurde herum gereicht.

„Weich wie Butter,“ „Eine Rehkeule, bravo,“ „Aus dem Wienerwald?“ ſo tönte es aus der Zahl der Eſſenden. Man freute ſich wie ein Kind, das ein Stückchen Kuchen erhält.

Eine heilige Ruhe, als verrichte jeder ein wichtiges, hehres Geſchäft, lag über dem Saale, die Meſſer und Gabeln raſſelten, die Kurzatmigen ſchlürften laut beim Eſſen, — wer fertig war, verlangte noch ein Stück. „Wie Butter,“ „Rehkeule,“ „Aus dem Wienerwald.“

Qualität, Quantität, Abſtammung verbunden mit Lokalpatriotismus war das Thema ihrer Unterhaltung.

Ein dicker, fettiger Herr begann in poetiſchen Phraſen von einer Rehkeule zu erzählen, die er vor Jahren draußen in Neulengbach nach der Jagd bei Bekannten gegeſſen. Er ſchwelgte noch jetzt in ihrem Genuß, und alle horchten geſpannt auf, als erzähle er eine hochwichtige, hochſpannende Geſchichte.

„Der Rote iſt zu kalt, anwärmen, Jean!“ rief Hirl dazwiſchen, deſſen Bordeaux ihm nicht paßte.

Es lag ein feierlicher Frieden über den Eſſenden. Je mehr das Eſſen ſeinem Ende zuging, deſto lauter wurde es, deſto mehr wurde getrunken, deſto gemüt-

licher wurde die Stimmung. Die offizielle Feier war für sie vorüber, jetzt kam die noch köstlichere Nachfeier, der Trunk, der Kaffee, das Kartenspiel, ein heimliches Schlaferl in einer Ecke.

Dr. Kastner sah sich wieder die Leute an; in ihren vollen, roten Gesichtern stand nichts von ihren Sorgen, nichts von ihrer schlechten materiellen Lage geschrieben, — er hatte ihnen also mit der Arbeit im Warenhaus noch nicht allzu hart zugesetzt, noch hatten sie Speck an den Rippen, volle Bäuchlein, weinrote Gesichter.

„Seine Freunde und Feinde!" dachte er.

Seine Freunde, für die er sich mühte, dieselben auch seine Feinde, die ihn bekämpften.

Aber bei allem Groll, den er oft gegen sie hatte, er konnte das Gefühl tiefer Sympathie, das er für sie von Kindheit an empfand, nicht los werden. — Ja, sie waren die Seßhaften am Donaustrand, die lustigen, nimmersatten Phäaken, die Todgeweihten, die dennoch sich von ihren Leiden nichts anmerken ließen.

Zwei Mittel hatten sie, zwei Geheimmittel, die sie gemütlich, lustig, rund erhielten: Speis' und Trank. Diese Geheimmittel hielten sie am Leben, ließen sie alles ertragen. —

Ja, wenn das graue Gespenst des Hungers über sie käme, das die Arbeitsklassen oft heimsuchte, das sie schlank, krank, blaß, kraftlos und mutlos machte, das ihren Durst steigerte, das ihnen den Schnaps in die Hand drückte!

Aber kein Phäake stirbt Hungers! —

Kein Phäake leidet Durſt! — — —

Da tönt es laut aus ihrer Seite zu ihm:

„Hoch, Proſt, Kaſtner!“ man ſchwingt wieder einmal die Gläſer, man läßt die anderen leben — und lebt ſelbſt dabei doppelt gut.

Man kichert, man gröhlt, man brüllt vor Lachen.

Es iſt zu luſtig auf der Welt! —

Was will man ſich denn Sorgen machen?! — Und wieder lacht und kichert es aus allen Ecken. —

Und da fallen Kaſtner plötzlich blitzartig jene betrunkenen Worte Bergers ein, die er vor mehr als fünfzehn Jahren beim großen Herbſtfeſt ihm entgegengeſchrieen:

„Der Wein — der Wein, der fangt ſie ein, für ſie und fürs Elend! Der Wein macht ihnen und mir die Arbeit leicht! — Sie machen es mit jenen wie die Europäer mit den Indianern. Sie machen ſie ſich mit Alkohol willig, dienſtbar, und wenn ſie b'ſoffen am Boden liegen, dann gehen ſie über ſie hinweg . . . zum Ruhm!“

Dieſe Worte fielen ihm ein, da er die Leute laut zechend vor ſich ſah — aber was nutzte ihm denn ihre Betrunkenheit auf die Dauer? — Er dachte es zum erſtenmal ruhig für ſich.

„Wo führte dies alles hin, zu welchem Ende?“

Da ſtießen die drüben die Gläſer wieder an. Was ſollte er grübeln, — warum ließ nicht auch er ſich fortreißen von ihrer Luſtigkeit? —

„Proſt, Proſt, meine Herren!“ rief auch er auf einmal überlaut.

VII.

Aus den Beſchlüſſen der jüngſten Verſammlung erwuchſen Dr. Kaſtner wieder neue Arbeiten.

Er vernachläſſigte ſeine Kanzlei, er opferte die ganze Zeit den Warenhausgeſchäften, ſaß Tage und Nächte über die Arbeit gebeugt, zumal ſich Liebl ob der Verſtimmung immer mehr von den Geſchäften zurückgezogen hatte. Er hatte nach jahrelangem Hoffen, nach jahrelanger Arbeit ſchließlich den Glauben an eine Rettung des Mittelſtandes verloren. Er kapſelte ſich, wie einſt der Rat Salinger, immer mehr in ſeinem Häuschen in der Erdberger Straße ein; die jahrelange, gleichmäßige Bureauarbeit, der Kummer mit Roſerl hatten ihn philiſtrös und ſcheu gemacht, und die Blumen, die er ſo lange vernachläſſigt hatte, begannen auch für ihn ſeine Haupterholung und Zerſtreuung zu werden. Frau Kathi, einſt die luſtige, junge Frau, war ſehr ſtark und unbeweglich geworden, — und ihre Körperfülle begann ihr ernſtliche Herzbeſchwerden zu verurſachen.

Dazu immer wieder die ſchrecklichen Aufregungen

mit ihrer Tochter Roserl, die jetzt als junge Witwe sich unter den Zwang des Familienlebens gar nicht mehr fügen wollte.

Nach einer Reihe krasser Auftritte war sie von zu Hause weggezogen, hatte von der kärglichen Summe, die man mehr aus Anstand ihr als Witwe Verbrechers ausgezahlt hatte, eine Zeit flott und luxuriös gelebt und war dann, als ihr Geld verflogen war, auf Anraten guter Freunde zur Bühne gegangen. Ihre Gestalt, ihre Vergangenheit und das angeborene Talent hatten sie dazu prädestiniert, und so fand sie wirklich im kommenden Sommer einen Theaterdirektor, der es mit ihr als Diva versuchen wollte. Da und dort war sie schon mit mehr oder weniger Glück, vom Publikum ungleich günstiger beurteilt als von der Kritik, aufgetreten.

Ein schwüler, dumpfer Sommer brütete über Wien, machte die Menschen schlaff, die Gassen zu unerträglich heißen Kanälen, in denen man es kaum aushalten konnte, und ließ alle Geschäfte stocken.

Nach jahrelanger, rastloser Arbeit, nachdem seine Nerven endlich doch zu revoltieren begannen und sich selbst durch den Alkohol nicht mehr straff und ruhig machen ließen, hatte Dr. Kastner beschlossen, sich einige Wochen Ruhe zu gönnen.

Denn tatsächlich waren die Aufregungen und Arbeiten der letzten Jahre nicht spurlos an seiner Gesundheit vorübergegangen. — Seine Nerven waren schlaff, sein Schlaf unbeständig, von wirren Träumen unterbrochen, seine Herztätigkeit unregelmäßig, sein

ſonſt ſo luſtiges, gutmütiges Auge fing an zu flackern.

Es war eben keine Kleinigkeit geweſen, für einen todgeweihten Stand alle Geſchäfte zu führen, mit ihm alle Sorgen zu teilen, für ihn zu denken, zu handeln; für ihn, zu ſeinem Intereſſe und doch gegen den eigenen Willen oft.

Und je mehr die Unzufriedenheit in der Mitte der Mittelſtändler Platz gegriffen hatte, deſto ſchwerer wurde die Arbeit. Früher, da ſie noch hoffnungsfreudig ihm zugejubelt, da er ſelbſt noch jung, voll guten Glaubens war, da hatte er alle Mühen, alle Strapazen, alle ſchlafloſen Nächte leicht ertragen. Jetzt aber, da er im voraus wußte, er habe ihre Zuſtimmung, ihren Dank nicht zu erwarten, da ermüdete, da verdroß ihn die Arbeit.

Der Kampf für ſie hatte ſich nach und nach in einen Kampf gegen ſie herausgewachſen, den er kaum mehr ihretwillen, ſondern mehr ſeinetwillen führte.

Das zündende Feuer des Ehrgeizes, der Ruhmſucht, das ſeine Mutter von Jugend auf in ihm geſchürt, hatte ihn ſchließlich ganz erfaßt. Die Stellung, zu der ſie ihn getrieben, auf die ſie ihn faſt wider ſeinen Willen geſetzt, war ihm ſchließlich ein gewohnter, lieber Aufenthalt geworden, den er nicht mehr verlaſſen wollte.

Kein Heim, kein Weib, kein Kind, kaum einen richtigen Freund, war er ja verurteilt, auch noch im reifen Mannesalter ſein Leben in der Öffentlichkeit zu führen, ungeborgen und unbeſchützt.

Wie ein Nomade, wie ein wandernder Künſtler kam er ſich vor, der ſich die Straße zur Heimat erwählt, des kurzen Beifallrauſches, der gaffenden Blicke wegen. Aber die Menge, die forderte ein freundliches Geſicht, einen nie wankenden Wagemut von ihm. Er lebte in der Öffentlichkeit, für ſie, ohne Stunden der Sammlung, immer in der Haſt, immer in der Tretmühle.

Und darum war in ihm in all' den Jahren immer mächtiger und lauter der Wunſch aufgeſtiegen, ſich einmal für kurze Zeit wenigſtens in einen ſtillen Winkel zur Erholung zurückzuziehen, ſeiner Geſundheit, ſich ſelbſt einmal für Wochen ganz zu leben.

Da jetzt im Hochſommer auch die Geſchäfte des Warenhauſes ſtockten, konnte er ſich endlich dieſe kurze Ruhepauſe gönnen. — — —

Die kurzen Wellen bäumen ſich ſchäumend auf, da ſie der ſpitze Keil eines Ruderbootes pfeilſchnell teilt, — die ragenden, grünen Rücken der Bergkoloſſe, die den Gmundener See umſtellen, ſpiegelten ſich zitternd, tiefſchwarz in der Flut. Ein einſamer Ruderer ſitzt im Boot und ſchlägt mit breiten Griffen die Seefläche mit den Rudern: Dr. Kaſtner.

Ganz wohl, ſtill und zufrieden iſt ihm zu Mute, da er endlich dem Trubel der Großſtadt, endlich den Geſchäften entflohen.

Er ſieht zu den Felſen auf, die aus dem See zu wachſen ſcheinen, — er ſieht hinüber, wo mitten im Grün die ſchönſten Villen herüberleuchten; ſein Blick ſtreift am jenſeitigen Ufer die ſtillen grauen Fiſcher-

hütten, weit hinten die goldenen Felder, die grünen Matten, die dunklen Wälder. Ringsum Friede und doch leiſe, ſtetige Bewegung, als ſtreiche die Luft ſanft wie eine weiche Frauenhand über alles hinweg, beruhigend, belebend, beglückend.

In einer Bucht, wo am Ufer ein mächtiger Kirſchbaum ſeine Früchte tiefdunkel zur Schau ſtellt, wo nur die Vögel an dieſem picken, läßt er endlich die Ruder ſinken. —

Wenn man ſich auch nach ſo und ſo viel Ruderſchlägen, nach ſo und ſo viel Arbeit von allen Mühen des Lebens befreien könnte, fliehen von allen fremden Menſchen.

Er ſieht vor ſich über die ſchier endloſe, tiefblaue Fläche des Sees. Die Menſchen, die dummen Menſchen, die ihm alle, alleſamt fremd geblieben! Die Tauſende von Mittelſtändlern, für die er arbeitet, die etlichen Dutzend, mit denen er öfters verkehrt: fremd, alle fremd!

Toni, die ihm ihr Leben in Arbeit und Pflichtgefühl, die ihm ihre Liebe geopfert, — ſelbſt ſie heute im Grunde: fremd!

Selbſt die kränkelnde Mutter, die ihn geboren, die ihn nach ihrem Sinn und Willen erzogen, die ihn gegängelt und geführt: fremd! fremd!

Und doch, war es ſo ſchwer, eine Seele finden, der man ſich anvertrauen konnte? Das Verſtehen konnte nur eine große Liebe ermöglichen.

Hatte die Toni nicht eine große Liebe zu ihm gehabt, trug ſie ſie nicht immer noch für ihn im Herzen?!

Und auf einmal kam ihn die Luſt an, das Weib, das ihm ſeine Jugend, ſeine Zukunft, ſeine Liebe geopfert, neben ſich im Kahn, in dieſem ſtillen Winkel zu haben. Und im Schweigen der Natur, im Schauen in die Berge, beim Schmeicheln des lauen, friſchen Windes ihr alles zu erzählen, alles, zu ſagen. — Nicht die Einzelheiten ſeines täglichen Arbeitslebens, nicht die dummen Anſichten der Menge. Nein: von ſich, von ſich ſelbſt und jener großen, unſtillbaren Sehnſucht im Herzen.

Der Abend ſenkte ſich langſam hernieder, der Wind wurde ſtärker, die Konturen verſchwommen, die Lichter an den Ufern blitzten auf. Langſam ſtieg der Mond hinter der Bergkette vor.

Da ſtieg ſeine Sehnſucht nach einem einzigen menſchlichen Weſen, das ihn verſtehen, das ihn ergründen konnte, in ihm noch ſtärker auf. Er konnte ſich ſelbſt nicht verſtehen, konnte jetzt nicht begreifen, wie er jahrelang in der Stadt ausgehalten.

Er ließ den Kahn treiben — und ſah vor ſich in die Nacht. — Einſamkeit! Retterin, Tröſterin, —: Einſamkeit, die die Sehnſucht nach einem anderen Menſchen ſo ſtill-glücklich, ſo traurig-begehrend macht!

Vor ihm ſtieg wieder Tonis Bild auf, er ſah ſie vor ſich in ihrem engen ſchwarzen Kleide, um den Mund jenen glücklich-traurigen Zug der gläubigen Märtyrerin, der Opferprieſterin, die Augen wie ſtarr und flehend, wie bittend und verzweifelt auf ihn gerichtet.

Im Trubel der Großstadt, in der Hast der Arbeit hatte er sie immer wieder vergessen; hier im Frieden der Nacht, in der Berg- und Seeeinsamkeit, da schrie er nach ihr, — sie, sie allein konnte ihn noch verstehen, sie, über die er sich in jahrelanger Arbeit hinweggetäuscht.

Würde jemals die Stunde kommen, da sie sein werden würde? — Sollte er sie jetzt herkommen lassen, — aber sie mußte ja bei der Mutter bleiben, sie nahm ihm auch das ab, — die Sohnespflichten, auch von denen hatte sie ihn entbunden.

Groß leuchtend stieg der Mond hinter dem Traunstein auf, groß mächtig wuchs in Dr. Kastners harter Brust die Sehnsucht an. — Er schüttelt den Kopf, er faßt, wie im Krampf die Ruder; die Nerven — die dummen Nerven! — Er müht sich im Kampf mit den Wellen.

Aber wieder bezwingt ihn die Einsamkeit, die große Bergeinsamkeit, der Mondesglanz, des Sees glitzernder Spiegel, — er kniet vor der Schönheit der Natur und muß in Sehnsuchtsschmerzen des einzigen Weibes gedenken, das er je geliebt, muß ihrer verblaßten Schönheit gedenken, die ihn noch jetzt immer rührt.

„Toni, Toni!“ ruft er, die Hände über das Gesicht zusammenschlagend, — in die stille Nacht.

Ein Jodler eines Übermütigen antwortet. So ist's im Leben, denkt er, den Schmerz des einen deutet der andere als Freude, die traurige Frage des einen

beantwortet der andere mit lautem Lachen. Fremd, fremd bleiben sich die Menschen!

Vielleicht hat auch er den ganzen Mittelstand, all' dessen Leiden mißverstanden, sein Elend falsch gedeutet. Vielleicht gehörte zu seinem Phäakendasein sein Unkensang von der schlechten Zeit, vielleicht gehörte zu seinem Dämmerschoppen das Räsonnieren und Jammern, vielleicht gehörte zu seinem breiten Behagen die ewige Unzufriedenheit?

Jetzt, da er den Phäaken entrückt, sah er die auch anders an, deren Führer, deren König er geworden!

Allmählich beruhigte sich wieder sein Gemüt; er begann kräftig zu rudern, und je mehr er sich dem Lichtmeere am Ufer näherte, je näher der Kursalon ihm entgegenglänzte, vor dessen Gebäude in dem Garten eine italienische Nacht gefeiert wurde, — desto ruhiger wurde er.

Nun, da er vom dunklen Kahn aus die einzelnen Gestalten am hellbeleuchteten Strand immer deutlicher hervortreten sah, nun, da die Kurkapelle im Pavillon einen schmachtenden Walzer spielte, da wurde ihm fast behaglich zumute.

Nein, er kannte sie noch, die Menschen; noch immer regierte das Doppelgestirn der Liebe und des Alkohols über sie, noch immer feierte man Feste, nicht nur in den Großstädten nach des Tages Mühe, nein auch hier nach des Tages Langweile. Noch immer trugen die Kellner schön garnierte Platten, leuchtende Gläser und Flaschen herum. Überall wieder einmal laute Lust, wohliges Behagen, freundliches Sichausleben.

Er ruderte ans Land. Er hatte Luſt, ſich einmal ſelbſt unauffällig harmlos, gedankenlos zwiſchen die Menſchlein zu miſchen, einmal ſelbſt harmlos vergnügt zu ſein.

Er betrat den Kurgarten. Langſam ſchritt er durch den dicht beſetzten Garten am Strand, der von Lampionen in allen Farben, von elektriſchen Lichtern erleuchtet war, und in dem das dunkle Grün und der graue Kies den wirkungsvollen Hintergrund abgaben für die hellen, weißen Sommerkleider der Damen, die leuchtenden Panamahüte der Herren. Vorn am Strand war noch an einem kleinen Tiſchchen, das ein junges, girrendes Paar inne hatte, ein Plätzchen frei. Er nahm dort Platz. Der Kellner brachte ihm ein Bier, er beſtellte ſich etwas zum Eſſen. — Da hatte er alles beiſammen, was er wollte, das gewohnte Milieu, vis-a-vis die Liebe, vor ſich den Alkohol, in der Ferne die Natur, neben ſich das Leben!

Es war heute eine Fremdenreunion, bei der einige Kräfte des Sommertheaters, ſowie einige zur Sommerfriſche hier weilende Künſtler für einen wohltätigen Zweck mitwirkte.

Eine Sängerin hatte das Podium beſtiegen und hatte mit nicht allzu guter Stimme ein Lied in die Nacht geſchmettert, und laut klang „zu wohltätigen Zwecken" der Applaus der Menge.

Dr. Kaſtner muſterte die einzelnen Typen und Figuren näher, die an den Tiſchen ſaßen. Meiſt waren es Familien mit heiratsfähigen Töchtern, mit dem Knabenalter kaum entwachſenen Söhnen, alte Pen-

sionisten, lustige jugendliche Müßiggänger. Einige Offiziere von der nahen Garnison wurden von den Damen besonders umschwärmt. Dazwischen die jüngeren Beamten des Ortes, weniger schneidig, wenig stramm, aber desto geschwätziger.

Kurz, das richtige Kurortmilieu, dessen Grundstock ein gutsituiertes Familienpublikum bildete und dessen Aufputz einige reiche, einige fragwürdige, gelegentliche Sommergäste bildeten.

Kein abgeschlossener, typischer Kreis! Nein, im Freien, in der Sommerfrische nahm man es nicht so genau; wer die Kurtaxe zahlen und ein Ruderkostüm mit Anstand tragen konnte, wurde zur Gesellschaft gerechnet.

Der Komiker des Sommertheaters, ein armer Teufel, dem das umsichtige Festkomitee auch sein heutiges wohltätiges Auftreten bezahlte, trug einige ältere, äußerst dezente Couplets vor, die beim anspruchslosen Publikum für neu und Zwerchfell erschütternd galten.

Als der Festjubel seinen Höhepunkt erreicht hatte, teilte der Badekommissär mit, daß die neue Diva des Sommertheaters, Frau Rosa Werkbrecher sich bereitgefunden habe, auch einiges vorzutragen. — Ein Beifallssturm brach los.

„Rosa Werkbrecher!“ Kastner horchte auf. „Rosa Werkbrecher, die neue Diva des Sommertheaters.“ Liebls Tochter also, — die Roserl! — Seit Monaten hatte er von ihr wenig gehört, seit Monaten war sie ihm aus dem Gesichtskreis entschwunden, seit er sie

damals zu des Sterbenden Frau gemacht, seit dem Begräbnis hatte er sie nicht mehr zu Gesicht bekommen.

Sie selbst schien ihn zu meiden, wohl vom instinktiven Grunde geleitet, als wüßte er allein von jenem Auftritt, den sie am Tage vorher mit ihrem Bräutigam gehabt, als messe er ihr alle Schuld zu.

Er hatte wohl gehört, sie habe sich zur Bühne zugewandt, und ziemlich Glück gehabt. Aber weiter war er dieser Nachricht nicht nachgegangen; was hatte er auch für ein Interesse daran, zumal er mit Liebl fast gar nicht zusammentraf.

„Rosa Werkbrecher, die Diva!" dachte er wieder. In diesem Moment geht ein halblautes Zischen und Ruheheischen durch die Reihen, sie steht am Podium, in schillernder, strahlender Toilette. Schlank, reifer, größer, wie sonst, erscheint sie ihm, weiblicher, begehrenswerter, wie früher!

Man sieht, wie vorerst ihre körperlichen Reize und Vorzüge das Publikum gefangen nehmen, wie man bewundernde Blicke austauscht, wie sich die feschen Leutnants anstoßen. —

Sie bringt zwei, drei Gedichte zum Vortrag, ihre Stimme ist nicht stark und voll, aber sie pointiert gut, alles ist Raffinement und Berechnung und entspringt doch ihrem Talent.

Dann schlägt sie ein leichteres Genre an, ein leichteres, wohligeres und weiches, und schließt mit einem kecken, ehrlichen Gedicht aus dem Simplizissimus „Wohltätigkeitsfest!"

Es war ein Risiko, der Badekommissär erbleichte

ſchon, da ſie es herzuſagen begann; aber ihre Art, dieſe Wahrheiten luſtig, wie verſchachtelt in Schelmerei, vorzutragen, ſiegt. Ein lauter Jubel bricht los, das Publikum iſt faſt geſchmeichelt, ſelbſt gegeißelt zu werden und fühlt ſich nicht im mindeſten betroffen.

Man reicht ihr Blumen, einen Kranz, man drückt ihr die Hände, beſonders die jungen Herren ſind entzückt. —

Da der Applaus nicht enden will, nickt ſie noch Dank, da ſie zu ihrem Platze ſchreitet.

„Bravo, Roſa!“ ruft auch Kaſtner. Ihm iſt, als hätte er ſie nie ſo richtig verſtanden, nicht ſo richtig am Platze geſehen, als da oben am Podium.

Sie geht gerade an ſeinem Tiſch vorüber, und da ſie den Zuruf hört, horcht ſie auf.

Ein Blick, ſie hat Kaſtner erkannt. Und als hätte ſie vergeſſen, wo ſie iſt, — ſtürzt ſie auf ihn zu.

Ihr Atem geht erregt, helle Freude ſtrahlt aus den feurigen Augen.

„Ja, Onkel, Onkel! — das nenn' ich Überraſchung!“

Alle Augen richten ſich nach dem Herrn, den ſie ſo überlaut und freudig begrüßt.

Die wenigſten haben ihn ſchon hier geſehen, nur einer murmelt ſeinen Namen „Dr. Kaſtner aus Wien“, und bald geht es von Mund zu Mund. —

Indeſſen plaudert alles vergnügt weiter.

Nach einer kurzen Begrüßung entfernt ſich Roſerl, ſie will bald wiederkommen.

Am Tiſche, wo ſie bis jetzt unter Schauſpielern,

Leutnants und Sportjünglingen geſeſſen, ſagte ſie: „Kinder, ich hab' dort den Onkel Kaſtner getroffen, ich muß dann zu ihm.“ —

„Onkel iſt gut!“ — lacht einer.

„Natürlich, gut!“ meinte ſie, „ſeid nicht frech. Wenn er da iſt, ſeid ihr mir alle gleichgültig, ſo gern ich euch im Grunde ſonſt hab' — aber ihn, ihn hab' ich ſchon als Backfiſch angeſchwärmt.“

Sie ſagte das ſo leicht hin, als wäre es ein Scherz, als träfe es nicht die einzige, reine große Liebe ihrer Kinder-, ihrer Mädchenjahre.

Oft, oft in ihrem Leben war ſie ihm ſchon recht böſe geweſen.

Als Mädchen ſchon, wenn er ſie gar keines Blickes würdigte, als Backfiſch, wenn er ſie wie ein Kind behandelte, als Mädchen, da er ihre Liebe verſchmäht, als Braut, da er ſie einem verſtümmelten Bräutigam angetraut. Aber neben dem Ärger war immer in ihr etwas wie Bewunderung vor dieſem Manne aufgeſtiegen, dem einzigen Menſchen auf Erden, der ſie zwang, dem ſie folgte.

Scheu war ſie ihm in den letzten Monaten ausgewichen, ſchuldbewußt, — und nun, da ſie ſich ihm plötzlich gegenüber ſah, da kam eine große, erlöſende Freude über ſie. Er hat es dir vielleicht verziehen, denkt ſie — und ſie ſtürzt auf ihn, begrüßt ihn. Ihr Herz ſchlägt ſchneller, als bei ihrem erſten Debut.

Und dann ſieht ſie ſich wieder dieſe Brut an ihrem Tiſche an, die ſie ſtändig wie Leibtrabanten hier im Badeorte umgeben. Schauſpieler mit furchigen

Affengeſichtern, Leutnants, deren Augen dummfrech in die Welt ſehen, — Sportsknaben, die nur von Ruderleiſtungen zu berichten wiſſen. Und damit vergleicht ſie den ruhigen, ſtillen Mann, der Tauſende zu beherrſchen, zu zwingen weiß, der ſeine Pläne ins Rieſenhafte baut und ausführt. Was haben alle geſchrieen, das Warenhaus wird in zwei Monaten verkracht ſein, und noch immer ſteht es da.

Selbſt ihr Vater hat ſich von ihm zurückgezogen, weil ihm ſeine Pläne zu hoch, zu kühn wurden; er iſt lieber zu den Blumen zurückgekehrt.

Sie glaubt, daß nur ſie dieſen Mann verſtehen kann; wie es ſie nach Luxus und Wohlleben treibt, treibt es ihn zu den ſchwindelnden Höhen des Ruhms, treibt es ihn, Herrſcher, Befehlshaber, König zu ſein. —

Ja, ein Herrſcher, ein König, vor dem auch ſie in ſchöner Liebe das Knie beugt.

Und ihr iſt's, als müſſe ſie ihn ſich hier heute gewinnen. „Wag's, wag's, wie einſt auf der Straße, nun biſt du älter, reifer, ſchlauer, wag's, Roſa!" ruft das Weib in ihr laut.

Das Programm iſt abgewickelt, die ſorgenden Eltern führen ihre Töchter und Söhne heim, ſchläfrig recken ſich die Sportjünglinge an ihren Tiſchen.

Vom See her ſtreicht kühl und ſchneidig ein leichter Wind; da man die Lampions im Garten verlöſcht, ſcheint es, als würden erſt die Sterne am Himmel entzündet, ſo hell und ſtrahlend leuchten ſie auf.

Vorn am kleinen Tiſchchen, das das girrende Paar längſt verlaſſen, ſitzt Dr. Kaſtner, läßt ſich vom Wind

umblasen und schaut hinaus auf den mondbeglänzten See, auf die ansteigenden Berge.

Ein herrlicher, friedlicher und doch belebter Abend, eine blaue, monderhellte Nacht.

Nur ganz vereinzelt sitzt noch da und dort eine Gesellschaft auf der Seeterrasse.

Da huscht Roserl an Kastners Tisch.

„Ich darf mich doch hersetzen," sagt sie scheu, „wir haben uns ja so lange nicht gesehen!"

„Nimm nur Platz, erzähl' mir, wie es dir ergangen!" sagt Dr. Kastner kurz.

„Wie es mir ergangen? Onkel. — Wie es eben einer jungen, armen Witwe ergehen kann!" Es schlug ihr kalter, koketter Ton durch, wie sie das sagte.

„Behagt es dir denn beim Theater?"

Sie zuckte die Achseln: „Ich weiß nicht. Es lenkt einen jedenfalls ab. Man verliert sich in den anderen Rollen und kann doch nur sich selbst spielen. — Das reizt mich daran!"

„Ja, man kann nur immer sich selbst spielen!" sagte Kastner wie sinnend.

Der Kellner stellte eine Flasche Wein vor sie auf den Tisch.

„Prost, Onkel!" sagte Roserl lockend. „Du, ich, die Tante Toni, alle sollen leben!"

„Nicht so!" sagte Kastner streng.

„Du hast recht, verdienen tut es die Tante nicht, weil sie mich immer schlecht behandelt hat!"

„Du wirst es so verdient haben!" meinte Kastner.

„Verdient, oder nicht verdient, ich will nicht getreten sein. Von Frauen schon gar nicht. — Nur von dir habe ich mich immer schlecht behandeln lassen!“ sagte sie dann stockend, und ihre Augen leuchteten dabei wie bei einer scheuen Frage!

„Ich habe dich immer so behandelt, wie es angemessen war, wie du es verdientest.“

„Verdienen, immer verdienen. Kann man ‚Liebe‘ verdienen?“ fragt sie plötzlich.

„Man treibt als Packfisch mit einem alten, braven Mann, der der beste Freund des Vaters ist, kein böses Spiel!“

„Auch wenn man ihn liebt, ihn begehrt?“

„Weißt du, was wahre Liebe ist?!“ fragte er wegwerfend. Und da beginnt sie, als kämpfe sie um das Letzte und Höchste in ihrem Leben.

„Ich weiß es, ja, Kastner, ich weiß es, seit ich ein Kind war; weggeworfen habe ich mich an den guten Werkbrecher, gequält habe ich ihn, zu Tode gequält, — aus Liebe zu einem anderen, zu dir. An eine Leiche ließ ich mich fesseln, — deinetwegen. Wien verließ ich deinetwegen, zum Theater ging ich, um dich zu vergessen! — Ich weiß, was Liebe ist. Schlecht, schlecht bin ich geworden, wegen ihr. — Aber du, du sprichst von wahrer Liebe und denkst dabei ans Entsagen, denkst an Tante Tonis Martyrium, denkst an ihr armes, zerstörtes Leben. — Ich kann das nicht, nein, Kastner, ich kann das nicht, ich will leben, und bin dabei unglücklich!“

Tränen der Erregung glänzten in ihren Augen,

da ſie ſo geſprochen, da ſie all' ihren Stolz vergeſſen, — da ſie wieder einmal im Geiſte vor ihm gekniet. Ihre Augen waren geſenkt, nervös fuhr ſie ſich mit dem Batiſttuch über die Wangen.

Er aber ſah hinaus auf den See, er ſog die kühle Luft ein.

Er lächelte bitter. —

Ja, was war er für ein Mann? In Sehnſucht ſchrie ſein Herz ſeit ſchier zwanzig Jahren nach der einen, und er ließ ſie, ihre Liebe, ihren Beſitz ſich wehren von ſeiner Mutter; nach ihm ſchrie laut, ſchamlos laut, ſeit Jahren ein anderes, hübſcheres Mädchen, und er ließ ſie, ihre Liebe ſchreien ſeiner Prinzipien wegen. —

Hätt' er die Sorgenloſigkeit der Phäaken, die nicht an den morgigen Tag denken, die das „Morgen" geſchickt wieder zu einem neuen Feſt ausbauen, er nähme dieſes junge Weib in ſeine Arme und wäre vier Wochen glücklich mit ihr.

Einmal nach Jahren Urlaub, einmal nach Jahren ein kurzes volles Glück!

Was kümmert ihn Toni, was Liebl, was alle Bedenken?!

Auch ſie hatte auf den See hinausgeſehen, als ſuche ſie da draußen, wo ihm zu begegnen.

„Wir wollen einen Kahn nehmen und in die Mondnacht hinausfahren, Franz!" ſagte ſie lockend. „Willſt du mir auch das abſchlagen?!"

„Morgen, morgen," ſagte er, wie tröſtend. „Es iſt zu ſpät, es würde auffallen!"

Er begleitet sie heim bis zu ihrer Wohnung; sie hing fest und weich in seinem Arm.

„Wir könnten ja so glücklich sein!“ sagte sie noch seufzend.

„Ja, Kind, wenn wir nicht so vernünftig wären, so furchtbar vernünftig!“ Er sagt es fast bitter.

Dann stürmt er fort.

Lange läuft er noch in den Straßen längs des Sees auf und ab. — Er schimpft sich einen dummen Jungen, er schimpft sich einen Sonderling, der das Leben nicht leicht und angenehm zu nehmen weiß. —

Da ruft er, wie im Jammer, im Geiste Toni zur Hilfe. Er vergleicht die beiden Frauen, seine Sinne finden an der jungen mehr Gefallen, sein Geist ekelt sich fast vor ihr.

Und doch fühlt er, hier mitten im Nichtstun, mitten im Ausruhen wird er ihr verfallen, hier werden die Wellen über ihn zusammenschlagen, ihn in ihren Armen begraben.

Und das darf nicht sein; ein Mann in den Fünfzig, der alle Torheit in der Jugend gemieden, der scheu noch vor der Geliebten seiner Jugend Halt macht, der darf durch deren Nichte, durch der Tochter seines besten Freundes, nicht fallen. — Sein ganzes früheres Leben verlöre seinen Sinn, seine ganze Zukunft verlöre ihren Halt. Er darf ihr nicht verfallen, es wäre ein zu lauter Triumph. Sie darf über Toni nicht siegen. Denn im Grunde ist ihre ganze Liebe nur ein Kampf um ihn, sie will in ihrer echt weiblichen Bosheit ihn ihrer Tante, die sie haßt, abspenstig machen,

den Sinn dieſes reinen Frauenlebens zerſtören, ihr hehres Opfer lächerlich, ungültig machen.

Dies darf nicht ſein, und wenn er daran zugrunde ginge. „Flieh," ſchreit es in ihm, „flieh, wie ein gehetztes Wild, es gilt dein inneres Leben! Geh' heim, pack' deine Sachen, ſteig' hinauf auf die Berge, — denn morgen wird ſie dich wieder einfordern, und morgen wirſt du ihr verfallen, morgen, worauf du ſie getröſtet."

Und er geht heim, er nimmt ſeinen Rucksack, nimmt einen Bergſtock! — Hinauf in die Berge! Einen Zettel läßt er auf dem Tiſch liegen: wohin er gegangen, damit die Zimmervermieter nicht glauben, er ſei ihnen entwiſcht.

Mächtig ſchreitet er aus, um die Bergeshöhe zu erreichen. Im Mondſchein liegt der Weg klar und hell vor ihm, — immer höher und höher, nun glänzen ſchon die Bergſpitzen ringsum, wie vom Feuer der erſten Strahlen der aufſteigenden Sonne geküßt. Bis tief ins Salzburger und Steyerer Land ſieht er die Höhenzüge erglühen, die Frühnebel ſteigen und jagen, die Täler liegen noch im Dunkel, ſchwarz glänzen die Tannenwälder. Kein Laut durchzittert die Morgenſtille, da ſich dieſes herrliche Schauſpiel vollzieht. Unten, tief unten liegt der See ruhig, dunkel, regungslos. Dr. Kaſtner ſteht ſtill, überwältigt von der heiligen, ruhigen, keuſchen Pracht des Gebirgsmorgens.

Das einzige Menſchlein dort oben. Und doch iſt es, als ſeien ihm in dieſer Einſamkeit Schwingen

gewachſen, ſo leicht und wohl, ſo befreit von allen kleinen Menſchenſorgen fühlt er ſich.

Einem unbeugſamen Geſetz folgen alle ſtumm und gehorſam, die Bergkoloſſe, die Sonne, der See! — Und nur in der Menſchenbruſt ſteigt immer wieder Kampf und Unfrieden auf! —

Aber jetzt hält auch in ſeinem unruhigen Buſen Friede und Ruhe Einzug. —

Frei, frei von allen quälenden Gedanken ſteht er bewundernd auf der Höhe. — Alle Laſt iſt von ihm ab gefallen. Tief, tief unten, da liegt die Verführerin für ihn, meilen-, jahrefern von ihm. —

Frei, frei! ruft es jauchzend in ſeiner Bruſt. — —

Am Morgen, als nach ſchwerem Schlaf Roſerl erwacht, war ihr erſter Gedanke, heute im Laufe des Vormittags Kaſtner aufzuſuchen.

Daß ſeine Ruhe geſtern erheuchelt war, glaubte ſie bemerkt zu haben.

Wenn es ihr gelänge, ihn heute endlich lieben zu dürfen, heute endlich ihren Jugendtraum zu verwirklichen, dann würde alles anders werden, — dann würde er ſie zum Weibe nehmen müſſen, ja zum Weibe. —

Er wird ihr verfallen, — jauchzt ſie, und trällernd macht ſie Toilette. Raſch eilt ſie über die ſauberen Straßen vor das Haus, wo er wohnt.

Lockend ruft ſie zu ihm hinauf: „Onkel, Onkel!“ Aber ſie erhält keine Antwort. Sollte er fort ſein?

Sie fragt die Hausleute, und da erfährt ſie, daß er einen Ausflug gemacht.

Zuerſt erbleicht ſie vor Wut. Aber dann überlegt ſie, — er iſt entflohen, vor ihr entflohen! —

Und ſie jauchzt in ihrem Innern auf. „Ihm nach, ihm nach zur Höhe!“ — Es gibt nur den einen Weg zur Grundlalm!

Den einen ſchmalen Weg, er wird ihr dort begegnen, ihr entgegentreten müſſen, — er wird ſie in die Arme ſchließen!

Und ſie eilt keuchend zum See, läßt ſich überſetzen, um Weg zu erſparen, — um gleich vom Ufer aus aufzuſteigen und nicht erſt um den See zu gehen. Sie wird ihn ſchon erreichen. Sie hat ein herrliches Sportkoſtüm angelegt. — Sie muß ihm gefallen.

Es freut ſie, da ſie am Ufer iſt, da der Bergkoloß vor ihr in die Höhe wächſt, den will ſie erſteigen, und wenn ſie oben iſt, wird ſie den Traum ihres Lebens erfüllt ſehen.

Sie ſteigt und ſteigt, keuchend hält ſie inne, ihre Füße zittern ihr. In ihren Augen glänzen Tränen, — aber ſie muß ihn erreichen. Und wieder geht ſie weiter. Sie ſieht die herrliche Ausſicht nicht, — ſie ſieht den Wald um ſich nicht. Sie ſteigt und ſteigt. Halb muß ſie ſelbſt über ſich lachen, aber dann erſcheint es ihr in ihrer Phantaſie klar, daß ſie ihn nie dort unten im Tal treffen konnte. — In den Höhen, da allein war es möglich.

Endlich, da ſie um die Mittagsſtunde Raſt macht, kommt die Erſchöpfung über ſie. Sie hat nicht einmal Proviant in der Eile mitgenommen, und weit und breit iſt kein Haus, keine Hütte zu ſehen. — Tränen

ſteigen in ihren Augen auf! Sie wird hier verſchmachten, und er wird ſie dann finden, denkt ſie in ihrer Überſpanntheit. —

Hoch oben am Plateau ſitzt ſie nun und ſieht verträumt zur Höhe, ſieht verträumt hinab zum See, zu den Matten und Wieſen und Almen.

Brr, wie einſam es hier iſt, wie einſam!

Sie empfindet es doppelt ſtark, da ſie auf ihn wartet. Stundenlang ſitzt ſie ſo in Träumen, trotzdem ſie der Hunger quält.

Sie muß nun doch ans Eſſen denken. Sie wird zur Alm aufſteigen, dort wird ſie etwas bekommen. Aber es wird dann ſpät werden, die Dunkelheit wird ſie beim Aufſtieg überraſchen.

Nein, er *muß* bald kommen.

Schon ärgert ſie ſich über ihre Verrücktheit, daß ſie ihm in die Waldeinſamkeit nachgelaufen. Alle Glieder ſchmerzen ſie. —

Sie hält wieder Umſchau. Schon ſinken die erſten Schatten unten über die Täler; jetzt, jetzt wird er kommen!

Sie ſieht um ſich; drüben glänzt ein kahler, ſteiniger Pfad herüber, in der Ferne, — eine viertel, eine halbe Stunde weit.

Sie ſchaut mehr mechaniſch hin, ja, dort kommt eine mächtige Geſtalt einhergegangen und hebt ſich plötzlich vom Grau des Felſens ab.

„Kaſtner!“ ruft ſie, „Kaſtner!“

Er muß es hören, denkt ſie.

Aber er ſieht nicht auf.

Langſam, bedächtig ſteigt er ab. Klein und doch groß zwiſchen dem ſchroffen Geſtein.

„Kaſtner! Kaſtner!“ ſie ſchreit es hinaus in die Waldeinſamkeit.

Die kahle Wand wirft matt den Laut im Echo zurück.

Aber er hört ſie nicht. Ihm hämmern vom raſchen Gehen die Schläfe, — er kann ſie nicht hören.

Weit, weit ſchon liegt ſie hinter ihm zurück.

Kein Gedanke an ſie iſt ihm den ganzen Tag über gekommen. Die Erhabenheit der Natur hat ihn frei gemacht.

Vor Wut laut aufbrüllend hockt Roſerl am Boden, noch einmal ſchreit ſie laut auf; dann fällt ſie wimmernd, weinend ins Gras.

Ihr iſt's, als wär' ihr junges Leben mit dem heutigen Tage nutzlos geworden. Er, er hat es zerſtört. Aber ſie wird ſich rächen, ſie läßt ſich von dem alternden Mann nicht wegwerfen. Er ſoll ihr und der Tante nicht bleiben! Seine ganzen Pläne ſollen zuſammen ſinken, ebenſo wie ihre Träume, wie ihr Lebenstraum.

Zur Trauer iſt ſie nicht geboren, aber zum Leben, zum Haß, ja zu flammendem, zerſtörendem Haß.

Was iſt er denn, ein Mann wie hundert andere, ein Fünfziger, der froh ſein könnte, wenn ſie ihm ihre Schönheit ſchenkt.

Sie ſteigt endlich ab. — Er hat ſie nicht hören wollen, denkt ſie noch immer voll Wut.

Gehungert, gedürſtet hat ſie für ihn. Aber heute abend will ſie ſich laben.

Der junge, eitle Fant, der ſie längſt umgirrt, ſoll ſie zum Souper führen, ſoll ſie haben mit Haut und Haar. — —

Im Kurſalon werden alle ſoliden und unſoliden Herrſchaften heute die Köpfe nach ihr recken, wie ſie ausgelaſſen und laut ſein wird. Der Schampus ſoll in Strömen fließen.

Und wenn wieder der alte Berger, das verſoffene Aas, ſie umtanzt, dann wird ſie ihm endlich ein Material zur Verfügung ſtellen, das ihn erfreut.

Warte nur, ſtolzer Onkel, warte nur, und ſie ſtampft vor Wut den Boden. —

Mählich glühen die Bergrieſen in der Abendſonne, die Wälder fallen ins Dunkel, kühl ſteigt die Seeluft auf, wie ſie hinabſteigt; ihren Wangen, die vor Erregung ebenſo rot und ſamtig glänzen, wie die wettergrauen Bergrieſen, tut die Luft wohl.

Noch iſt ſie ſchön und begehrt, noch gibt es jüngere Männer als dieſen Kaſtner! — Sie will ihn der Tante laſſen, der alten Jungfer!

Und trotzig lacht ſie auf. — Aber es fröſtelt ſie in den Gliedern, trotzdem ihr Kopf glüht.

In den Höhen konnte ſie ihn nicht finden, ſie wird ihn in den Tiefen zu finden wiſſen.

Da er nicht ihre Liebe wollte, ſollte er ihren Haß haben.

VIII.

Die großen Geſchäftshäuſer an der Mariahilfer Straße begannen die Konkurrenz des mittelſtändiſchen Warenhauſes zu fühlen. Alte Kundſchaften hatten ſich durch dasſelbe anlocken laſſen, aber dieſe hatten bald geſehen, daß auch hier die Waren nicht billiger wie überall waren.

Schon längſt hatte das Warenhaus die Praxis der „Gelegenheitskäufe“ und Lockmittel aufgeben müſſen, da es nicht möglich war, derlei Waren auf dem Tiſche eines Teilhabers aufzulegen, weil dadurch Streitigkeiten entſtanden.

Die einen wehrten ſich, ſolche Artikel billiger zu geben, die anderen wollten wieder alte Beſtände auf dieſe Weiſe losbringen.

Kurz, die geſchäftlichen Tricks, die das Großkapital zur Anlockung des Publikums anwenden konnte, durften im Warenhaus der Mittelſtändler der Einigkeit wegen nicht benützt werden. Der eine durfte für den andern nicht verlieren.

Die umliegenden größeren Geschäfte begannen dagegen, gekräftigt durch ihr Kapital, mit derlei Manövern. Sie setzten Saison- und Massenartikel zu weitaus tieferen Preisen ab, zum Einkaufspreis, oft sogar darunter, lockten so das Publikum an und hatten an den anderen Artikeln ihren Gewinn.

Viele schlossen sich zu Rabattmarkenvereinen zusammen; kurz, aus der Geschäftswelt heraus begann der gesunde Kampf gegen die Konkurrenz. Was der einheitliche Apparat eines großen Geschäftes leisten konnte, konnte das Warenhaus mit seinen Teilhabern, die fortgesetzt mit einander in Streit lagen, nicht.

Auch bei der Preisnotierung kam es zu großen Differenzen. Die Verwirrung, die Mißstimmung wuchs immer mehr an. Einzelne Teilhaber schieden aus und konnten nicht sofort durch solche derselben Branche ersetzt werden.

Die Idee des Zusammenschlusses erlahmte in allen immer mehr. Man wollte nicht im dritten Stock untergebracht sein, wenn man einen Parterreladen haben konnte. Kurz, die Lage des Warenhauses wurde immer bedenklicher.

Dazu erschien in einem sozialdemokratischen Blatte eine Artikelserie, die sich eingehend mit dem neuen Warenhause, den Zuständen darinnen und schließlich mit der Person Dr. Kastners befaßte.

Seit Jahren hatte Berger das Material dazu mühsam zusammen getragen, seit Jahren hatte er mit diesen und jenen Unzufriedenen in den verschiedensten Gasthäusern Gespräche geführt, seit Wochen endlich

sammelte er über Dr. Kastner Material, über seine Art, seine Aussprüche, seine Herrsucht; auch seiner persönlichen Verhältnisse zu seiner Mutter, zu Toni und Roserl, zu Werkbrecher wurde Erwägung getan.

Dr. Kastner war daraufhin nach Wien zurückgereist, um dem Artikelschreiber, der seit Jahren, wo er konnte, ihm zu schaden suchte, endlich gründlich auf den Leib zu rücken und die Sache den Gerichten zu übergeben.

Er wußte zu gut, aus welcher Quelle all' die gemeinen, unwahren und all' die wahren Beschuldigungen flossen; er wußte, daß sie der Haß Berger in die Feder diktiert hatte, und daß auch Roserl selbst dabei mitgeholfen haben mußte.

Die Artikel hatten sachlich begonnen und nachgewiesen, daß ein Warenhaus auf dieser Grundlage niemals bestehen und sich halten könne, ohne den Prinzipien der Reellität, ohne den Ideen des Mittelstandes entgegen zu arbeiten.

Was da geschrieben stand, hatte sich Dr. Kastner selbst schon in ruhigen Stunden gesagt.

Die Geschichte des Baues, der an den Bräutigam der Tochter eines Führers vergeben worden war, die Prunksucht dieses Architekten, sein Selbstmord, dies alles wurde in einem weiteren Artikel erzählt. Ein nächster sprach über die geschäftliche Anordnung des Unternehmens, über die unumschränkte Alleinherrschaft Dr. Kastners. Der folgende erzählte belanglose Geschichtchen, wie es den einzelnen Teilhabern ergangen, und der letzte, der den Titel: „Der König

der Phäaken" trug, zeichnete in verzerrten Zügen Dr. Kaſtners Bild.

Nur die zwei letzten, die weit über eine objektive Kritik hinausgingen und es mit der Wahrheit nicht ſo genau nahmen, bildeten den Gegenſtand einer Klage, die Dr. Kaſtner gegen das Blatt und gegen den Artikelſchreiber Berger einreichte.

Aber, wie es in derlei Fällen zu gehen pflegt, die getroffene Partei ſelbſt holte ſich aus den Artikeln Stoff und Mißſtimmung gegen Dr. Kaſtner.

Die Teilnehmer ſelbſt verlangten von ihm Aufklärung, hielten ſich um ihr Beſtes betrogen, fühlten ſich auf einmal über Gebühr unterjocht.

Daß auch die Kundſchaft immer mehr den Bau mied, war klar, zumal die Artikel auch, in Broſchürenform verteilt, den Kampf gegen das Warenhaus aufnahmen.

Die reinen Abſichten Kaſtners wollte niemand mehr zugeben, und im Volksmund wurde aus ihm plötzlich ein Deſpot, ein Paſcha, der mit grenzenloſer Willkür geherrſcht hatte.

Er wunderte ſich über dieſe Wendung nicht mehr ſonderlich. Er war im Laufe der Jahre auf das alles vorbereitet worden. Er kannte das Volk von Wien zur Genüge, das ſo bereit war, jedem neuen Mann zuzujubeln und ihn ſpäter zu ſteinigen.

Die Tageszeitungen ſorgten dafür, daß die Affäre im Mittelpunkt des allgemeinen Intereſſes blieb, und immer wieder fand man Notizen, die damit im Zuſammenhang ſtanden. Bald hieß es, das Material,

das zur Gerichtsverhandlung zusammengetragen werde, sei ein großes, bald sprach man vom Rücktritt Dr. Kastners von der Leitung des Unternehmens.

Kurz, ganz Wien erwartete mit Spannung den Tag, da die Verhandlungen beginnen sollten, die einen tiefen Einblick in das wirtschaftliche Leben Wiens, in das Treiben der Geschäftswelt, endlich in Kastners Privatleben bringen sollten.

Insgeheim freuten sich so und so viele seiner kurzsichtigen Anhänger, daß Dr. Kastner nun vor den Schranken des Gerichtes sein Leben und Treiben verteidigen müßte.

Da er es selbst an einem stillen Abend durchging, konnte er keinen Makel daran finden. Geopfert hatte er sich, seine ganze Zeit, alles für diese Menge, die ihn jetzt im Stiche ließ; aber noch fühlte er sich stark genug, mit ihnen abzurechnen.

Von allen Seiten erwuchs eine Feindseligkeit, die Teilhaber im Warenhaus ließen es ihm gegenüber an Frechheit nicht mehr fehlen, aber er ertrug sie; zuerst vor aller Welt die Wahrheit an den Tag bringen und dann alles von sich weisen, — sich zurückziehen.

Aber noch wollte er seinen Mann stellen, noch sollte ihm keiner über den Kopf wachsen. Immer noch duckten sie sich, wenn er sie anschrie, wenn er ihnen Befehle erteilte.

Endlich kam der von so vielen heißersehnte Tag: der erste Tag der Verhandlungen gegen Berger; die Zeitungen brachten am Morgen spaltenlange Artikel,

die die Vorgeſchichte, den Inhalt der Klage zuſammenfaßten.

In ſchwarzen Maſſen ſtand die Menge vor dem ſchmutzigen alten Gerichtsgebäude und harrte, bis die Tore geöffnet würden.

Ein echter Wiener Herbſtmorgen, vom ſtinkigen Donaunebel undurchdringlich, rauh, kalt gemacht, war angebrochen. Ein grauer Herbſttag, — als Abrechnungstag. Mehr als 70 Zeugen waren aufgeboten worden, um die Behauptungen zu erhärten und zu widerlegen.

Keine Ecke ſeines Herzens, kein Deut ſeiner Handlungen ſollte verborgen bleiben. Jeder ſollte ihn kennen mit ſeinen Vorzügen und Fehlern, mit ſeinen Anſichten und Abſichten.

Ein Leben lang hatte er an all' der Laſt getragen, hatte ſich für ſie knechten, für ſie führen, für ſie ſchmähen laſſen, ein Leben lang ohne Freude, voll ewiger Entſagung, voll Verzicht hatte er hinter ſich. Nun forderten ſie Rechenſchaft von ihm, durch dieſen Berger, durch ſeinen Feind, und er wollte ſie ihnen geben. —

Und dann, dann erſt konnte er frei werden, frei von ihnen, frei von allem Zwang, frei von allen Gedanken, dann erſt konnte er trotz ſeiner fünfzig Jahre vielleicht ein neues Leben beginnen, das ihm gehörte.

Im jugendlichen Ehrgeiz, von der Mutter getrieben, hatte er ſich an ihre Spitze geſtellt, — ein Menſchenleben hatte er dort oben ausgehalten, war

mit ihnen durch dick und dünn gegangen, hatte immer ihr Wohl vertreten. Freilich, die Sucht nach Ruhm und Anerkennung hatte ihn auch getrieben, aber es war ja nur der notwendige Sporn, die kleine bescheidene Hoffnung, um alles ertragen, um die Kraft zu all' der Arbeit aufbringen zu können.

Über sein Leben und über sein Treiben wurde heute gerichtet, die Lebensfähigkeit einer ganzen Partei wurde heute nachgeprüft, die Geschichte eines Bürgeraufstandes gegen die Fremden, gegen die Reichen, gegen die Arbeiter würde heute erzählt werden: der Phäaken-Feldzug gegen das Kapital, um ihre Existenz! Wahrlich ein Stück Wiener Zeitgeschichte, ein Stück Wirklichkeitsleben sollte aufgedeckt werden! Und die Vertreter des Volkes, die Geschworenen mußten darüber urteilen.

Endlich sollte die Verhandlung beginnen. Lautlose Stille herrschte im überfüllten Raum; auf der Anklagebank hatte Berger Platz genommen.

Sein Haar war fast ganz weiß geworden, nervös suchten seine Augen das Publikum ab. Ein Flackerschein von Haß und Fanatismus sprach aus denselben! Seine Hände zitterten leise, da er die Seiten der Akten, die er vor sich liegen hatte, knisternd umwendete. Der Alkohol hatte ihn frühzeitig alt gemacht.

Ihm gegenüber stand Dr. Kastner als Kläger, in der Mitte die lange Reihe der Zeugen, Mittelständler, Beamte, Kaufleute, Angestellte des Warenhauses: eine gemischte Gesellschaft, deren Zeugenschaft eigentlich sie selbst treffen sollte.

In langer Reihe hatten das Publikum eben den Raum betreten; von einer anderen Tür aus kam der Gerichtshof in den Saal. Feierliche Ruhe herrſchte unter dem Publikum.

Der Schriftführer verlas ſodann die Anklageſchrift, tonlos, geſchäftsmäßig, und doch horchte alles geſpannt auf.

Nun wird Berger endlich aufgerufen und vom Präſidenten vernommen. Im Anfang redet er leiſe und heiſer, dann aber wächſt plötzlich im Eifer ſeine Stimme, ſein altbekannter Ton, ſein Satzbau, ſein Sarkasmus kommen zum Durchbruch. Einen vom Gerichtshof vorgeſchlagenen Vergleich ſchlagen beide Parteien aus. Jeder glaubt an ſeinen Sieg, jeder an die Wahrheit ſeiner Sache.

Berger beginnt, ſich mit lauter Stimme zu verteidigen: „Ich habe nie die Perſon als ſolche angegriffen, immer die Sache. Vor Jahren ſchon bin ich zum erſtenmal Dr. Kaſtner im politiſchen Leben begegnet, vor Jahren, da er daran ging, ſich eine Partei zu gründen. Schon den Gedanken, mitten zwiſchen Kapital und Proletariat eine Partei zu gründen, halte ich für verfehlt!“

„Dieſe Form der Kritik war Ihnen gewiß geſtattet,“ ſagte der Präſident, „und Sie ſtehen auch deswegen nicht vor den Schranken des Gerichtes. Man klagt Sie an, falſche, verleumderiſche und ehrenrührige Behauptungen gegen Dr. Kaſtner in der Preſſe verbreitet zu haben. Vor allem befaßt ſich die Anklageſchrift vorerſt mit ihren Behauptungen, bei Vergebung

des Bauauftrages des Warenhauſes hätten verwandtſchaftliche Motive mitgeſpielt!"

„Ich werde das beweiſen! Es ſtehen mir ja Zeugen genug zur Verfügung!"

Nun geht der Vorſitzende dieſen Punkt durch, er kommt darauf auf die Bemerkung: Kaſtner hätte wie ein Deſpot und ſehr willkürlich geherrſcht; — und dann kommen auch die perſönlichen und Familienverhältniſſe zur Sprache.

Da der Vorſitzende Berger endlich fragt, was er noch zu ſeiner Verteidigung zu ſagen habe, legt er los. Seine Augen quollen faſt heraus, wie er ſich in den Eifer redete.

„Bei der Naſe hat er das arme Volk von Wien herumgeführt, eine neue Partei ließ er erſtehen, ein Warenhaus mußte gebaut werden, ein Mädchen hat er unglücklich gemacht, nur um ſeinen Ehrgeiz zu befriedigen, nur um wer ſein zu können. Bei lauten Gelagen, die altgriechiſchen und römiſchen Orgien und Bacchanalen glichen, hat er ſie um den Finger gewickelt. Mit Bier und Wein hat er ſie kirre gemacht. Wir haben es ja ſelbſt von Zeugen gehört, wie es auf dem Herbſtfeſt zugegangen. Alles war beſoffen."

Präſident: „Zeuge Liebl und Maderl haben aber unter Eid behauptet, Sie hätten damals einen ſtarken Rauſch gehabt, hätten das Fräulein Salinger und Dr. Kaſtner angeſtänkert!"

Berger: „Ja, ich war eben auch von der allgemeinen Stimmung angeſteckt!"

Präſident: „Ich gebe zu, daß ein oder der andere

bei solch einem Volksfest eines über den Durst getrunken haben kann, aber so, wie Sie das schildern, wird es nicht gewesen sein. — Auch den Beweis, daß die Geschäfte mit Willkür geführt wurden, sind Sie uns noch schuldig."

Da begann Berger: „Ein Warenhaus darf und kann kein Mittelständler erbauen, weil es doch gegen seine Prinzipien spricht; ein Warenhaus konnte nach diesem System nicht geführt werden!"

„Wir haben doch Zeugen gehört, daß es möglich war."

So ging es weiter. Auch Bergers Verteidiger schloß sich an und führte aus: Die lautersten Absichten haben Berger getrieben, Zustände zu schildern, die ein Mann, der beim Volke im Ansehen stand, am Gewissen hat, Zustände, die zum Himmel schreien. Man müsse nur den Bau ansehen, den jener junge Architekt gebaut, um zu wissen, daß der einzig aus verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Gründen vergeben worden war. Hat doch der Erbauer selbst eingesehen, daß er mißglückt war, und sich am Tage der Eröffnung in die Tiefe gestürzt. Der Fiaker Maderl, ein echter Altwiener, hat uns ja erzählt, wie viel Geld jener Werkbrecher verpraßte, hat uns auch erzählt, daß auch Dr. Kastner hie und da einen Tropfen über den Durst trank.

Der Vorsitzende unterbrach ihn: „Herr Doktor, Sie werden bei dem Plaidoyer Zeit haben, sich näher auszulassen, bei den Beweisanträgen kann ich das nicht gestatten."

Der Advokat Bergers lachte hämiſch und beantragte plötzlich, man möchte die Mutter Dr. Kaſtners vorladen, die am beſten über den Charakter und über die Geſinnung ihres Sohnes, ſowie andere Einzelheiten Aufſchluß geben könne.

Nach einer Pauſe beſchließt der Gerichtshof, in Anbetracht des innigen Verhältniſſes zwiſchen Mutter und Sohn, und weil ſich auch der Kläger dem Vorſchlag des Angeklagten anſchließt, die alte Frau Kaſtner nachmittags vorzuladen, wenn's ihr Geſundheitszuſtand erlaubt.

Sodann trat eine Mittagspauſe ein.

Als am Nachmittag die Verhandlung fortgeführt werden ſollte, war auch Frau Kaſtner mit ihrer getreuen Hüterin Toni zur Stelle.

Ein Wiſpern und Tuſcheln geht durch den Saal, als das alte Mütterchen, geſtützt auf Toni, vor die Schranken trat. Sie war alt und ſchneeweiß geworden; nur ihre ſchwarzen Augen ſtachen noch ſo ſcharf wie früher, vielleicht noch ſtärker aus ihrem Geſicht herhervor. Mit der zitternden Rechten ſtützt ſie ſich auf einen Stock.

Es war, als wäre ein Weſen aus einer anderen Welt im Saale erſchienen. Im Publikum raunt man ſich zu, daß das ſchöne Fräulein, die Begleiterin der Mutter, die frühere Braut Kaſtners ſei, von der heute ſchon öfters geſprochen. — Toni ſah nicht rechts und nicht links, nur den frechen Blick Bergers fing ſie ruhig auf.

Er lächelte boshaft vor ſich hin. Die haßte ihn wohl heute noch. Aber eine unbändige Freude ſtieg

in ihm auf, daß er all' die geheimſten Sachen aus Kaſtners Leben aufgedeckt, daß er ſie alle, die feiſten Phäaken, die eiſerne Mutter, die trauernde Toni vors Gericht gezerrt. Das war eine Freiheitsſtrafe ſchon wert.

Der Vorſitzende ließ, als er den Saal betrat, der alten Frau ſofort einen Stuhl reichen und fragte ſie, ob ſie bereit ſei, ihm auf verſchiedene ihren Sohn betreffende Fragen zu beantworten, und ob ſie ſich auch dazu genug wohl und kräftig fühle, nachdem ſie doch alt und kränklich ſei.

„Wenn ich noch älter und noch ſchlechter beinander wär', Herr Präſident, ich wäre gekommen, denn ich — ich gehöre daher, ja, ich gehöre daher," ſagte ſie trotzig. „Eine arme Witwe bin ich geweſen und hab' nur meinen Bub, den Franz, gehabt, die beſte Erziehung hab' ich ihm angedeihen laſſen, im Ausland war er, — immer war ich allein, — aber ich hab' gedacht, vielleicht kann ich ihn den Wienern ſchenken, daß er ihnen aus ihrer Lage hilft. Bin ſelbſt a G'ſchäftsfrau g'weſen und hab' es längſt gemerkt, wo ſie der Schuh drückt. — Er ſollt' ihnen helfen, und er hätt' ihnen geholfen, wenn ihnen noch zu helfen wär'."

Wie die alte Frau dies ſagte, ging eine Bewegung durch den Saal. Als wäre eine der Parzen unter ihnen erſchienen und hätte ihnen grauſam ihr Geſchick vorgehalten!

„Trink' kein' Wein, hab' ich g'ſagt, laß die Madeln, denn Wein und Weib — die haben den Mittelſtand zugrunde gerichtet. Der Mann vormittags und nachmittags im Gaſthaus und die Frau all' weil den Putz im Kopf."

„Zur Sache, zur Sache!“ ſagte der Vorſitzende nervös.

„G'hört das net zur Sache?!“ fragte ſie bös, „muß ich die Gründe net herſagen, warum mein Franz nichts hat ausrichten können? Das Madel da hat er heiraten wollen,“ fuhr ſie mit erhobener Rechten fort, „ihnen zu lieb hat er es net getan, und iſt a Junggeſelle geblieben! Seine Zeit, ſein Leben, ſei' Mutter, ſei' Braut, alles hat er euch geopfert, aber da ſeid's nachher kommen und habt's dös falſch deut', habt's g'ſagt, er tut's aus Eigennutz, — weil ihr nichts davon verſteht! — Ich hab' ihn hingeſtellt an euere Spitze, ich nimm ihn euch wieder, ja, er darf nimmer euer Führer ſein!“ Sie ſagte es mit eherner Strenge, laut ſchallte ihre Stimme durch den Saal. „Er hat tan, was er gekonnt hat, aber ihr, ihr ſeid's ja aus den Gaſthäuſern nicht heraus, habt ja net aufgehört, Feſte zu feiern. Da hat er angefangen und hat für euch gearbeitet, Tag und Nacht, hat ſich an die Spitze des Warenhauſes geſtellt und euch den Kaufmann gemacht. Und auch das war euch net recht, weil ihr ihm habt net helfen wollen bei der Arbeit. Grad alles hätt' er für euch machen ſollen! — Zugrund, zugrund werd's gehen, Wien wird nimmer mehr den Wienern gehören, ſondern den Fremden. Die Türken habt ihr vor Jahrhunderten ſiegreich geſchlagen vor Wien, aber den heutigen Feind: die Böhmen, Italiener, Ungarn, die Juden, die wendet ihr nimmer ab!“ —

Atemlos hatten alle, das Publikum und der

Gerichtshof, den Worten dieſer merkwürdigen Frau gehorcht, — es war, als ſpräche das mahnende Gewiſſen zu ihnen, — durch ſie.

Ja, die „eiſerne Frau", dachte Franz ſtolz, da ſie geendet, die nahm's noch heute mit allen auf, ſeine liebe, eiſerne Mutter!

Und doch ärgerte er ſich im ſtillen, daß ſie auch heute noch, wie vor dreißig Jahren ſchon, für ihn gehandelt, für ihn geſprochen. Und doch fühlte er, all' die einſamen Jahre hatten ſie von ihm nicht entfremdet, trotz aller Schickſalsſchläge glaubte ſie noch an ihn.

Die Worte der Mutter, die aus dem Rahmen des Beweisverfahrens herausfielen, hatten auf alle einen tiefen Eindruck gemacht, der noch anhielt, da der Verteidiger, da Dr. Kaſtner ſelbſt ſprachen. Die langen Reihen der Zeugenausſagen brachten für Dr. Kaſtner nichts wirklich Belaſtendes; dagegen zeigten ſie die meiſten Mittelſtändler in einem eigenen Licht, zeigten ihre vorſündflutlichen Anſichten, ihre phäakenhafte Lebensauffaſſung. Auf eine große Menge von Zeugen konnte verzichtet werden.

Kurz und beſtimmt klangen Dr. Kaſtners Worte. Die Plaidoyers konſtruierten aus dem Fall ein Zeitereignis, jeder in der von ihm gewollten Beleuchtung. Der Prozeß wurde zum Prozeß der Mittelſtandspartei, zur Reinwaſchung Dr. Kaſtners.

In ſpäter Abendſtunde wurde das Urteil endlich verkündigt, das dahin lautete, daß Berger einen Monat Arreſt bekäme. Die Begründung führte aus,

daß, wenn er auch gewisse herrschende Unsitten gegeißelt, er doch zu weit gegangen sei. Das Beweisverfahren hatte ergeben, daß Dr. Kastner in der lautersten Absicht sich an die Spitze der Partei gestellt, den Hauptteil seiner Zeit ihr geopfert und nur für Ordnung und Disziplin gesorgt habe.

Dann zog sich der Gerichtshof zurück, in dichten Massen verließ alles den Saal, nur da die alte Frau, gestützt auf Toni, gefolgt von Dr. Kastner, dem Ausgang zuschritt, machten alle scheu Platz.

Kastner führte die Mutter zu einem Wagen und drückte Toni zum erstenmal nach langer Zeit wieder dankbar die Hand.

Dann eilte er hinauf; die Vorstandsmitglieder des Warenhauses, die bei der Verhandlung zugegen waren, bat er, mit ihm noch auf kurze Zeit ins Beratungszimmer des Warenhauses zu kommen.

„Jetzt in der Nacht?“ sagte einer erstaunt.

„Ja, jetzt in der Nacht. Die Sache ist dringlich,“ antwortete er kurz.

Und scheu folgten sie ihm. Sie wußten kaum, was auf dem Wege sprechen.

Nur Liebl hatte sich an Kastner herangedrängt.

„Ich hab' dir auch manches abzubitten am heutigen Tag,“ sagte Liebl. „Ich hab' in all' dem Trubel der letzten Jahre schon fast den Glauben an dich verloren, heute habe ich ihn wieder gewonnen! Und dann noch eins, ich weiß, meine Tochter hat den letzten Anlaß zu diesem Artikel gegeben, — sie hat sich dessen gerühmt. Du weißt, daran habe ich keine Schuld, —

ich hab' sie erzogen, so gut ich konnte; daß sie so wurde, dafür kann ich nichts. Was ihr immer zusammen gehabt habt, — du bist sicher nicht der schuldige Teil gewesen!"

Schwer aufatmend schloß Liebl; da drückte ihm Kastner fest und innig die Hand:

„Nein, Liebl, ich hab' sie und dich vor allem schützen wollen, — aber ihre Sinne sind ihr, wie immer, durchgegangen. Vielleicht wird sie das Leben noch richten. Ich bin ihr nicht böse, daß sie mit Berger gemeinsame Sache gemacht, — so war es möglich, daß mir endlich die volle Klarheit wurde, daß es so weit kam, daß alles, alles aufgedeckt wurde. Ich hatte nichts zu fürchten als den Klatsch, — und den kann ich ertragen." —

Sie waren vor dem Warenhaus angekommen, das schon im völligen Dunkel lag. Der Portier öffnete erstaunt den Herren; lang fielen die Schatten der Gestalten an die Wände, da sie die Treppe hinauf zum Beratungszimmer stiegen.

Alles schlief! — Ein düsterer, unheimlicher Bau!

‚Er lebt in Stein hier fort und wird doch täglich, allabendlich hier sterben', dachte Kastner, wie einst, da man um dieselbe Stunde Werkbrechers Leiche aus dem Hause geschafft.

Ja, ja, es war wirklich kein Segen auf dem Hause gewesen, — das Volk hatte richtig geahnt. Alle Arbeit, alle Mühe, die er auf das Zustandekommen

des Warenhauſes gewendet, ſchien ihm vergebens geweſen zu ſein. —

Als man eben im Beratungszimmer angekommen war und das Licht entzündet hatte, bat Dr. Kaſtner die Herren, am Tiſche Platz zu nehmen.

Der Hausmeiſter ſchielte in der Runde herum, ob nicht einer der Herren etwas zu trinken anſchaffen werde; aber merkwürdig, niemand traute ſich davon zu beginnen. Es würde eine unheimliche, trockene Sitzung werden, das fühlten alle, ſo unheimlich und trocken, wie es die Phäaken nicht gewohnt waren.

Kaſtner begann: „Meine Herren! Ich habe Sie noch heute hierher gerufen, um Ihnen mitzuteilen, daß ich den Vorſitz in der Vereinigung mit dieſer Stunde niederlege!“

„Jetzt, wo ſich Ihre Unſchuld erwieſen, wo Sie ſo glänzend aus der Verhandlung hervorgehen?“

„Ja, jetzt. Wäre ich für ſchuldig befunden worden, dann hätte ich es als meine Pflicht angeſehen, meine Schuld zu tilgen, durch Arbeit möglichſt alles gut zu machen. Jetzt, da ich rein vor Ihnen daſtehe, — kann ich endlich die Laſt von meinen Schultern wälzen. Vielleicht werden Sie den Anſichten eines Mannes aus Ihrer Mitte mehr Sympathie und Glauben entgegenbringen. — Ich trete zurück. Was mir nicht gelang, Einigkeit und Freudigkeit in das Unternehmen zu bringen, wird meinem Nachfolger vielleicht gelingen!“

„Jetzt, da die Lage so ernst ist, wollen Sie uns verlassen?“

„Ich muß es, denn es ist meine Überzeugung, daß ich Ihnen nichts mehr helfen kann!“ —

Ein Dreister erhob sich und bat ums Wort: „Wir alle würden das lebhaft bedauern; ich glaube in aller Wünschen zu sprechen, wenn ich Sie bitte, doch noch den Vorsitz zu behalten; wir verkennen die schwierigen Verhältnisse nicht.“ —

Ein starrer, trotziger Blick Dr. Kastners ließ plötzlich seine Rede verstummen.

Der Mann war unbeugsam, hart, starr war er geworden.

„Nein, nein,“ sagte Dr. Kastner bestimmt.

„Dann halten Sie das Unternehmen nicht mehr für lebensfähig?!“ fragte ein anderer ängstlich.

„Solange der Mittelstand lebensfähig ist, sind es seine Unternehmungen auch,“ — antwortete Kastner ausweichend.

Eine peinliche Stille trat ein. Alle Augen richteten sich noch einmal, wie fragend, auf Dr. Kastner.

Dann sagte er kurz: „Ich übergebe den Vorsitz dem ältesten Herrn und bitte dies als meinen definitiven Rücktritt zu betrachten!“

Er verneigte sich, nahm Hut und Stock und verließ stumm grüßend das Zimmer.

Als verließe damit alle Tatkraft, alles Glück das Unternehmen, so entsetzt, so ratlos sahen sich die Teilhaber an.

Einer ſtürzte noch auf die Treppe hinaus und rief Kaſtners Namen.

Aber keine Antwort ſchallte zurück.

Feſt und vernehmlich klangen nun Kaſtners Schritte auf dem Steinfließ des Hauſes, — dann fiel die Haustür ins Schloß, der Mittelſtand war allein. — — —

Allmählich legte ſich die Mißſtimmung.

Was ſollte man jetzt machen?

Ein Weiſer ſchlug vor, die Sache zu überſchlafen, und bald kamen auch die Vernünftigen zum Wort. „Können wir die ganze Sache nicht im Wirtshaus abmachen, mich hungert und dürſtet!“

„Ja, ich glaub' ſchon!“

„Ja freilich — ja natürlich!“

So klang es durch's Zimmer.

Und bald verließ man das Haus. Bei Bier und Wein, da wurde man wieder redſelig, da fielen einem Pläne, Entſcheidungen ein. Da wuchs der Mut, die Kraft, und ſchließlich fand man es für die beſte Löſung, daß Kaſtner zurückgetreten.

„Jetzt ſan wir wieder unter uns!“ ſchrie ein Weinſeliger, und alle ſtießen darauf die Gläſer zuſammen. —

Aus all' der Not, aus all' dem Elend, in dem ſie ſich befanden, wuchs mählich die beſte, freudigſte Stimmung hervor. — Sie konnten ja nicht untergehen, ſie durften ja nicht abſterben, — ſo lange Wein und Bier noch floß, ſo lange gehörten ihnen noch Wien, ſo lange gehörte ihnen noch ihre Stadt, ihnen, den Seßhaften,

den Erbeingesessenen, den lustigen, fröhlichen Phäaken am Donaustrand. — — —

Durch die dunklen Straßen schritt Dr. Kastner langsam seiner Wohnung zu.

Er fühlte sich so frei, so wohl, wie seit Jahren nicht, als wäre eine furchtbare Last von ihm abgefallen. —

Er überflog noch einmal sein Leben, wie sie es heute am Gericht ihm vorgehalten, ihm nachgeprüft hatten. — Sie hatten es für rein und makellos gefunden. Er aber fand zwei Fehler daran, zwei Fehler, die ihn eben in diese Atmosphäre hineingetrieben: sein gutmütiger, leichter Sinn, dem die Phäaken sympathisch waren, den die Mutter zu stark beeinflussen, zügeln konnte, und seine Ruhmsucht; aber diese erwuchs nur von seinem freudigen, begeisterungsfähigen Optimismus. Er hatte sie immer mit zu viel Liebe behandelt, er hatte sie zu weich angefaßt, er hatte sich ihnen an die Spitze stellen lassen, er hatte sich seine Braut nehmen lassen, — und hatte sich vormachen lassen, was er einmal bei ihnen erreichen würde.

Ehrgeiz hatte er besessen; aber welcher junge Mann besaß den nicht? Wohin wäre er ohne ihn gekommen?

Trotz all' ihrer Fehler hatte er sie geliebt und liebte sie noch jetzt: seine Wiener, sein Wien.

Nein, ganz würde er sie nicht verlassen können. Unter ihnen wollte er weiter leben und von ihnen

wollte er lernen, ſtatt ſie zu belehren. Ja, er konnte auch von dieſen Ewigfrohen lernen: daß man zuerſt an ſich, an ſeinen Leib und ſeine Seele, an ſeine Freude, an ſeine Liebe denken muß. Nicht immer an die anderen.

Hatten ſie denn auch wirklich einen Helfer gebraucht? Waren ihr Humor, ihr Durſt, ihr guter Appetit, ihre hübſchen Frauen ihnen nicht Helfer und Tröſter in Menge, die ſie alles ruhig ertragen ließen?

Was hatte er ihnen denn geben wollen: Geld, Wohlſtand. Sie hatten ja immer Geld, wenn es galt Ausgaben zu machen, ſie ſchwelgten ja im Wohlſtand, — wenn auch nichts mehr ihnen gehörte.

Nie trugen ſie lange an einem Schmerz, ſie vergruben den Kummer nie in ihrer Seele, im Freundeskreis, bei Becherklang ſprachen und lachten und räſonnierten ſie ſich ihren Kummer vom Herzen.

Und was ihre Vorzüge, ihre Eigenheiten, die Quinteſſenz ihrer großen Lebenskunſt war: ihr leichter, gemütlicher, gemütreicher Sinn, von dem er noch immer lernen konnte, das war auch ihr größter Fehler. —

Das Wienertum hatte er ihnen aus dem Herzen reißen wollen, dasſelbe Wienertum, das er an ihnen ſo liebte!

Was wäre denn von ihnen übrig geblieben?

Nein, dieſe tiefe Eigenart in ihnen, die das Land um ſie, der Wein, die alte Kultur in ihnen erzeugt, die mußte ihnen bleiben.

Sie beſaßen ja die Gabe, lachend zu ſterben, und ihr Lachen, das ſie im Tode bewahrten, pflanzte ſich immer wieder fort, erfaßte wie eine Krankheit auch die Fremden in der Stadt, machte auch dieſe nach Jahren zu Wienern.

Ihr ewiges Sterben und Zugrundegehen war auch ihr ewiges Leben.

IX.

Die Zeugenſchaft hatte Frau Kaſtner doch mehr erregt, als ſie ſich hatte anmerken laſſen. Ihre Energie hatte ſie für Tage aufrecht erhalten; jetzt, da der Prozeß vorüber war, mußte ſie ſich wieder ins Bett legen. Ihre Kräfte ſchienen damit erſchöpft.

Seitdem nun Dr. Kaſtner auch die Stelle als Vorſitzender der Warenhausvereinigung niedergelegt hatte, war die Mutter noch ſtiller, noch ſchweigſamer geworden.

Es ſchien, als habe ſie den Glauben an ihren Sohn wieder gefunden, aber den an die übrige Menſchheit, den an ſich ſelbſt verloren.

In den langen Stunden, die ſie einſam und wach in ihrem Bette lag, fragte ſie ſich immer wieder, ob ſie nicht doch von allem Anfang an Unrecht an ihrem Sohn begangen, daß ſie ihn ſo leitete, daß ſie ihm die Toni vorenthielt, ob ſie nicht ſein und ihr Leben zerſtört.

Jetzt, da von Dr. Kaſtner die drückenden Laſten genommen waren, kam er doch öfters zur kranken Mutter, und alle Liebe und Herzlichkeit, die die Ent-

fremdung zurückgedrängt, ſtiegen in ſeiner Bruſt für die alte Frau wieder auf.

Mit ſcheuer Ehrfurcht vermied es Toni, dieſe ſtillen, glücklich-traurigen Stunden, in denen ſich nach langen Jahren Sohn und Mutter wieder fanden, zu ſtören.

Sie ließ die beiden allein und beſorgte im Laden die laufenden Geſchäfte. Die Stunden waren ihr zu heilig und feierlich, um an ihre Liebe, an ihre Zukunft, an ihr Glück zu denken. Nur fern, nebelhaft noch und doch greifbar nahe, ſchien in ihr etwas wie eine Hoffnung aufzuſteigen! Vielleicht würde noch alles gut, vielleicht!

Oben am Krankenlager ſaß Dr. Kaſtner, ſeine Hand hielt die kalte, knochige Rechte der Mutter feſt und weich wie wärmend umſchlungen.

„Laß die grübelnden, quälenden Gedanken, Mutter! Wie es damals beſſer geweſen wäre, das können wir beide heute nicht ſagen. Ich habe zwei Jahrzehnte tief in Arbeit verborgen gelebt, und das war gut für mich."

„Vielleicht hätteſt du ein ſonnigeres Leben haben können," ſagte mit ſchwacher Stimme die Mutter. „Ich habe das nie verſtanden, weil mein eigenes Leben nie ſo recht von Sonnenſtrahlen erwärmt war!"

„Ich habe ein Leben voll Arbeit bis heute gehabt, und das iſt das Schönſte, — und ich will auch ferner nicht müßig ſein! — Wenn ich ihnen nicht dienen kann, will ich mir durch die Arbeit dienen!"

„Diene ihnen nimmer, Franz. Sie ſchätzen es

nicht. Es iſt verlorene Müh'! — Ich hab's ihnen geſagt oben im Schwurgerichtsſaal, daß ſie den Mund weit aufgeriſſen haben; die alte Kaſtnerin wird's heißen, die hat uns den Untergang prophezeit, — aber die alte Kaſtnerin kennt ihr Volk, zu was ſtünd' ſie zwei Menſchenalter im Laden!"

„Erreg' dich nicht, Mutter! — Schon' dich!" Die alte Frau ließ endlich den Kopf ermüdet in die Kiſſen ſinken.

„Schier bin ich ſchon für gar nichts mehr nutz!" ſagte ſie.

„Ruh' dich aus, lange genug haſt dich geplagt. Laß auch alle ſorgenden Gedanken; die Toni und ich, wir richten ſchon alles, Mutter, ruh' dich nur aus!"

Aber die alte Frau hatte noch etwas am Herzen; — nein, das wollte ſie ihrem Sohn nicht mehr ſagen, ſie wollte ihm nicht weiter raten. Selbſt ſollte er es finden, wie er auch die Sache mit dem Warenhaus ſelbſt gerichtet.

Und die alte, eiſerne Frau, die ſo unbeugſam das Schickſal ihres Sohnes und das Tonis in von ihr gewollte Bahnen gelenkt, ſie, die ihre Willen bezwungen, weinte leiſe vor ſich hin und betete zu Gott, er möge alles, was ſie in ihrem ehrlichen Eifer gefehlt, wieder in die alten Bahnen lenken, und gut machen.

Sie fühlte, wie ihre Körperkräfte ſchwanden und damit auch jene Kraft, andere zu lenken, für andere zu denken und zu handeln. Und doch blieb ein guter Reſt ihrer alten Sehnſucht, ihrer Energie in ihr übrig.

Greif' nicht wieder ein in sein, in ihr Leben, laß sie selbst den Ausweg finden!

Darum sprach sie kein Wort zu Toni oder Franz, das ihr gegenseitiges Verhältnis betraf.

Was wußte sie, — sagte sie sich — wie dies ausgehen, wie dies ausklingen würde. War es längst verflogen, verrauscht, wie es gekommen, hatten die Zeiten es verjährt gemacht, hatte das Alte es ausgelöscht? Wer wußte es? Kaum die beiden selbst.

Offener, ehrlicher, freudiger war Dr. Kastner freilich in der letzten Zeit Toni entgegengetreten. Aber sie brachte das nur mit seiner Stimmung in Zusammenhang.

Dabei ging es der Mutter von Tag zu Tag schlechter, ihre Kräfte schwanden immer mehr. Seit ihre eherne Energie sie langsam verlassen, seit sie sie das letztemal im Gerichtssaal gebraucht, seit die Zügel, an denen sie Kastner und Toni führte, ihrer müden Hand entsunken, schien sie abzusterben. Der größte Traum ihres Lebens, der Traum, den sie für ihren Sohn geträumt, vernichtet, sein Leben, Tonis Jugend umsonst geopfert, das fraß an ihrem alten Herzen. —

Sie hatte im Kampf mit dem Schicksal nun doch verloren. Es war stärker als sie gewesen; nun durfte, nun wollte sie sterben.

Das war das Ende ihres an Arbeit und Mühe reichen Lebens, daß alle Kraft, alle Energie doch nicht hingereicht hatte, um einen einzigen anderen Menschen, ihren einzigen Sohn glücklich zu machen.

Nun wollte sie sterben, nun sollte er selbst das

durchkämpfen, das ſich ſelbſt erringen, trotz ſeiner grauen Haare, was ſie für ihn nicht erreicht.

Sie hatte ihm den Kampf erſparen wollen und hatte ihn doch in eine weit mörderiſchere Schlacht geſchickt, — auf der die Jugend, die jahrelange Arbeit, die Liebe tot auf dem Felde geblieben.

Auch heute früh war er wieder an das Krankenlager ſeiner Mutter geeilt. Längſt ſprach ſie kaum mehr ein kurzes Sätzchen, ſtill, ſtumm, den Kopf zur Wand gewendet, lag ſie da; nur wenn ihr Franz kam, dann legte ſie ihre kalte Hand in die ſeine, dann wendete ſie den Kopf zu ihm und ſah ihn mit ihren ſchwarzen, ſtechenden Augen an, als könnte ſie ihm bis in die letzte Falte des Herzens ſehen.

„Wenn ich nicht mehr bin, wird deine zweite Jugend beginnen, dann wirſt du ſelber handeln, — dann erſt wird ſich zeigen, was du kannſt!“ ſagte ſie müde.

Aber er drängte ſie, ruhig zu ſein. Was hatten denn all' die dummen Gedanken für einen Zweck. — Lange, recht lange ſollte ſie ihnen erhalten bleiben, ihm und der Toni, der ſie wirklich eine Mutter geworden.

„Glaubſt du, daß ich das war?“ fragte ſie erfreut. „Ich hab' mich ehrlich bemüht, es zu ſein! — Ich hab' ihr auch nie gegen dich etwas eingeredet, ich hab' ihre Liebe zu dir damals nur in andere Bahnen gelenkt, und wenn ſie genug ſtark war, dann wird ſie auch jetzt noch den Weg in die alte Bahn zurückfinden!“

„Mutter, Mutter, ſchweig!“ bat er. Er ſelbſt durfte und wollte heute, jetzt, hier dieſen Gedanken nicht ausdenken.

„Ich hab' dich ihr nie wirklich genommen!“ ſagte ſie, als drückte ſie eine ſchwere Laſt. „Denn du wirſt auch noch nach mir Liebe brauchen, — ich hab' dich ja ſo daran gewöhnt!“

Da küßte Dr. Kaſtner ſeiner Mutter magere Hand. Ja, ſie hatte ihn an Liebe gewöhnt; wenn ſie beide irre gegangen im Laufe der Jahre — von dieſem Wege war keines abgewichen. Tief und ſtumm, opferfreudig und lauter, uneigennützig und mächtig hatte ihn ſeine Mutter geliebt, und er war in ſcheuer Ehrfurcht und Hochſchätzung immer in tiefer Liebe vor ihr geſtanden. —

In der Mutter Auge glänzte eine ſcheue, freudige Träne, des Sohnes Kopf ruhte auf ihrer Hand.

Da trat Toni ſcheu ins Zimmer. Einen Augenblick zögerte ſie, als dürfte ſie dieſe heilige Szene nicht ſtören. — Aber dann dachte ſie: man ruft ihn in der Not, in der großen Not, aus dem ruhigen trauten Winkel ſoll er in den Kampf!

„Franz!“ rief ſie leiſe.

Er hob ſeinen grauen Kopf verträumt, ſie erſtaunt anſehend.

„Zwei Herren vom Warenhaus ſind draußen, die dich dringlich zu ſprechen wünſchen; ſie haben dich ſchon in deiner Wohnung vergebens geſucht!“

Er wollte ſie abweiſen; aber da Toni ſagte: „ſie haben es ſehr eilig, es ſcheint etwas los zu ſein,“ da

ging er der Mutter ſtumm zunickend, doch zu ihnen hinaus.

Nach dem Austritt Dr. Kaſtners hatten bald im Warenhaus Zuſtände geherrſcht, die jeder Beſchreibung ſpotteten. Die einzelnen Teilhaber taten, was ſie wollten. Plätze wurden gewechſelt, Geſchäfte mit Saiſonartikel verſäumt, kurz, kaum daß man ſich noch unter den Verkaufsſtänden auskannte, man bekam auch nicht das, was man verlangte, ſo daß das Publikum immer mehr fern blieb. Das bißchen Geld, das bei Kaſtners Abgang in den Kaſſen war, wurde zu allen möglichen Neuanſchaffungen leichtſinnig verwendet, und die dringendſten Rechnungen konnten kaum bezahlt werden. So kam es, daß man endlich plötzlich vor der Wahl ſtand, den Konkurs anzuſagen, oder ſich nach neuen Geldquellen umzuſehen.

Da wandte man ſich, allen Haß, allen Stolz, allen Groll vergeſſend, in der Not an Dr. Kaſtner. Er ſollte ihnen helfen und raten. „Sie dürfen uns das nicht abſchlagen!“ ſagten die Abgeſandten weinerlich.

„Daß es wieder heißt, ich wollt' euch beherrſchen und weiß Gott was. Nein, ſeht nur, wie ihr aus der Affäre kommt. Ich habe euch alles in Ordnung hinterlaſſen, wenigſtens in Ordnung!“

„Ja, wenn Sie damals an der Spitze geblieben wären, — aber das iſt auch mit Schuld an unſerem Untergang, daß Sie uns verlaſſen haben!“

„Glaubt ihr, ich hätte euch damals noch helfen

können? Ihr habt ja kein Vertrauen, keine Liebe zu mir gehabt!"

„Ja helfen, ja raten Sie uns grad' noch das eine Mal!"

„Gut!" sagte er endlich. „Aber nur dann, wenn ihr mir unbedingte Vollmacht gebt!"

„Ja freilich, freilich!"

„Sind die Herren der Vorstandschaft im Warenhaus?"

„Die meisten wohl, und wer auch nicht dort ist, der ist nicht weit!"

„Wahrscheinlich im nächsten Gasthaus?" sagte er sarkastisch. — „Einen Augenblick, meine Herren, — ich sage nur noch meiner kranken Mutter Adieu, — dann komme ich in Gottesnamen mit."

Er betrat leise das Krankenzimmer auf den Zehenspitzen.

„Was wollen sie von dir?!" fragte bitter und aufgeregt die Mutter.

„Sie brauchen mich, da will ich ihnen noch einmal helfen!"

Schon wollte ihm die Mutter das wehren, aber dann dachte sie, daß sie ihn ja von nun an handeln lassen wollte.

„Geh nur, Franz," sagte sie milde, „geh!"

Und fast freudig machte er sich auf den Weg. Vielleicht könnte er den Phäaken doch noch einmal helfen. Er war ihnen ja nicht böse, er hatte all' die Zeit seit seinem Austritte — es waren Monate her —

oft und oft an sie gedacht. Konnte er ihnen grollen, da sie blind, taub und lahm waren?

Oft und oft schon hatte er sich wieder nach irgend einer Arbeit, irgend einer Tat gesehnt, nach Betätigung seiner Kräfte, die auch ihm den Glauben an sich stählen sollten.

Er hatte ein zu gutes Herz, einen zu schnell verzeihenden Sinn, — er war ja selbst solch ein Wiener.

An der nächsten Ecke nahm er einen Fiaker und fuhr zum Warenhaus.

Schon erwarteten ihn alle Herren der Vorstandschaft.

„Das ist schön, daß Sie doch noch gekommen sind," hieß es.

„Hätt' ich euch im Stich lassen sollen?! — Das wollt' ich nicht. Aber eines müßt ihr mir, der ich die ganzen Verhältnisse, der ich euch zur Genüge kenne, versprechen, daß ihr mir volle Vollmacht gebt, daß ihr mir aufs Wort gehorchen wollt, und daß ihr im Nachhinein nicht wieder brummen, schimpfen und räsonnieren wollt!"

Und alle versprachen ihm das feierlich.

„Nun die Bücher her!" sagte kurz.

Drei Buchhalter wurden gerufen, die rasch die Aktiven und Passiven zusammenstellen mußten.

Währenddessen rauchte Dr. Kastner eine Zigarre und sah hinaus auf die Mariahilfer Straße, wo die Menschen im dichten Strom einander jagten.

Er hatte sie seit der Gründung manche Sünde tun, manchen Fehler machen lassen; jetzt mußte dies

alles mit einem Schlag geſühnt, mit einem Schlag möglichſt gut gemacht werden.

Er ſelbſt hielt es für ſeine Pflicht, daß nichts verheimlicht, nichts verſchleiert würde.

Hatte er der Idee wegen den Bau zu hoch bezahlt, ſo durfte er jetzt nur mit dem wirklichen Werte eingeſtellt werden.

Käm' es zu einem Konkurs, ſo würden vor allem die einzelnen Teilhaber herangezogen werden, und damit wären ſo und ſo viel mittlere Geſchäftsinhaber vernichtet, ſo und ſo viel Familien brotlos.

Das Ärgſte, den Krach des Warenhauſes, mußte er von ihnen, wenn es irgendwie möglich war, abwenden. Schon um den lauten Skandal zu vermeiden, der den Mittelſtändlern beim Publikum den letzten Kredit nahm.

Er ſelbſt nahm die Bücher zur Hand und überflog ſie. Welche Unſummen waren da hinausgeworfen worden, ſeit er ausgetreten war, welche Fehler geſchehen. —

Nach einigen Stunden Arbeit war man ſo weit, die Hauptſummen gegenüberſtellen zu können.

Das Defizit war bedeutend, aber nicht einmal ſo hoch, als Dr. Kaſtner gedacht hatte. Es zeigte ſich daraus, daß trotz der Ungunſt der Verhältniſſe, trotz der Art der Führung, trotz aller Fehler, die Idee eines großen Warenhauſes in Wien rentabel war; freilich, dieſe Leute, die die Hauptprinzipien verachteten und verkannten, durften es nicht mehr weiterführen.

Er ließ alle Herren zuſammentreten, um ihnen ſeinen Plan mitzuteilen.

„Nach Durchſicht der Bücher, meine Herren, hat er ſich ergeben, daß die Paſſiven die Aktiven zwar ſehr überſteigen, daß wir aber trotzdem vielleicht einem offenen Krach aus dem Weg gehen können, wenn — ja wenn wir das Warenhaus aus der Hand geben, das heißt wenn wir es an den Hauptgläubiger, an die am meiſten beteiligte Bank verkaufen. Ein großes Plus wird dabei nicht herauskommen, aber wir werden uns wenigſtens anſtändig aus der Affäre ziehen können. Geben Sie mir die Vollmacht, die unumſchränkte Vollmacht, ihre Intereſſen der Bank gegenüber zu vertreten, dann will ich ſofort verſuchen, mit derſelben in Verhandlung zu treten!“

Alle atmeten erleichtert auf, und Dr. Kaſtner wurde beauftragt, die Sache zu führen.

Noch am ſelben Nachmittag begab er ſich zu jenem Bankhaus und wurde dort vom Direktor, der vielen Sitzungen der Warenhausvorſtandſchaft beigewohnt, aufs freundlichſte begrüßt.

Als dieſer erfahren hatte, daß er in der Angelegenheit des Warenhauſes komme, lachte er hell auf.

„Sind ſie ihnen ſchon wieder verfallen, Doktorchen?“

„Nein, ſondern ſie mir, ſie Ihnen!“

„Na ſchießen Sie los!“ Und Dr. Kaſtner legte ihm klar die Lage der Mittelſtändler auseinander, wies die Rentablität bei geſchickter Geſchäftsführung

nach und machte ihm schließlich den Vorschlag, das Warenhaus für sein Haus zu erwerben.

„Die Idee ist nicht schlecht," sagte zögernd der Direktor. „Ich hätte nicht so viel Geld in Ihr Unternehmen gesteckt, wenn ich nicht immer an die Möglichkeit gedacht hätte, es einmal anzukaufen. — Wir haben mehrere Fabriken in unserem Besitz, daß wir so ein großes Absatzgebiet schaffen könnten, die Waren auf die Weise billiger und rascher an den Mann zu bringen und die Fabrikation sowie den Markt besser zu beherrschen."

„Die Hauptsache für uns dabei wird sein, die Einsätze der Teilhaber zu retten!"

„Ich soll also den Konkurrenten auf die Füße helfen?" sagte der Direktor schmunzelnd.

„Sie werden das Geld ja doch ins nächste Wirtshaus tragen!" meinte Kastner.

Der Bankdirektor nahm ein Blatt Papier und begann zu rechnen; dann klingelte er nnd ließ den anderen Direktor kommen.

Noch eine kurze Beratung, und man hatte sich in der Hauptsache geeinigt.

Nach einer Aufsichtsratssitzung sollte in einigen Tagen die Entscheidung fallen.

Und sie fiel: die Bank, der viel am Ankauf des Warenhauses lag, entschloß sich, gegen eine mäßige, aber immerhin anständige Summe den Bau samt Einrichtung und Lager zu erwerben.

Viel blieb nach Deckung der Passiven nicht übrig, aber die Teilhaber kamen mit dem blauen Auge davon.

Nun war auch diese seine Tat vom Erdboden verschwunden. Was er mit Riesenmühe erbaut, geformt, zusammengeschweißt, hatte er mit Mühe wieder gelöst, zerstört.

Nun waren die Mittelständler wieder so weit, wie vor zwei Jahrzehnten, nun stand auch er wieder am Anfang.

Ein zwanzigjähriger Traum verweht, versunken; gleich einem Luftschloß mahnte nur noch der stolze Bau auf der Mariahilfer Straße daran.

Aber so hatte es kommen müssen, er hatte es selbst wieder ausmerzen müssen und er selbst, der sie vom Kapital befreien wollte, hatte sie diesem wieder ausgeliefert.

Und wenn er den Rest zog, so blieb nur das eine, daß er eigentlich zu Nutzen und Frommen des Kapitals seine Idee verwirklicht, daß er für dieses ins Feuer gegangen war, und viel für dieses vorgebaut.

Nun konnten sie wieder zu ihren kleinen Geschäften, zu ihren kleinen Wirtshäusern zurück; manch einer würde auf der Strecke bleiben, manch einer würde diesmal ein bißchen mehr Glück haben, aber aus den Niederungen würde kaum einer mehr zur Höhe kommen.

Im Gasthaus würden sie noch eine Zeit davon sprechen, die Volkssänger würden noch darüber ihre Witze machen, — dann war's vergessen, dann war es nicht mehr als eine Etappe, eine Krankheitserscheinung in ihrem an Krankheiten so reichen Leben und Hinsterben.

Was ihnen allen nicht geglückt, dem Großkapital, der Bank wird es glücken, — ſie wird Tauſende und Tauſende im Monat aus dem Warenhaus ziehen.

Die Wiener aber wurden von den Fremden an die Wand gedrückt, weil ſie nicht den Kampf, ſondern die Winkel ſuchten.

Und erſt, wenn einer käme, der ſie mit der Peitſche des Haſſes anſpornen würde, der ſie zu wütenden, haßerfüllten Horden umſchmölze, dann würden ſie für kurze Zeit vielleicht noch einmal ſiegen. Man ſpürte ja ſchon den Haß gegen die Fremden, gegen andere Nationen, gegen die Juden da und dort in Wien, er züngelte da und dort auf, vielleicht würde er auch ſeine Mittelſtändler ergreifen, aber er würde ihre Charaktere ändern, ihren Durſt, ihren Appetit mindern, und um all' das wäre es im Grunde doch jammerſchade.

— — — — — — — — — — — — — —

Frau Kaſtners Kräfte waren im Schwinden. Seit Tagen ſchlummerte ſie langſam dahin, nur für kurze Zeit erwachend, nur ganz geringe Nahrung aufnehmend.

Für den Arzt war Frau Kaſtners Weiterleben ein Rätſel; noch nie hatte er eine ſo zarte Frau, eine ſo bejahrte Frau ſo lange gegen den Tod kämpfen ſehen.

Ihr eherner Wille ſchien auch dieſen zu zwingen. Auch jetzt noch ließ Toni Dr. Kaſtner allein am Sterbebette der Mutter, — ſie wollte die letzten Stunden, in denen die beiden ſich noch beſaßen, ihnen nicht kürzen, ſie nicht ſtören.

Wenn Frau Kaſtner erwachte, dann ſah ſie ge-

ängſtigt um ſich, und erſt wenn ihre Augen ihren Sohn erblickten, ſchien ſie ſich zu beruhigen.

Nur heute ſchien ihr das nicht zu genügen, ſie verlangte auch nach Toni.

Sie wollte ſie auch um ſich haben.

„G'hörſt ja auch her, biſt ja mei' Töchterl!“ ſagte ſie mit leiſem Lächeln, ihr die Hand ſtreichelnd. „So, jetzt hab' ich euch alle beide, ihr Lieben, — eines hab' ich für den andern aufgehoben. Ihr ewigen Brautleut'!“ Sie ſagte es mit leiſer, heiſerer Stimme in einem Anflug von Humor.

„Möcht' ihr euch denn gar nicht küſſen?“ fuhr ſie lächelnd fort.

Da fiel, von der Güte der ſterbenden Frau überwältigt, Toni unter freudigem Schluchzen zu Enden des Bettes nieder, den Kopf in die Hände geborgen.

„'s Glück wird ſchon kommen! Ihr habt ja nur a zwanzig Jahrln darauf warten müſſen, manch einer hat ſein Leblang vergebens darauf gewartet!“

„Derf ma denn, Mutter, derf ma denn?“ fragte unter Tränen Toni.

„Ja freilich derfſt! Glaubſt, ich hab' dich g'richt und zogen, daß du mir an andern ſei' Frau wirſt, Mädel! — Und du, Franz, ſteh' net da, als wenn dir die Zunge und die Arme angewachſen wären. Ja, mir ſcheint, jetzt, wo's die Mutter erlaubt, daß ihr euch küßt, jetzt habt die Schneid' verloren!“

„Aber die Liebe nicht in all' den Jahren!“ ſagte Franz. Dann ſtreckte er Toni die Hand entgegen, ein treuer, dankbarer Blick traf ſie, aber jetzt, vor

der Mutter, sie zu küssen, scheute er sich. Seine Liebe war so groß, so keusch, daß sie noch das Mutterauge fürchtete. —

Die alte Frau war wieder in einen schweren Schlaf gefallen. Ratlos standen die beiden, sich an der Hand haltend, an ihrem Bett.

„Wenn wir sie uns nur am Leben erhalten können," meinte Toni seufzend, „deine gute, gute Mutter!"

„Alles müssen wir verlieren, — um uns selbst gefunden zu haben."

Als sie gegen Abend für einen kurzen Augenblick erwachte, lächelte sie glücklich, da sie die beiden nebeneinander stehen sah.

„Habt euch nur recht lieb, ja nur recht lieb; Liebe ist ja alles," sagte sie kaum hörbar, — dann faßte sie eine beängstigende Unruhe.

Ihre letzte Stunde kam. Und die Frau, die in ihrem ganzen langen Leben von nichts als von Pflicht, Ruhm, Arbeit und Mühe gesprochen, sprach im Tode nur — von der Liebe.

Gegen Mitternacht schloß sie für immer die Augen. — Die eiserne Frau hatte ausgerungen, sie hatte für immer ihre Herrschaft niedergelegt.

Aber wie sie still und stumm da lag, da war es den beiden, als wäre doch eine furchtbare Lücke in ihr Leben gerissen.

Am Bettende knieend und ein Gebet sprechend, reichten sie sich die Hände, — mit Tränen in den Augen gab er ihr den ersten Kuß auf die Stirne.

„Sie hat es so gewollt!" sagte er feierlich.

Dann erhoben ſie ſich. — Keines von beiden dachte ans Schlafengehen. Sie zündeten eine Lampe an, ſetzten ſich gemeinſam an den runden Mahagonitiſch und ſprachen flüſternd, als wollten ſie den ewigen Schlaf der Mutter nicht ſtören, von ihrer Liebe, von all' den langen, ſchweren Jahren; aber all' ihre Worte klangen aus in einem Sang zum Lobe der Toten, die dort im Bette lag.

Die dort hatte die Kunſt beſeſſen, das Mädchen, das er in der Jugend geliebt, ihm vorzuenthalten und ihm doch zu bewahren, zu bewachen, zu erziehen; nun, da ſie ſterben mußte, hatte ſie ſie ihm wie ein Kleinod übergeben, das ſie treulich gehütet.

Ein neuer Morgen war herangebrochen, da ſich Kaſtner endlich erhob, um alle Vorkehrungen zur Beſtattung der Toten zu treffen.

Ein Werkeltag wie hundert andere, — und doch erſchien er ihm als ein Tag beſonderer Art. Sein Schmerz um die Mutter war mild und ſtill, ſie hatte ihm ja ſterbend einen Troſt hinterlaſſen. —

Sein Haar war grau, ſeine Augen von ſchweren Schatten, von Nachtwachen und Weinen umrändert, aber doch ſah ſein Blick hoffnungsvoll in die Zukunft.

Ein Leben für ſie und für ihn wollte er nun führen, ein Leben mitten unter den Phäaken und doch von ihnen fern; das Geſchäft der Mutter wollte er verkaufen und ſich ganz ſeiner Advokatur widmen. Den Vorſchlag des Bankdirektors, außerhalb Wiens eine glänzende Stellung als Leiter eines großes Unternehmens anzunehmen, hatte er jüngſt ausgeſchlagen.

Ihr, die ihm ihre Liebe, ihre Jugend, zwanzig Jahre ihres Lebens in treuer, ſcheuer Pflichterfüllung geopfert, gehörte ſein künftiges Leben. Ihre ſchlummernde Schönheit war ſchon durch einen erſten, ernſten Kuß wie neu erwacht, ihre harten, ſtrengen Züge hatten die Tränen um Frau Kaſtner weicher und milder gemacht.

Und da ſie Arm in Arm hinter dem Sarge der alten Frau dahinſchritten, da wußte Wien, daß ſich die beiden endlich doch noch gefunden.

Und ſelbſt die größten Läſtermäuler ſchwiegen; der Fall war zu ſelten, zu ernſt und zu heilig.

Altenburg (S.-A.).
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Neuere Werke österreichischer Autoren

aus dem

Verlag von **L. Staackmann, Leipzig.**

Ferdinand Bernt, Zwischen zwei Sprachen. Drama. M. 2.—.

Emil Ertl, Feuertaufe. Neues Novellenbuch. Brosch. M. 3.50, geb. M. 4.50.

— Opfer der Zeit. Novellen. Brosch. M. 3.50, geb. M. 4.50.

— Die Leute vom Blauen Gugucksbaus. Roman. Brosch. M. 4.50, geb. M. 6.—.

Franz Karl Ginzkey, Das heimliche Läuten. Gedichte. Brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Rudolf Greinz, Bergbauern. Lustige Tiroler Geschichten. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—.

— Im Herrgottswinkel. Lustige Tiroler Geschichten. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—.

— Das goldene Kegelspiel. Neue Tiroler Geschichten. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—.

— Marterln und Votivtaferln des Tuifelemalers Kassian Kluibenschädel. Kart. M. 3.—.

— Tiroler Bauernbibel. Brosch. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Peter Rosegger, Das Sünderglöckel. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—.

— Nixnutzig Volk, Eine Bande paßloser Leute. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—.

— Wildlinge. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—.

— I. N. R. I. Frohe Botschaft eines armen Sünders. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—. Volksausgabe geb. M. 1.30.

Kataloge und Prospekte gratis.

Neue Bücher 1907.

L. Staackmann Verlag, Leipzig.

Ferdinand Bernt, Tills Irrgänge, Roman. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Otto Ernst, Vom geruhigen Leben. Neuausgabe. Brosch. M. 2.50, geb. M. 3.50.

— Siebzig Gedichte. Auswahl. Kart. M. 1.—.

Max Geißler, Inseln im Winde. Ein Halligroman. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—.

— Die Musikantenstadt. Roman. Brosch. M. 3.50, geb. M. 5.—.

Otto Grautoff, Excentrische Liebes- und Künstlergeschichten. Brosch. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Rudolf Greinz, Tiroler Bauernbibel. Neuausgabe. Brosch. M. 2.50, geb. M. 3.50.

— Das alte Nest. Ein Tiroler Roman. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Angelo Neumann, Erinnerungen an Richard Wagner. Brosch. M. 6.—, geb. M. 7.50.

Peter Rosegger, Die Abelsberger Chronik. Illustriert. Kart. M. 3.—.

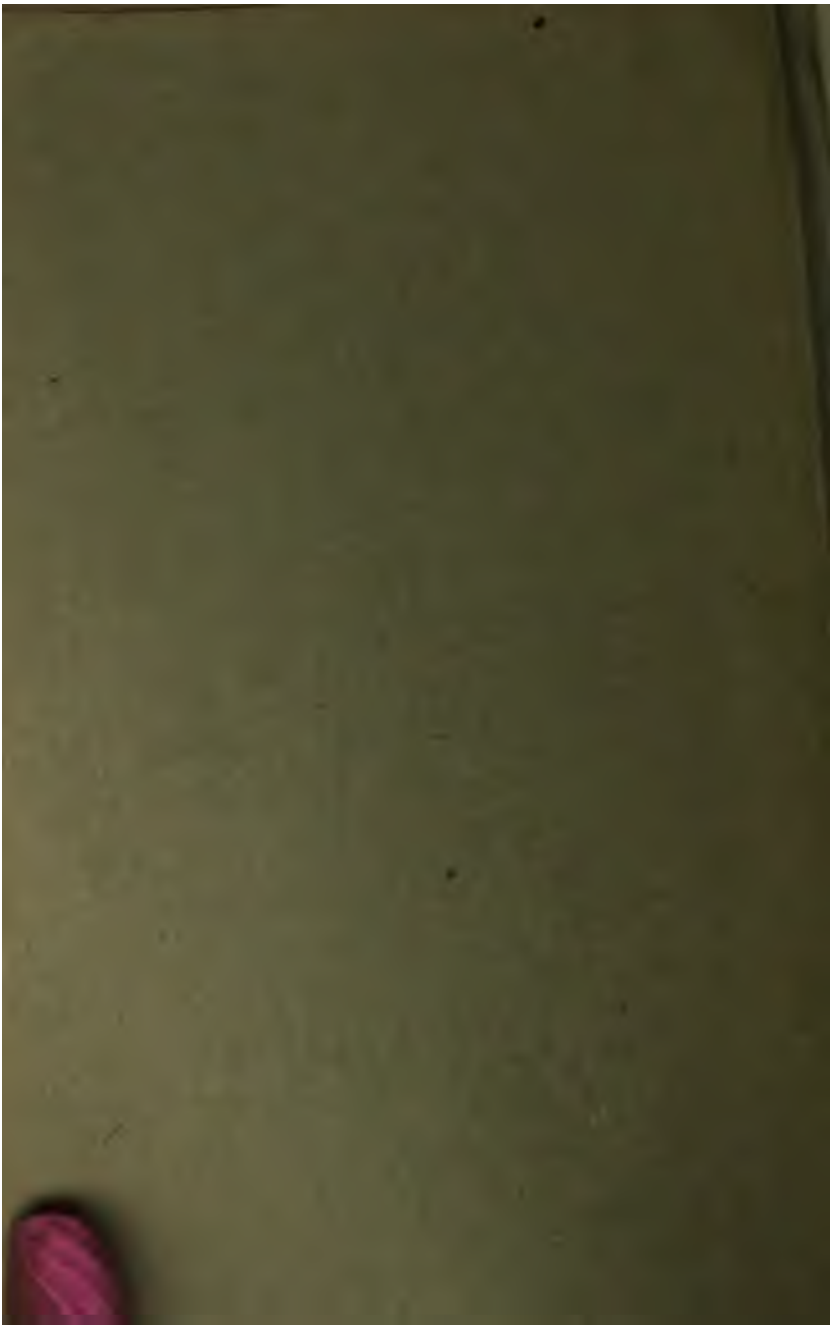
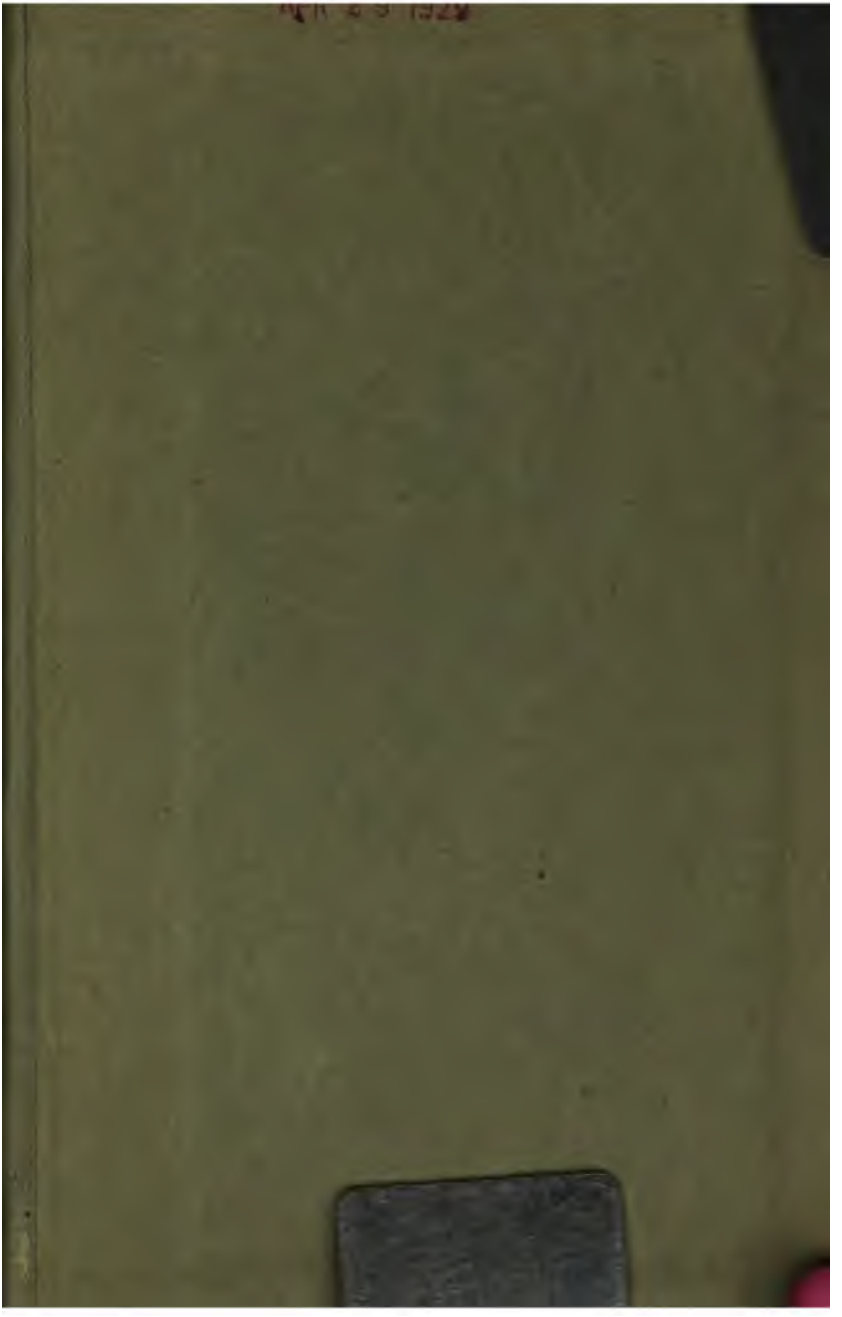
— Die Försterbuben. Ein Roman aus den steirischen Bergen. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—.

— Schriften III. Serie 10 Bände. Geb. in Kassette M. 38.—.

Paul Schreckenbach, Der böse Baron von Krosigk. Roman. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Karl Söhle, Mozart. Dramatisches Zeitbild. Kart. M. 2.—.

Friedrich Spielhagen, Ausgewählte Romane. 5 Bände. Komplett M. 18.—, jeder Band einzeln M. 4.—.

Inhalt: Probl. Naturen. — Sturmflut. — Was will das werden? — Sonntagskind. — Stumme des Himmels. — Opfer. — Freigeboren.

Umschlagdruck von Büxenstein & Borngräber Lpz.